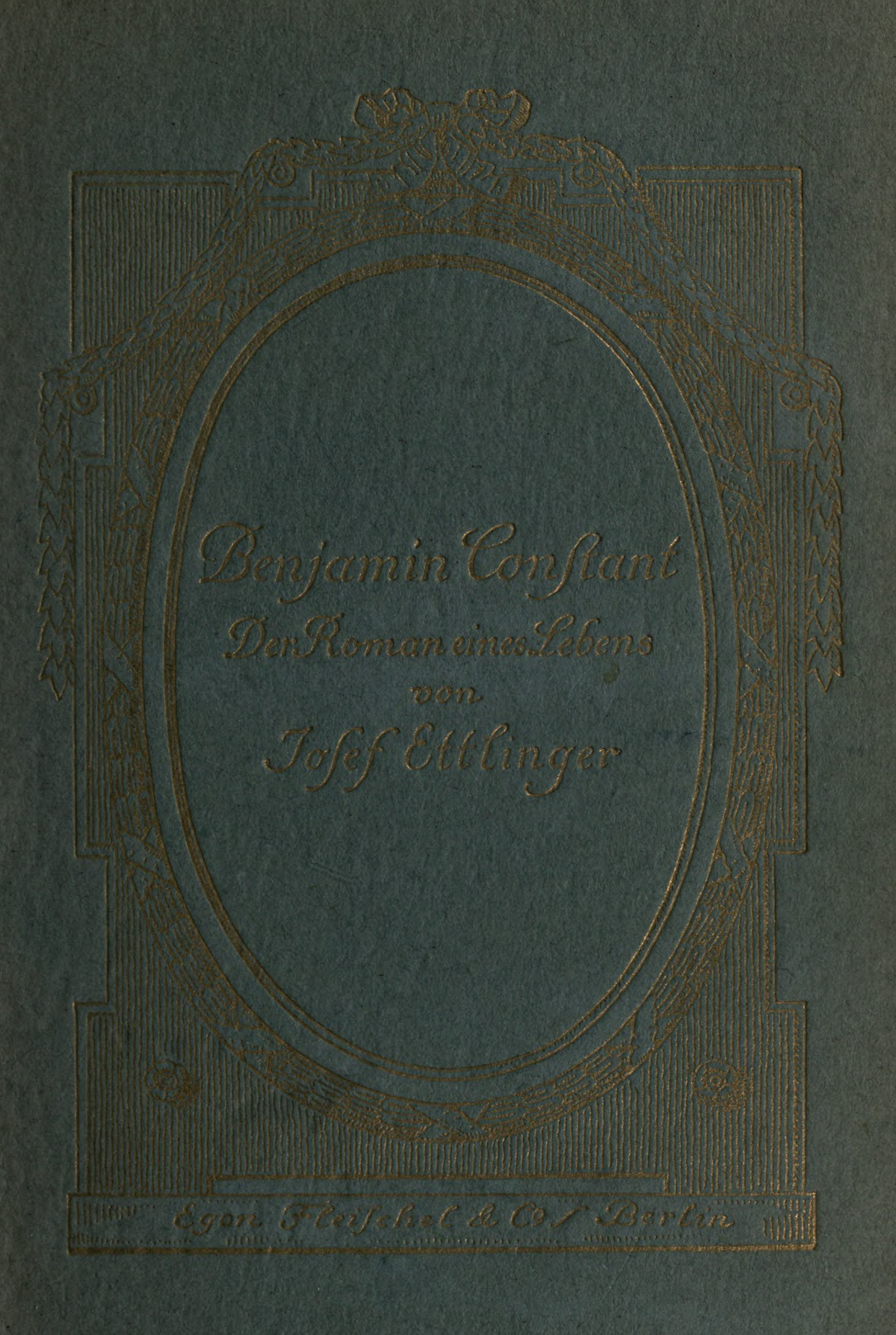

Benjamin Constant
Der Roman eines Lebens
von
Josef Ettlinger
Egon Fleischel & Co / Berlin

Benjamin Constant



Benjamin Constant
Nach einem Ölgemälde aus dem Jahre 1790
Original im Besitze von Herrn C. Page in Genf

Benjamin Constant

Der Roman eines Lebens

Von

Josef Ettlinger

Zweite Auflage

Egon Fleischel & Co. / Berlin / 1909



Meiner Frau

Inhalt

Vorwort

Von allen mehr oder minder großen Franzosen, deren Gebeine unter der Kuppel des Pantheons die letzte Ruhestatt gefunden haben, darf kaum ein anderer gerade dem deutschen Interesse näher stehen, als Benjamin Constant, der geistreichste Mann seit Voltaire, wie ihn Chateaubriand, der „premier esprit du monde“, wie ihn im Enthusiasmus einst Frau von Staël genannt hat. Denn ob auch seine Wiege in Waadtland stand und in Frankreichs Erde sein Grab liegt, so verband ihn doch zeitlebens ein großer Teil seiner geistigen und persönlichen Interessen mit Deutschland, daß er schon aus diesem Grunde ein Anrecht hätte, auch diesseits des Rheines besser gekannt zu sein, als er es bisher war. Deutschen Hochschulen und deutschen Wissensquellen dankt er ein gutes Stück seiner reichverzweigten Bildung, manche Fäden freundschaftlicher Art knüpften sich zwischen ihm und der zeitgenössischen deutschen Intelligenz, in erster und zweiter Ehe war er mit deutschen Frauen vermählt, dem deutschen Drama war er auf französischem Boden einer der ersten Vermittler; er kannte zudem Deutschland nicht nur aus jahrelangem Aufenthalt, er liebte es auch und fühlte sich in manchem entscheidendem Zuge deutschem Wesen verwandt und verpflichtet.

All das dürfte schon rein äußerlich den Versuch rechtfertigen, ein deutsches Lesepublikum für diesen Träger ungewöhnlicher Lebensschicksale stärker zu interessieren, auch wenn nicht seine problematische Persönlichkeit dem psychologischen Forschungstriebe unserer Zeit ein so ungemein lohnendes Objekt darböte.

In Frankreich selbst hat das Interesse für Benjamin Constant bereits vor einigen Jahrzehnten stärker eingesetzt und sich seither in dem Grade gesteigert, als man durch die Veröffentlichung von Selbst-

bekenntnissen und Briefen sein vom Zwielicht des Vorurteils und falscher Überlieferung nur mangelhaft erhelltes Charakterbild schärfere und bestimmtere Linien gewinnen sah. Drei Jahre nach seinem Tode, 1833, hatte zuerst Loëve-Veimars in der „Revue des deux mondes“ dieses Charakterbild noch in wesentlich sympathischem Sinne zu zeichnen versucht; ein Jahr darauf erschien an derselben Stelle ein entzückter Aufsatz Gustave Planches über den kleinen Roman „Adolphe“. Erst nach einem weiteren Jahrzehnt bemächtigte sich Sainte-Beuve des dankbaren Gegenstandes zunächst mit einer umfangreichen Darstellung von Benjamin Constants verfehlter Jugend und seinen Beziehungen zu Frau von Charrière, und dieser Bellac des vornehmen Faubourg Saint-Germain ließ es sich in der Folge noch in einer Reihe anderer Veröffentlichungen angelegen sein, mit eben soviel Voreingenommenheit als Gesinnungshochmut Constants Charakter zu schwärzen und von der einseitig-ungünstigsten Seite darzustellen. Sein für mehr als eine Generation maßgebendes Urteil bestimmte auf Jahrzehnte hinaus die öffentliche Meinung über den Verfasser des „Adolphe“, trotzdem bessere Kenner der Wahrheit, wie der ritterliche Louis de Loménie, dem einflußreichen Montagskritiker entgegentraten; in welchem Grade dessen Urteilsfällungen wirkten, zeigt etwa der Artikel in Michauds „Biographie Universelle“ (die zu ihren Mitarbeitern einst Benjamin Constant selbst gezählt hatte), dessen Verfasser Antoine Madrolle freilich als wenig klassischer Zeuge erscheint, da er einer von Constant vor 1830 politisch scharf bekämpften Partei angehörte.

Erst mit den Achtzigerjahren begann der Bannspruch Sainte-Beuves seine Macht zu verlieren. 1881 erschien die Sammlung der Briefe Benjamin Constants an Madame Récamier, aus deren Nachlaß von ihrer Nichte Amélie Lenormant herausgegeben, nachdem ein eigenmächtiger Versuch Louise Colets, diese Korrespondenz schon 1849 in der „Presse“ zu veröffentlichen, in seinen Anfängen durch ein gerichtliches Verfahren erstickt worden war. 1887 konnte Dora Melegari in der von ihr begründeten „Revue internationale“ den Teil des „Journal intime“ seiner Verborgenheit entziehen, der die Jahre 1804—16 umschließt. 1888 fand eine große Zahl von Briefen Constants an seine Familie in einem starken, von Frau J.-H. Menos besorgten und eingeleiteten Bande den Weg in die

Öffentlichkeit. 1895 wurde das „Journal intime“ auch als Buch herausgegeben und durch einen Nachschub von Briefen an die Verwandten und an Frau von Charrière ergänzt. Einen Teil der Korrespondenz mit Frau von Charrière hatte schon in den Vierzigerjahren Professor Gaullieur in Neuchatel in einer schweizerischen Zeitschrift publiziert; weiteres daraus konnte in neuester Zeit Philippe Godet in seine große und kenntnisreiche Biographie von Constants geistvoller Jugendfreundin mit einflechten. Die späte Bekanntschaft von dessen Autobiographie, die er 1811 in Göttingen niederzuschreiben begann, aber nur bis zum zwanzigsten Lebensjahre führte, danken wir seiner Großnichte Baronin L. Constant de Rebecque, die dieses „Cahier rouge“ zuerst in der „Revue des deux Mondes“, dann auch als besonderen Band 1907 herausgab. Gleichzeitig unternahm es eine Urgroßnichte von Constants zweiter Frau Charlotte, Baronin Elisabeth von Nolde, geb. Marenholtz, die von ihr aufgefundenen letzten Briefe der Frau von Staël an Benjamin, mit ausgiebigem Kommentar unterlegt, zum Gegenstand eines Buches zu machen, das in englischer Sprache erscheinen mußte, weil der Urenkel Corinnas, Graf d'Haussonville, eine französische Publikation ausdrücklich untersagte.

Neben diesen urkundlichen Veröffentlichungen — eigentümlicher Weise gingen sie fast ausschließlich von Frauen aus — ließen es sich neuerdings auch die Essayisten angelegen sein, das Problem Benjamin Constant zu studieren und zu deuten: der alte Pont-Martin in seinen „Souvenirs d'un vieux critique“ (1883), Paul Bourget in dem Sammelwerk zur Jahrhundertfeier des „Journal des Débats“ (1889), Emile Faguet in einer glänzend geschriebenen Studie seiner Sammlung „Politiques et Moralistes du XIX e siècle“ (1891), Anatole France in seiner „Vie littéraire“ (1901) und früher im Vorwort einer von ihm besorgten Neuausgabe des „Adolphe“ (1889). Dem liberalen Politiker Constant galt eine größere Monographie von Georges de Lauris. Seine Briefe an Prosper de Barante gab dessen Enkel, die an Hochet Georges de Lauris, die an Karl August Böttiger Fernand Baldensperger, die an Claude Fauriel in einem Bande zusammen mit zahlreichen Dokumenten aus Constants letzten politischen Jahren Victor Glachant heraus. Auch Eduard Herriots ausgezeichnetes und reich gefülltes Werk

„Madame Récamier et ses amis" (1904), sowie das Gedenkbuch, das Lucie Achard vor einigen Jahren ihrer Urgroßtante Rosalie de Constant gewidmet hat, Benjamins kluger Base und Korrespondentin (1901), lieferten ergänzende Züge mannigfacher Art. Die nach alledem längst zum Bedürfnis und für die französische Wissenschaft zur nationalen Pflicht gewordene, große abschließende Constant-Biographie zu schreiben, hat seit einer Reihe von Jahren Professor Gustave Rudler (früher an der Universität Caen, jetzt an der Sorbonne in Paris) in Angriff genommen. Von seinem mit Spannung erwarteten Werke ist ein vorläufiger starker, auf gründlichster Einzelforschung beruhender Band, der sich nur mit Constants Jugend bis zum Jahre 1794, dem Zeitpunkt seiner Bekanntschaft mit Frau von Staël, beschäftigt, erst während der Drucklegung dieses Buches (März 1909) erschienen, für das er nicht mehr berücksichtigt werden konnte.

In Deutschland ist irgend welche größere und abgeschlossene Arbeit über Constant bis jetzt, fast achtzig Jahre nach seinem Tode, noch nicht veröffentlicht worden. Das Verdienst, als erster auf ihn, insbesondere auf seinen „Adolphe" aufmerksam gemacht zu haben, kommt Georg Brandes zu, der in seinem bekannten Werke über die literarischen Hauptströmungen des neunzehnten Jahrhunderts eine eingehende literarisch-psychologische Analyse dieses Romans in seinem Verhältnis zu der übrigen Emigrantenliteratur gegeben hat. Wie wenig bekannt das bedeutsame kleine Werk sogar in zünftigen Fachkreisen damals noch war, lehrt die Tatsache, daß selbst Hermann Hettner, der gründliche Kenner und Historiker der französischen Literatur im 18. Jahrhundert, gelegentlich bekannte, erst durch Brandes darauf aufmerksam geworden zu sein. Dessen deutscher Übersetzer Adolf Strodtmann konnte dann seinerseits in seinen „Dichterprofilen" (1879) eine Anzahl Briefe der Frau von Staël an Constant — einen Teil jener später durch Frau von Nolde im Zusammenhang veröffentlichten Korrespondenz — zuerst herausgeben und bei diesem Anlaß beider Verhältnis wenigstens oberflächlich charakterisieren. Gründlicher geschah dies wenige Jahre später 1888 in Lady Blennerhassetts monumentaler Staël-Biographie, in der den Beziehungen Constants zu der Herrin von Coppet ein breiter, wiewohl nicht genügend breiter Raum gewidmet ist. Das zu seiner Zeit mit Recht als eine bedeutende Leistung

weiblicher Intelligenz und Gelehrsamkeit bewunderte Werk hat leider durch die zahlreichen neuen Forschungen der letzten zwanzig Jahre mancherlei Risse und Sprünge erlitten, die ihm eine Neubearbeitung nachgerade dringend wünschen lassen. Für die Kenntnis und Beurteilung Benjamin Constants im besonderen standen der Verfasserin gerade die wichtigsten Quellen damals noch nicht zur Verfügung: sie hält sich deshalb — auch schon im Interesse ihrer biographischen Klientin — ganz und gar im Kielwasser Sainte-Beuves und hat auf diese Weise nicht wenig, wenngleich in gutem Glauben, dazu beigetragen, dessen einseitiges Urteil auch in deutsche Leserkreise zu verpflanzen. Meiner eigenen deutschen Ausgabe des „Adolphe“, die 1898 als die erste seit mehr denn vierzig Jahren erschien, darf ich hier als eines Versuches, den Roman dem größeren deutschen Publikum näher zu bringen, der Vollständigkeit halber gedenken. Unverkennbar hat im übrigen die gesteigerte Beschäftigung mit Constant, die neuerdings in Frankreich aufkam, diesseits des Rheines weitergewirkt und manches Echo in der periodischen Tagesliteratur geweckt. Der Zeitpunkt für eine deutsche Constant-Biographie, die sich naturgemäß engere Grenzen ziehen mußte, als sie einem französischen Publikum gegenüber geboten sind, wird nach alledem zum mindesten nicht mehr verfrüht erscheinen.

Für das vorliegende Buch wurde alles näher und ferner liegende Quellenmaterial berücksichtigt, das sich in dem bibliographischen Nachweis am Schlusse des Bandes verzeichnet findet. Außerdem war es mir gestattet, die Familienpapiere aus dem Nachlasse Charlottens von Constant zu benutzen, die deren Urenkel Baron von Marenholtz auf Groß-Schwülper mir aus seinem Archiv gütigst zur Verfügung stellte, sowie von den ungedruckten Briefen Constants an Ludwig Ferdinand und Therese Huber Einsicht zu nehmen, über die Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin verfügt. Nächst diesen Herren habe ich für freundliche Auskünfte und fördernde Nachweise sowie namentlich für Unterstützung meiner Bemühungen um Beschaffung von Illustrationsvorlagen meinen wärmsten Dank zu sagen: Frau Baronin Elisabeth von Nolde in Libau, Fräulein Dora Melegari in Rom, Frau Baronin L. Constant de Rebecque im Haag, den Herren Professoren Philippe Godet in Neuchatel und Fernand Baldensperger in Lyon, dem Verleger Herrn A. Jullien in Genf, der

die Reproduktion von drei Illustrationen (Silhouette Constants, Salon in Colombier, Porträt Frau von Charrières) aus Prof. Philippe Godets Werk „Madame de Charrière“ gütigst gestattet hat, dem Notar Herrn C. Page, Maire von Genf-Plainpalais, weiter den Herren Geh. Rat Prof. Dr. Erich Schmidt in Berlin, Archivrat Dr. Paul Zimmermann in Wolfenbüttel, Prof. Dr. Carl Schüddekopf in Weimar, sowie besonders Herrn Prof. Gustave Rudler in Paris, der als gründlichster Kenner Constants und dessen offizieller Biograph meiner Arbeit ein kollegiales und bereitwilliges Interesse entgegenbrachte.

An brauchbaren Bildnissen Benjamin Constants herrscht leider empfindlicher Mangel. Es existiert außer einigen Kinderporträts aus seinen Mannesjahren nur eine leicht karikaturistisch gehaltene Silhouette, die in Colombier entstand, und ein auf Holz gemaltes Ölbild, das den Dreiundzwanzigjährigen mit dem langen rötlichblonden Haar und den kurzsichtigen Augen immerhin charakteristisch genug darstellt. Beide Objekte befanden sich im Besitze der Frau von Charrière und sind später aus deren Nachlaß, die Silhouette in den Besitz von Professor Philippe Godet, das Ölbild in den des Notars C. Page in Genf übergegangen, der mir dessen Reproduktion als Titelbild dieses Bandes liebenswürdigst ermöglicht hat. Erst aus den letzten Lebensjahren Constants und der Epoche seiner großen politischen Popularität sind zeitgenössische Porträts, Stiche, Karikaturen rc. in großer Zahl vorhanden: das Kupferstichkabinett der Bibliothèque Nationale in Paris verwahrt ihrer allein nahezu sechzig verschiedene, darunter auch die nach Seite 280 wiedergegebene Zeichnung von Eugène Devéria aus Constants Todesjahr.

Eine ungelöste Frage bleibt einstweilen die nach dem Verbleibe der bisher nicht veröffentlichten Tagebuch-Aufzeichnungen Constants; denn es steht fest, daß sein „Journal intime“ — das Paul Bourget den Konfessionen des heiligen Augustinus, den „Bekenntnissen eines Egotisten“ von Stendhal und einigen wenigen anderen Büchern dieser Gattung ebenbürtig zur Seite stellt — nicht erst im Jahre 1804, sondern schon sehr viel früher begonnen worden ist. Außer einem noch von Sainte-Beuve zitierten und benutzten Notizbuch (carnet), das nebenher als Grundlage für spätere Memoiren geführt wurde, muß nach sicheren Anzeichen ein erster Teil des „Journal

intime“ vorhanden gewesen sein, der sich bisher nicht hat finden lassen wollen. Ob die Besitzerin der Originalhandschrift des „Journal intime“, Baronin Pückler-Branitz geb. Constant de Rebecque, die es nachträglich bedauert haben soll, ihre Zustimmung zu der Veröffentlichung erteilt zu haben, auch jene noch unbekannte Hälfte besitzt und aus ähnlichen Bedenken der Öffentlichkeit vorenthält, entzieht sich der sicheren Feststellung. Für die ersten zehn Jahre der Beziehungen Constants zu Frau von Staël müßte dieser vermißte Teil des Tagebuches jedenfalls Aufschlüsse von größtem psychologischem Reiz enthalten: die für den Druck geretteten Abschnitte lassen den Verlust der ungedruckten besonders schmerzlich empfinden, trotzdem auch sie sich schon Abstriche und Amputationen haben gefallen lassen müssen. Das Verdienst der Herausgeberin Dora Melegari wird durch den Umstand nicht geschmälert, daß sie einzelne Teile den Jahreszahlen nach unrichtig datiert hat, Aufzeichnungen aus dem Jahr 1806 ins Jahr 1805 und einen größeren Abschnitt aus Constants Récamier-Episode, der erst im Jahre 1815 spielen kann (erst in diesem Jahre kam Frau von Krüdener mit Kaiser Alexander nach Paris) mitten unter die Bekenntnisse aus dem Jahre 1814 hat geraten lassen. Auch hier wird einer künftigen Neuauflage die bessernde Hand nicht fehlen.

Neben dem „Journal“ und der in sich abgeschlossenen Selbstbiographie der ersten zwanzig Jahre bleiben Constants Briefe die reichste Fundgrube für die Kenntnis seines Lebens und seiner Persönlichkeit. Er war ein Künstler des Briefes, auch darin ein Geisteserbe des 18. Jahrhunderts und seiner hochentwickelten Briefstilkunst, und in seinen jüngeren Jahren ein passionierter Briefschreiber: diesem glücklichen Umstande ist der Besitz von rund achthundert veröffentlichten Briefen zu danken, unter denen die an Frau von Charrière, an seine Tante und Pflegemutter Frau von Nassau, an seine geistig hochstehende Cousine Rosalie de Constant und von den Freundesbriefen die an Prosper de Barante die aufschlußreichsten sind. Sie charakterisieren — was jeder gute Brief bis zu einem gewissen Grade sollte — die Adressaten fast nicht weniger wie den Schreiber, und die besten unter ihnen sind teils sprühende Springbrunnen einer geistreichen Grazie des Worts, teils dunkle Spiegelungen einer gequälten, gefangenen, vergeblich Ruhe suchenden

Seele, deren Karma es war, sich selbst so wenig wie anderen zu genügen.

Auf jeglichen Apparat von Anmerkungen unter oder nach dem Text habe ich verzichtet und mich bemüht, sie entbehrlich zu machen, nicht zu meiner, sondern zu des Lesers Bequemlichkeit. Ich berufe mich dafür auf ein Wort Constants selbst, der in Weimar einmal zu Böttiger nach dessen Berichte äußerte: „Auch sei es ungemein bequem, recht viele Noten zu machen, weil man sich dadurch das Zusammenfassen und ein Abstrahieren der aus den Noten zu ziehenden Folgerungen erleichtere und diese Arbeit dem Leser selbst aufhalse.“

Charlottenburg, im März 1909 — Josef Ettlinger

I

Verlorene Kindheit

Die Schlacht bei Coutras, die im Herbst 1587 den Sieg des nachmaligen Heinrichs IV. gegen die Ligue und den letzten Valois entschied, sah durch einen merkwürdigen Zufall in der nächsten Umgebung des galanten Königs die beiden Stammväter, aus deren adligem Blute hundertachtzig Jahre später Benjamin Constant hervorgehen sollte. Ein Augustin Constant de Rebecque rettete damals seinem königlichen Herrn in der Schlacht das Leben; ein Antoine de Chandieu war zur selben Zeit sein Hofprediger. Beide gehörten dem reformierten Glauben an und zogen sich später — die Constants im Jahre 1607 — unter dem Drucke der kirchlichen Verfolgungen aus Frankreich nach dem kalvinistischen Waadtlande zurück, wo ihre Nachkommen seitdem am Genfersee angesiedelt blieben. Ein David Constant de Rebecque, der fast hundertjährig 1733 starb, war lange Jahre Pastor in Coppet bei Genf, Verfasser zahlreicher theologischer Werke und durch die Freundschaft seines berühmten Zeitgenossen Pierre Bayle ausgezeichnet.

Die Constant de Rebecque stammten aus dem Norden, aus dem korngesegneten Artois, die Chandieu aus dem Dauphiné, der Hochburg des französischen Protestantismus. In der Familie Constant blieb der soldatische Beruf auch nach ihrer Auswanderung herkömmlich. Ein Urenkel jenes Augustin, der General Samuel de Con=

stant, stand um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Kommandant eines Schweizerregiments in holländischen Diensten. Längere Zeit war er Gouverneur der Festung Hertogenbosch und unterhielt im Alter freundschaftliche Beziehungen zu Voltaire, die nachher auch auf einige seiner Söhne übergingen. Der älteste, David Louis Constant d'Hermenches, der später aus holländischen in französische Dienste überging und bis zum Maréchal de Camp emporstieg, war ein geistig bedeutender Mann, der mit Voltaire in Briefwechsel stand und mehrfach bei ihm in Fernex zu Gast war. Samuel, der jüngste, war mehr schöngeistig als militärisch begabt und quittierte schon mit dreißig Jahren als Major den Dienst. Er war selbst mit Glück schriftstellerisch tätig, und mehrere seiner Romane fanden Beachtung. Von seinen drei Söhnen folgte einer der Familientradition und trat in holländische Kriegsdienste; von den beiden Töchtern besaß die älteste, Rosalie, die eine schiefe Schulter hatte und unverheiratet bei ihrem Vater blieb, eine ungewöhnlich gescheite Person, besonders das den Constants eigene talent épistolaire in hohem Grade.

Der mittlere von General Samuel de Constants Söhnen, Juste-Arnold, war 1726 in Lausanne geboren und hatte gleich dem Vater und den Brüdern Kriegsdienste bei den holländischen General-Staaten genommen. Nach langem Junggesellenstand führte er als Vierziger seine Landsmännin Henriette de Chandieu zum Altar, eine Tochter Benjamins de Chandieu, der gleichfalls als Oberst eines Schweizerregiments den Niederlanden gedient hatte, und die Ururenkelin eben jenes Antoine de Chandieu, der Heinrichs IV. Almosenier gewesen war. Juste-Arnold de Constant war ein Mann

von imponierender Erscheinung, vielem Geist und einem ziemlich schwierigen Charakter: mißtrauisch, verschlossen, leicht wechselnd in seinen Entschlüssen und Anschauungen, dabei ebenso bestechend liebenswürdig, wenn er wollte, wie verletzend in der Schärfe seiner Ironie, und dem entsprechend als Vorgesetzter wie in Gesellschaft so verehrt von den einen, wie unbeliebt bei den andern. Henriette de Chandieu hatte ihn lange geliebt, bevor er sie heiraten konnte oder wollte, aber das Glück dieser Ehe war ihm kaum zwei Jahre gegönnt, denn die Geburt seines einzigen Sohnes Henri Benjamin, der am 25. Oktober 1767 in Lausanne zur Welt kam, kostete der ebenso schönen als körperlich zarten Mutter das Leben, und ihr Verlust machte die ohnehin etwas schwerblütige Natur des Vaters noch mehr zur Verbitterung und Verschlossenheit geneigt.

Seine ersten Kinderjahre verlebte der kleine Benjamin in der Obhut seiner Großmutter de Chandieu und seiner Tante, einer geschiedenen Gräfin von Nassau: einer überaus liebevollen Obhut, wie aus seiner späteren vieljährigen Korrespondenz mit seiner Tante und Pflegemutter hervorgeht. Auf die Dauer aber erschien wohl dem Vater die nur von Frauenhänden geleitete Erziehung seines Einzigen zu weichlich, und sobald dieser sein siebentes Jahr vollendet hatte, nahm er ihn von Lausanne fort zu sich nach Brüssel, wo er damals in Garnison stand. Nicht eben zu Benjamins Wohlgefallen, denn das Leben unter fremden Menschen im fremden Lande sagte dem verwöhnten Kinde zunächst wenig zu. Oberst Constant versuchte anfangs, den Knaben selbst zu unterrichten, sah sich aber bald dazu außerstande und versuchte nun sein Heil mit einer Reihe von Hofmeistern,

von denen sich einer immer ungeeigneter erwies, als der vorige. Da sein militärischer Beruf den Vater häufig von Brüssel wegrief, blieb Benjamin mehr oder minder diesen teils unfähigen, teils gewissenlosen Erziehern überlassen, was ihm bei seiner ausgesprochenen Frühreife wenig förderlich war. Daß er trotzdem rasche Fortschritte machte, dankte er seinen Fähigkeiten und einer ungewöhnlich leichten Fassungsgabe. Mit neun Jahren las er Homer, Plinius, Seneca, Cicero, hatte Musik- und Tanzunterricht und frönte einer zeitweilig bis zum Heißhunger gesteigerten Lesegier, die ihn von den materialistischen Schriften eines Lamettrie bis zu den schmutzigen Romanen des jüngeren Crébillon alles verschlingen ließ, dessen er habhaft werden konnte. Dem übermäßigen Lesen in diesen Brüsseler Knabenjahren schrieb er selbst seine frühzeitige übergroße Kurzsichtigkeit und die spätere Schwäche seiner Augen zu.

Die Briefe aus jener Zeit an die Großmutter väterlicherseits, die Generalin de Constant, — die in der Familie als Schaustücke die Runde machten und aufbewahrt wurden — sind ein Gemisch von kindlicher Anhänglichkeit und affektierter oder wirklicher Blasiertheit. „Ich sehe hier zuweilen," schreibt er mit zehn Jahren, „eine junge Engländerin in meinem Alter, die mir lieber ist, als Cicero, Seneca und all die andern zusammen: sie lehrt mich den Ovid, von dem sie zwar nie etwas gelesen oder gehört hat, den sie mich aber in ihren Augen lesen läßt. Ich habe für sie einen kleinen Roman geschrieben, von dem ich Ihnen hier die ersten Seiten sende; gefallen sie Ihnen, sollen Sie auch das übrige haben." Ein andermal erzählt er, daß er lateinische Verse mache und in seinen freien Stunden an einer Oper komponiere,



Benjamin Constant (sechsjährig)
Nach einem Pastell von Piot im Besitze der Familie Lessert

zu der er selbst den Text verfaßt habe. Er schildert seinen Tageslauf, klagt drollig darüber, daß sein allzu rasches Blut ihm beständig Streiche spiele, und malt der großmütterlichen Leserin sehr anschaulich aus, wie er als petit-maître an zwei Abenden wöchentlich in Gesellschaft gehe. „Ich trage dann einen schönen Frack, habe einen Degen an der Seite, meinen Dreispitz unterm Arm, die eine Hand auf dem Herzen, die andere auf der Hüfte, halte mich sehr gerade und sehe so erwachsen aus als möglich. Ich beobachte und höre viel, aber bis jetzt reizen mich die Freuden der vornehmen Welt nur wenig, alle diese Menschen sehen immer so aus, als könnten sie einander nicht leiden. Nur das Spiel und das Gold, das ich dabei rollen sehe, gibt mir einige Emotion: ich möchte dann recht viel gewinnen, um mir hunderterlei Wünsche zu erfüllen . . .“

Fünf Jahre währte dieser Aufenthalt in Holland, dazwischen aber nahm Oberst Constant den Jungen fast in jedem Jahr für einige Zeit nach der Heimat mit. In Lausanne wohnte nicht nur die Großmutter Chandieu, die sich zumeist auf ihrem Landgut Le Désert, eine halbe Stunde von der Stadt, aufhielt; auch die greise Mutter seines Vaters, die Generalin de Constant, hielt noch Haus in ihrem geräumigen Hotel in der Rue de Saint-Pierre, das oft nicht ausreichte, die Zahl der zu Besuch bei ihr versammelten Söhne, Töchter und Enkelkinder zu fassen. Es herrschte in jener Zeit ein ungemein reges geselliges und geistiges Leben in der alten Universitätsstadt, die dem jungen Goethe freilich bei flüchtigem Besuche als ein „leidig Nest“ erschien. Da das Waadtland von Bern aus regiert wurde, hatte man sich die Beschäftigung mit politischen Dingen ganz abgewöhnt, da-

für war, besonders seit Voltaire einige Jahre in Lausanne verbracht hatte, der literarische Beschäftigungstrieb allgemein geworden. Alle Welt las Romane und machte Verse, und diese Schöngeisterei war auswärts so bekannt, daß noch Jahrzehnte später der erste Konsul an eine Abordnung der helvetischen Consulta spöttisch die Frage richten konnte: „Fait-on toujours des romans à Lausanne?“ Hier war die Heimatsphäre der „Neuen Heloise“, die die Herzen der halben Welt bewegte, hier fand der „Werther“ in d'Eyverdun seinen ersten französischen Übersetzer. Dieser — ein Freund des gleichfalls in Lausanne angesiedelten Gibbon — hatte 1772 eine Art Akademie, die „société litteraire“, gegründet, zu deren eifrigsten Mitgliedern Benjamins schriftstellernder Onkel Samuel gehörte. Theatervorstellungen, Bälle, Soupers gab es in großer Zahl, auch literarische Salons, von denen der der Madame Charrière de Bavois, einer Verwandten der Constants, der berühmteste und zugleich seiner Langweiligkeit wegen bei den jungen Leuten gefürchtetste war. Gesellschaftsspiele, Charaden, Aufführungen kleiner selbstgedichteter Stücke im engeren Kreise, Vorlesungen in Vers und Prosa bildeten neben der Konversation und den Tafelfreuden das Programm solcher Abende. Später, während und nach der Revolution, sollte dies bewegte gesellschaftliche Leben durch den Zuzug zahlreicher Emigranten noch eine weitere Steigerung erfahren. „Il y a des Suisses et des Suisses,“ meinte schon Voltaire einmal von der waadtländischen Hauptstadt, „ceux de Lausanne diffèrent plus des Petits-Cantons que Paris des Bas-Bretons.“

Für Benjamin waren die Ferien in Lausanne jedesmal Festtage, denn Großmutter, Tanten, Cousinen und

Vettern verwöhnten den mutterlosen, geistig reichbegabten Knaben um die Wette, der nicht minder sich wie die andern zu unterhalten wußte. Schon als Kind war er in der Familie durch seine schlagfertigen Antworten berühmt gewesen; jetzt imponierte er durch seine witzige Konversationsgabe und seine sonstigen geistigen Talente. Man amüsierte sich mit Versspielen, mit improvisierten Chansons, arrangierte kleine Familienfeste, Überraschungsscherze, Illuminationen und derlei mehr. Seine elf Jahre ältere Cousine Rosalie, die ihm zeitlebens von allen Verwandten am nächsten stand, erzählt in ihren Briefen von seinen lustigen Einfällen und Streichen. So mußte sich einmal sein Onkel David Constant d'Hermenche gefallen lassen, daß ein von ihm verfaßtes Neujahrsgedicht, in dem es elegisch hieß:

Autour de moi je sens dormir à l'aise
Ceux que j'aurais tant de plaisir à voir

von seinem respektlosen Neffen zum Gaudium der Familie dahin parodiert wurde:

Et par mes vers je fais dormir à l'aise
Ceux que j'aurais etc.

Äußerlich war Benjamin, der langes rötlich-blondes Haar besaß, schon mit zwölf Jahren hoch aufgeschossen von Gestalt und ein für sein Alter gewandter Reiter. „Bei einer guten und soliden Erziehung hätte ihm seine Begabung sicher viel Glück gebracht," urteilte Rosalie de Constant in späteren Jahren, „aber seine Mutter starb bei seiner Geburt, und dieses Unglück ward für sein ganzes Leben verhängnisvoll."

Sein Erziehungsgang ließ in der Tat nach wie vor zu wünschen übrig. Nachdem Oberst Constant es versucht hatte, ihn in Brüssel zeitweilig einer Familie in

Pension zu geben, fand er endlich in einem älteren Franzosen, einem früheren Ordensbruder, der nach der Schweiz geflohen und dort Protestant geworden war, einen Erzieher, der sich brauchbarer erwies, als seine Vorgänger: er blieb über ein Jahr Benjamins Mentor, erst in Brüssel, dann in Holland und der Schweiz, bis Oberst Constant die Zeit gekommen glaubte, seinen dreizehnjährigen Sohn auf eine hohe Schule zu geben. Er brachte ihn selbst nach Oxford, mußte sich aber dort alsbald überzeugen, daß seine Absicht noch verfrüht war, und kehrte zwei Monate später, diesmal mit einem englischen Erzieher, den er an Ort und Stelle engagiert hatte, nach Holland zurück und von da nach der Schweiz. Der Zufall wollte es, daß sich um dieselbe Zeit der letzte Markgraf von Ansbach-Bayreuth in Lausanne aufhielt, der den Obersten Constant kannte, und dieser veranlaßte den um die Zukunft seines Sohnes besorgten Vater, Benjamin nach Deutschland auf die Universität in Erlangen zu geben, das um jene Zeit nicht nur Musenstadt, sondern auch noch markgräfliche Residenz war.

Der Oberst begleitete selbst seinen Sprößling nach der Regnitzstadt und führte ihn bei Hofe ein, wo man den für sein Pagenalter ungewöhnlich schlagfertigen jungen Edelmann zunächst höchst unterhaltend fand. Besonders die Markgräfin — deren Gatte Karl Alexander in Ansbach residierte und sich dort die vordem gefeierte Mademoiselle Clairon vom Théâtre français als Maitresse hielt — hatte in der gottgesegneten Langeweile ihrer kleinen Residenz großes Gefallen an seinem Konversationstalent. Mit seiner nichts verschonenden Spottlust, seiner unbekümmerten Art, den Leuten mit Grazie die unangenehmsten Dinge zu sagen, die bizarr-

sten Behauptungen aufzustellen und durchzufechten, brachte er so manchen gepuderten Zopf ins Wackeln und und wirkte in der akademischen und Hofgesellschaft der fränkischen Kleinstadt als ein richtiges Ferment, ganz so, wie er sich fünfundzwanzig Jahre später in den einleitenden Abschnitten seines Romans „Adolphe“ geschildert hat. Anfangs nahm man ihm auch weder seine Zynismen, noch die Extravaganzen seines Lebenswandels — er war damals schon ein leidenschaftlicher Pharaospieler und steckte stets in Spielschulden — übel oder zeigte es doch nicht, so lange die Gnadensonne des Hofes ihm schien; als er aber so weit ging, sich eine Person zur Geliebte zu nehmen, von der die Markgräfin früher beleidigt worden war, einzig aus Spleen (denn er verkehrte nicht einmal intimer mit der von ihm ausgehaltenen Dame) und aus Sucht, von sich reden zu machen, wandte sich alsbald das Blatt: das Erscheinen bei Hofe wurde ihm verboten, und die Dinge spitzten sich bald derart zum Skandal zu, daß Oberst Constant seinen Sohn im Frühjahr 1783 zu sich nach Brüssel zurückberufen mußte und sich entschloß, ihn nunmehr nach Schottland zu bringen.

Hier, in Edinburg, verlebte Benjamin achtzehn Monate, die er stets als die angenehmste Zeit seines Lebens bezeichnete. Hatte er in Erlangen seine Studien noch ausgiebig vernachlässigt, so betrieb er sie nun in einem Kreise gleichstrebender und intelligenter junger Leute mit ausgesprochenem Eifer und schloß einige Freundschaften, die auch seinem späteren Leben unverloren blieben. Es waren vorwiegend Sprößlinge aus den Familien der Whig-Partei, die ihm näher traten, und man hat in diesen frühesten politischen Einflüssen die Vorschule des Liberalismus sehen wollen, als dessen

überzeugter Vertreter Constant in seinen reiferen Jahren wirken sollte. Zuletzt bekam ihn aber auch hier der Spielteufel beim Schopfe, er verlor wie immer große Summen und verließ das schottische Athen mit einer beträchtlichen Schuldenlast, die sein in solchen Dingen niemals pedantisch strenger Vater nachträglich bezahlte. Die Reue über diese Entgleisung kann freilich nicht allzu groß gewesen sein, denn nachdem er im März 1785 aus Edinburg nach Paris gekommen war, das um jene Zeit noch weniger als heute zur Korrektionsanstalt für einen leichtsinnigen Achtzehnjährigen taugte, begann er abermals ein ziemlich tolles Leben in Gesellschaft eines reichen Engländers, den er in seinem Hotel garni kennen gelernt hatte, derart, daß ihn sein Vater auf die an ihn gelangten Berichte hin persönlich aus der Lichtstadt fort und nach Brüssel holte.

Hier, wo er vom Sommer bis Spätherbst desselben Jahres blieb, faßte er zuerst den Plan zu einem Werke, das ihn dann in größeren und kleineren Zwischenräumen fast sein Leben lang beschäftigen sollte: einer Entwicklungsgeschichte der Religionen, ihrer Ursprünge und Zusammenhänge. Derselbe achtzehnjährige junge Mensch, für den das Leben damals schon ein Überdruß, ein Bonmot von vorgestern geworden war, und dem einzig noch der Spieltisch und die Frauen Sensationen gaben, nahm alles Ernstes und aus freiem Antrieb eines der schwierigsten Probleme der menschlichen Geistesgeschichte in Angriff, und hat es mit merkwürdiger Zähigkeit und Ausdauer länger als vierzig Jahre hindurch verfolgt: den Druckvermerk zum fünften und Schlußbande dieses Lebenswerkes erteilte er noch am Morgen seines Todestages.

In diese letzte Brüsseler Zeit fällt auch die erste

tiefere Herzensbeziehung, von der sich Benjamin fesseln ließ und die sich ihm, dem frühreifen Amoroso mancher Schönen, trotz ihrer flüchtigen Dauer so fest einprägte, daß er ihrer noch ein Vierteljahrhundert später in seiner Fragment gebliebenen Autobiographie dankbar und mit Rührung gedachte. Ihr Gegenstand war eine Frau Johannot, die etwa zehn Jahre älter war als er selbst, und in unglücklicher Ehe mit einem sitten- und charakterlosen Gatten lebte. Mit diesem, der nachmals in der Revolutionszeit als Konventsmitglied eine ziemlich fragwürdige Rolle spielte, kam sie Jahre später nach Paris, wurde gezwungen, ihre Häuslichkeit mit einer Maitresse ihres Gatten zu teilen, und gab sich schließlich aus Verzweiflung durch Gift den Tod. Eine grausame Ironie des Schicksals wollte es, daß just um die Zeit, da diese Tragödie spielte, Constant selbst in Paris weilte, ohne zu ahnen, daß in seiner unmittelbaren Nähe eine Frau, die ihn geliebt hatte und der er eine warme Erinnerung bewahrte, sich elend zu Tode quälte. Das Verhältnis in Brüssel hatte erst einen Monat gedauert, als er Ende November 1785 seinen Vater in die Schweiz begleiten mußte. Kurze Zeit wurden noch Briefe gewechselt, und zwei Jahre später kreuzten sich noch einmal flüchtig beider Wege in Paris, ohne daß die Umstände eine Erneuerung der Beziehungen erlaubten, die Constant anstrebte. Aber die Erinnerung an die paar Wochen ungetrübten Glückes, die vielleicht das zarteste seiner Herzenserlebnisse umschlossen, gehörte zu den wenigen, die er im Reliquienschrein seines Herzens bewahrte.

Zum ersten Mal seit seiner frühen Kindheit war Benjamin nun wieder zu dauerndem Aufenthalt in der Heimat. Mit seinem Vater, der seiner angegriffenen

Gesundheit wegen einen längeren Urlaub genommen hatte, bewohnte er ein Jahr lang das vordem den Chandieus gehörige Landgut Le Désert bei Lausanne, wo er sich mit Vorstudien zu seinem religionsgeschichtlichen Werke nicht eben angestrengt beschäftigte, desto mehr aber auf Zerstreuungen aller Art und kleine galante Abenteuer ausging. Eine der Liebesaffären, die sich hier abspielte, bleibt denkwürdig, weil sie offensichtlich später in dem kleinen Roman „Adolphe“ ihre Widerspiegelung gefunden hat, zum mindesten in dessen erstem Teile. Der gesellschaftliche Mittelpunkt Lausannes in jener Zeit war der Salon einer Madame Trevor, der Gattin des englischen Gesandten am Turiner Hofe. Diese Frau von dreißig und etlichen Jahren, die in wenig glücklicher Ehe und deshalb meist ohne ihren Gatten lebte, war von einer größeren Zahl von Verehrern umschwärmt, Grund genug für Benjamin, den in der Liebe stets nur Hindernisse reizten, den Wettbewerb aufzunehmen und dem Gegenstande seiner vermeintlichen Leidenschaft schließlich in einem feurigen Briefe seine Liebe zu erklären. Madame Trevor — „voll Grazie und mit dem ruhigen Wesen und der Sicherheit ihres Standes“ schildert sie noch sieben Jahre später Sofie La Roche, Wielands Freundin, in ihren schweizer Reisebriefen — wies dies jugendliche Ungestüm zunächst sanft, aber bestimmt mit dem Hinweis auf ihre ehelichen Pflichten zurück; sie erreichte aber damit nur, daß ihr junger Verehrer nun um so hitziger wurde und ihr eines Tages in ihrer Wohnung eine furchtbare Szene von mehrstündiger Dauer machte, in deren Verlauf er sich wie ein Rasender zu Boden warf und mit Selbstmord drohte, wenn er keine Erhörung fände.

Durch diesen elementaren Ausbruch einer vermeintlichen Leidenschaft, die sie einem so viel jüngeren Manne einflößte, fand sich die also Bestürmte teils gerührt und beunruhigt, teils geschmeichelt, und ging endlich so weit darauf ein, daß sie seine Briefe beantwortete und ihn stundenlang allein und selbst in später Abendstunde noch bei sich empfing. Dabei aber blieb es auch, denn es gehört zu den Charaktereigentümlichkeiten Constants, daß er wohl heftig zu fordern und zu werben, aber nicht zu nehmen und zu besitzen verstand. Anders ausgedrückt: mit seiner Kühnheit in Worten verband er als Liebender — zum wenigsten in jungen Jahren — eine Schüchternheit im Handeln, die ihn mehr als einmal in ziemlich lächerliche Situationen gebracht hat. Madame Trevor ließ ihn gleichwohl mit weiblichem Zartgefühl diesen Platonismus nicht entgelten und bewahrte ihm ihre einmal gewonnene Zuneigung. Da kam Ende des Jahres 1786 der väterliche Befehl zur Übersiedlung nach Paris, wo der Oberst nunmehr seinen erwachsenen Sohn in die dortige Gesellschaft einführen wollte, und es galt Abschied zu nehmen; aber wiewohl die Scheidestunde den beiden Tränenströme entlockte und die letzte Schranke zwischen ihnen zu entfernen schien, war auch diesmal das Ergebnis nur „un chaste baiser sur des lèvres tant soit peu fanées“. Gleichwohl griff der Schmerz um die ihm und seinem Kusse Entrissene Benjamin, dessen durchaus ehrlich empfundene Gefühle vielfach nur auf einer besonderen Gabe der Autosuggestion beruhten, so heftig an, daß sein Vetter Charles, der mit ihm und Oberst Constant die Reise nach Paris gemeinsam machte, noch unterwegs für seinen Gesundheitszustand ernstlich fürchtete. Er überstand

indessen die zehntägige Reise nicht schlechter, als die Trennung von der Geliebten, und schon nach wenigen Briefen, die er noch mit ihr austauschte, ward die Pariser Luft der Lethetrank auch für diese vermeintliche große Leidenschaft.

Das Jahr 1787 sah ihn somit zum zweiten Male in der Hauptstadt der Welt, die so bald nachher der Schauplatz vulkanischer Ereignisse werden sollte, und diesmal spielte er eine schon stärker bemerkte Rolle, als zwei Jahre zuvor. Seinen Umgangskreis fand er vorzugsweise im Hause des Ehepaars Suard, bei dem er auch längere Zeit gewohnt zu haben scheint. Suard war ein angesehener Publizist, Mitglied der Akademie, Theaterzensor und Herausgeber der ersten Pariser Tageszeitung „Le Journal de Paris“; seine Frau eine Schwester des berühmten Druckers Panckoucke, in dessen Offizin die Enzyklopädie erschien, und beider Salon, der an allen Montagen geöffnet war, ein Mittelpunkt angeregter geistiger Geselligkeit. Hier verkehrten Condorcet, damals Sekretär der Akademie, der Astronom Bailly, der später der erste Präsident der Nationalversammlung und ein Opfer des Schreckens werden sollte, Lafayette, Chamfort, La Harpe, der alte Ex-Abbé Raynal, Marmontel und manche andere Träger bekannter Namen. Die Aufklärungsphilosophie der Enzyklopädisten beherrschte die Atmosphäre, in den erregten Köpfen gärten und schwirrten die sozialen Ideen Montesquieus und Rousseaus, man stand im Zeichen der letzten großen Finanzkrisen, der Notabelnversammlung und ihrer Auflösung, der ersten Konflikte zwischen Parlament und Krone. Trotz seiner Jugend fand der junge Constant in diesen Kreisen schon mehr Beachtung, als mancher, der den Jahren

nach sein Vater hätte sein können. Ihm kam dabei nicht sowohl seine Abkunft und die Verwandtschaft mit seinem kurz vorher als Marschall in Paris gestorbenen Oheim David Constant d'Hermenches zustatten, als seine epigrammatische Unterhaltungsgabe und die manchmal verblüffende Impertinenz seines Urteils, die ihm hier zu ähnlich zweischneidigen Erfolgen verhalf, wie ehedem in Erlangens Kleinstadtluft.

Hier in Paris, wo er die schöngeistigen Vorlesungen La Harpes im Lycée besuchte, trat der Zwanzigjährige zum ersten Male mit einer schriftstellerischen Arbeit an die Öffentlichkeit. Er hatte eine französische Übertragung von „History of the ancient Greece“ von Gillies in Angriff genommen und teilweise fertig, als das Erscheinen einer anderen Übersetzung der seinigen zuvorkam; um nicht alle Mühe vergeblich gehabt zu haben, gab er das übersetzte Bruchstück unter dem Titel „Essai sur les moeurs des temps héroiques de la Grèce“ im Druck heraus (London und Paris 1787). Auch Gibbons damals eben abgeschlossene „Geschichte des Falls und Verfalls des römischen Reiches“ gedachte er ins Französische zu übertragen, wozu ihn Gibbon selbst, der seinen Lebensabend in Lausanne verbrachte, lebhaft ermuntert hatte; aber auch hier hatte er das Mißgeschick, daß gleich zwei andere Übersetzungen des ersten Bandes schon erschienen, ehe er begonnen hatte, davon die eine keinen Geringeren als den König Ludwig XVI. zum Verfasser hatte.

Den weltstädtischen Versuchungen ging er bei alledem nicht aus dem Wege (wenn man es milde ausdrücken will); zugleich nahm er die alte Passion des Pharaospiels wieder auf, meist mit dem nämlichen Pech, das ihm am grünen Tisch auch später meistens treu blieb,

und mit dem nämlichen Effekt des Schuldenmachens. Um ihn auf solidere Bahnen zu bringen, suchte ihn die ihm wohlgesinnte Madame Suard — im Einverständnis mit seinem Vater — zu einer Heirat zu bewegen, und er war in der Tat nicht abgeneigt, eine sechzehnjährige Demoiselle Jenny Pourrat, die neunzigtausend Francs Rente besaß, zu seiner Frau zu machen. Es ergab sich aber leider, daß die hübsche junge Dame — in die sich übrigens Jahr und Tag später, als sie schon die Frau eines andern war, auch André Chéniers Dichterherz sterblich verliebte — von seiner ungestümen Bewerbung nichts wissen mochte, und die Folge war natürlich auch hier, daß der Verschmähte nun erst recht seinen Kopf durchsetzen wollte, zumal die Mutter des Mädchens auf seiner Seite war. Aber nachdem er alles Mögliche in Bewegung gesetzt und sogar im Hause der Familie Pourrat einen wirklichen Selbstmordversuch mit Opium gemacht hatte, trat die bei ihm übliche plötzliche Ernüchterung ein, und er verzichtete auf weitere Bemühungen.

Ersatz für diese Enttäuschung seiner Eitelkeit sollte ihm der Umgang mit einer um vieles älteren Freundin bieten, die in ihrer Jugend schon seinem Oheim David Constant d'Hermenches nahe gestanden und deren Bekanntschaft er gleichfalls bei den Suards gemacht hatte. Es war die damals bereits siebenundvierzigjährige Frau von Charrière aus Neuchatel, die sich mit ihrem Gatten besuchsweise in Paris aufhielt und nun auf Benjamins Leben für lange einen bestimmenden Einfluß gewinnen sollte, wenn auch in anderem Sinne, als in dem bis dahin allein das Ewig-Weibliche für ihr existiert hatte.

II

Frau von Charrière

Isabelle von Charrière war erst durch ihre späte Verheiratung eine Bürgerin der Westschweiz geworden. Von Geburt war sie Holländerin und als älteste Tochter des Barons Dinderk-Jakob van Tuyll auf Schloß Zuylen bei Utrecht 1740 zur Welt gekommen. Französische Gouvernanten leiteten ihre Erziehung und Ausbildung, und die Nähe der Residenz im Haag brachte die heranwachsende junge Baronesse früh in Berührung mit der großen Welt. Bei einer Hoffestlichkeit machte sie mit zwanzig Jahren die Bekanntschaft des um jene Zeit noch als Oberst im Haag garnisonierenden David Louis Constant d'Hermenches und besaß die Unerschrockenheit, sich mit dem eleganten und geistreichen, als Roué bekannten Manne in einen rasch intim werdenden Briefwechsel hinter dem Rücken ihrer Eltern einzulassen, den sie volle fünfzehn Jahre hindurch fortsetzte. Ohne irgendwie schön zu sein, übte die kluge Belle wie auf diesen, so auch auf andere Männer von Bedeutung nur durch den belebenden Reiz ihrer Persönlichkeit und ihre ungewöhnliche Intelligenz eine unverkennbare Anziehungskraft aus. Auch ein Hohenzollernprinz sollte gelegentlich diesen Zauber an sich erfahren: Prinz Heinrich, des großen Friedrich jüngerer Bruder, der 1768 einige Tage als Gast ihres Vaters auf Schloß Zuylen weilte und ein unverhohlenes lebhaftes Interesse an der geistigen Gra-

zie der jungen Baronesse nahm, es auch nach diesem Besuche noch mehrfach zu erkennen gab.

Mit zweiundzwanzig Jahren schon hatte sie (1762) anonym ihre erste Dichtung „Le Noble“ veröffentlicht, eine wohlgezielte Satire auf die aristokratische Welt, in der sie lebte (zwanzig Jahre vor Beaumarchais!) und in der ihre unbekümmerten Urteile über Menschen und Sitten nicht geringen Anstoß erregten. Ähnlich wie nachmals der frühreife Benjamin in den seinen, galt sie in ihren Kreisen — zumal bei der Damenwelt — sehr bald für exzentrisch, sittenlos und gefährlich und mag ihrer aristokratischen Familie, von der einzig die Mutter für ihre Art Verständnis hatte, manche Unbequemlichkeit verursacht haben. Eine außerordentliche Belesenheit trug dazu bei, die Eigenrichtigkeit und Selbständigkeit ihrer Denkweise noch zu befestigen; „Gil Blas‘, „Manon Lescaut“ und der früheste französische Eheroman, die „Prinzessin von Cleve“ der Gräfin Lafayette, waren Lieblingsbücher ihrer Mädchenjahre.

Es ist klar, daß für eine junge Dame von so ausgeprägter, von ihrer Umgebung abstechender Individualität der passende Lebensgefährte nicht leicht zu finden war. An Bewerbern fehlte es der Tochter eines altangesehenen Hauses und ihrer Mitgift von hunderttausend Gulden natürlich nicht, aber sie wurden teils zu leicht befunden, teils fühlten sie selbst zu sehr die geistige Überlegenheit ihrer Erkorenen und zogen sich wieder zurück. Trotzdem hegte Belle den sehr entschiedenen Wunsch, sich zu verheiraten, um aus der Abhängigkeit des Elternhauses herauszukommen und sich ihr Leben nach eigenen Grundsätzen und Bedürfnissen einrichten zu können. Nach manchem Schwanken zwischen englischen und deut-

schen Anwärtern auf ihre Hand, fiel ihre Wahl endlich auf einen richtigen Außenseiter, auf den waadtländischen Edelmann Charles Emanuel von Charrière, der angeblich früher der Hauslehrer ihrer Brüder gewesen sein soll. In jedem Falle entstammte er einer zwar altadligen, aber verarmten Familie, und Belle van Tuyll hatte erst den Widerstand ihres Vaters zu überwinden, bevor sie ihrem Erwählten im Februar 1771 die Hand reichen konnte. Was sie zu ihm hinzog, war hauptsächlich seine große Ehrlichkeit, die Zuverlässigkeit und Festigkeit seines Charakters, sein rücksichtsvolles, bis zur Schüchternheit bescheidenes Wesen. Er selbst empfand recht deutlich, daß sie ihm wie an Vermögen und Herkunft, auch an geistigen Fähigkeiten weit überlegen war, aber seine Liebe stärkte in ihm das Vertrauen, ihrem Leben wenn nicht den nötigen Inhalt, so doch die nötige Stütze geben zu können. In der Gesellschaft, der die Tuylls angehörten, war man perplex über diese Heirat, die in aller Augen eine Mesalliance war, aber man fand darin zugleich einen neuen Beweis für die exzentrische Überspanntheit derjenigen, die sie geschlossen hatte.

Die Hochzeitsreise machte das junge Paar nach Paris, wo es zunächst ein halbes Jahr verweilte: die vortreffliche Büste Frau von Charrières, die Houdons Meisterhand modellierte und die sich jetzt im historischen Museum zu Neuchatel befindet, stammt aus jener Zeit. Dann ließen sich die beiden Gatten auf Herrn von Charrières ländlicher Besitzung Colombier bei Neuchatel nieder, die fortan ein Menschenalter lang ihr ständiger Wohnsitz bleiben sollte.

Die ersten zehn oder zwölf Jahre ihrer Ehe scheinen äußerlich sehr ruhig verlaufen zu sein, auch die in Hol-

land begonnene Schriftstellerei ward zunächst nicht wieder aufgenommen, wenigstens nicht für die Öffentlichkeit. Nur Constants autobiographische Aufzeichnungen geben darüber Aufschluß, daß der scheinbar so friedlichen Ehe schwere Trübungen nicht erspart blieben. Er nennt Herrn von Charrière die „kühlste und phlegmatischste Natur, die sich denken läßt,“ und bemerkt von seiner Gattin, sie habe ihn in der ersten Zeit ihrer Ehe viel mit ihren Versuchen gequält, seinem Wesen künstliche Temperatursteigerungen aufzuzwingen, und sich schließlich ob der Unmöglichkeit, dies zu erreichen, sehr unglücklich und enttäuscht gefühlt.

Verhältnismäßig spät erst nahm sie nach fast zwanzigjähriger Pause ihre Schriftstellerei wieder auf und schrieb, angereizt durch den kurz zuvor anonym erschienenen Roman „Le mari sentimental“ von Samuel Constant, die „Lettres de Mistress Henley“ (1784), die eine Art Widerlegung und Gegenstück zu dem Constantschen Roman darstellten und ihrerseits, mit deutlicher Verwertung eigener Seelenerlebnisse, das Schicksal einer lebhaften, temperamentvollen Frau an der Seite eines allzu kühlen und ruhigen Gatten behandelten. Das kleine Werk, das nicht ohne intimere psychologische Reize war, machte ein gewisses Aufsehen; noch viel stärker war dies einer zweiten Veröffentlichung beschieden, die ebenfalls schon vor der Pariser Reise erschien, den „Lettres Neuchateloises“. Zu ihnen verwertete sie ihre satirischen Beobachtungen der „Gesellschaft“ Neuchatels, die sich durch dieses Spiegelbild ihrer Sitten und Persönlichkeiten nicht wenig skandalisiert fühlte und deren feindliche Haltung es Frau von Charrière Jahr und Tag rätlich erscheinen ließ, den Fuß nicht mehr in die nahe gelegene Stadt zu



Frau von Charrière
Nach einem Ölgemälde im Besitz von Mme. de Montmollin in Neuchatel

setzen. Dabei war der Roman keineswegs ein Schlüsselroman, wie die beleidigten Pfahlbürger sich einbildeten, sondern frei erfunden und reich an bemerkenswert feinen Zügen weiblicher Seelenkunde, wie an neuen Situationen und Motiven. Seine erste Auflage (Amsterdam 1784) war in wenigen Wochen vergriffen, ein für jene Zeit sehr ungewöhnlicher Erfolg, und seine zwar anonym gebliebene, aber geargwöhnte Verfasserin erfreute sich bald in weiteren Kreisen derselben Unbeliebtheit, wie als junges Mädchen in Utrecht und dem Haag. Auch der 1785 erschienene dritte Briefroman „Lettres écrites de Lausanne“, in dem die aus einheimischen und kosmopolitischen Elementen eigenartig gemischte Gesellschaft der alten waadtländischen Universitätsstadt mit auffallend leichter und sicherer Hand gezeichnet war, erlebte rasch hintereinander mehrere Auflagen. Aber eine innerliche Befreiung hatten diese Arbeiten ihrer seelisch zunehmends unbefriedigten Verfasserin nicht gebracht, und nachdem sie die Sommermonate des Jahres 1785 in ländlicher Abgeschiedenheit und getrennt von ihrem Gatten verlebt hatte, entschloß sich dieser, Colombier für längere Zeit zu verlassen und in Paris Aufenthalt zu nehmen, von dessen großstädtischen Lebensverhältnissen er Anregung und Ablenkung für ihre nervöse Depression erhoffte. Im Februar 1786 erfolgte die Übersiedlung, und dieser Aufenthalt sollte der große, wenn auch verspätete Wendepunkt ihres Lebens werden, denn hier wurde ihr reifstes Werk, der Roman „Caliste“, vollendet, der für seine Verfasserin das bedeutete, was etwas später für Frau von Staël die — stark unter ihrem Einfluß entstandene — „Corinne“, und ebenfalls hier kreuzte in Benjamin Constant der Mann ihren Lebens-

weg, der ihr eigentliches Schicksal zu werden bestimmt war.

Als zwanzig Jahre später Constant seinen Roman „Adolphe“ niederschrieb, ließ er im ersten Kapitel den Helden, der seine eigenen Züge trägt, erzählen: „Ich war mit siebzehn Jahren Zeuge des Todes einer Frau gewesen, die mit ihrem reichen, wiewohl etwas bizarren Geiste dem meinigen die erste Richtung gegeben hatte. Sie war, gleich so vielen anderen, in die große Welt, die sie nicht kannte, im Vollgefühle ihrer Seelenstärke und ihrer wirklich großen Herzens- und Geistesgaben eingetreten. Indessen, wie ebenso viele andere hatte auch sie sich alsbald in ihren Hoffnungen getäuscht gesehen, da sie sich dem künstlichen, aber unabweisbaren Zwange der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht beugen wollte: nach einer freudlos vertrauerten Jugend hatte das Alter sie ereilt, wenn auch nicht bezwungen. Sie lebte damals auf ihrem Schlosse, nahe bei einem unserer Güter, verbittert, vereinsamt und einzig auf ihren lebhaften Geist angewiesen, mit dessen Hilfe sie an alles den Maßstab ihrer scharfen Kritik zu legen pflegte. Fast ein ganzes Jahr hindurch hatten wir gemeinsam in endlosen Gesprächen das Leben in allen seinen Formen und Gestalten an uns vorüberziehen lassen und dabei stets den Tod als den Ausgang aller Dinge betrachtet: nun mußte ich es mit meinen eigenen Augen ansehen, wie dieser Tod, von dem wir oft zusammen gesprochen hatten, auch von ihr Besitz ergriff . . .“

Nach dem Gesetz der Wahlverwandtschaft mußte sich allerdings der frühreife junge Constant von einer Persönlichkeit wie Frau von Charrière ebenso fasziniert und angezogen fühlen, wie sie von ihm, und das wechsel-

seitige Gefallen der beiden an Jahren so ungleichen Menschen war so stark, daß sie sich in dieser Pariser Zeit Monate lang nicht nur die halben Tage, sondern auch ganze durchwachte Nächte im Austausch ihrer Meinungen, Urteile und Anschauungen über Gott und Welt und alle Zeit- und Streitfragen — und deren gab es an der Grenzscheide zweier Zeitalter nicht zu wenige! — ergehen konnten. Der durchdringende, überlegene Verstand, die Menschenkenntnis der allen Illusionen und allem Autoritätsglauben abholden Frau, ihr Haß gegen alle Vorurteile, Gemeinplätze, Konventionen ward nun der Wetzstein, an dem sich Constants eigener Skeptizismus, seine Neigung zur Paradoxie und sein — für den späteren Parlamentarier charakteristisches — Debattiertalent schärfen konnten, und gerade der große Altersunterschied mag das seinige dazu beigetragen haben, alle durch die Verschiedenheit des Geschlechts sonst bedingten Schranken des Vertrauens fallen zu lassen.

Es erhöhte die freie Kameradschaftlichkeit dieses Verkehrs, daß Frau von Charrière niemals daran dachte, ihren jungen Freund bemoralisieren zu wollen, wozu seine Lebensführung einer minder vorurteilsfreien Natur Anlaß genug gegeben hätte. Besonders nach dem Scheitern seines Heiratsplans hatte er sich mehr denn je seiner Spielsucht wieder überlassen, die ihn immer tiefer in Schulden geraten ließ. Seinem eigenen Bekenntnis nach spielte er oft Abend für Abend bis tief in die Nacht und suchte dann noch Frau von Charrière, deren Gewohnheit es war, erst um sechs Uhr früh schlafen zu gehen, in ihrem Hotel auf, um ein paar Stunden im Gespräch mit ihr zu verbringen und hinterher bis zum Nachmittag zu schlafen. Was nicht ausbleiben

konnte, geschah: Oberst Constant, der von der Lebensweise seines Sohnes unterrichtet wurde, verlor die Geduld und zitierte ihn zu sich nach Holland. Aber Benjamin fühlte sich nun entweder schon zu alt, um sich der väterlichen Zuchtrute so ohne weiteres beugen zu wollen, oder durch den Einfluß seiner Freundin schon zu sehr im Zuge, wider alles Hergebrachte und Gesetzmäßige zu revoltieren; und da sein Vater schließlich einen Adjutanten nach Paris entsandte, in dessen Begleitung Benjamin die Reise nach Hertogenbosch antreten sollte, entwich er kurz entschlossen mit dreißig Louis in der Tasche, die er sich von Frau von Charrière geborgt hatte, fast ohne alles Gepäck nach Calais und von hier nach England, das ihm als das rettende Gestade der Freiheit und Unabhängigkeit erschien.

Diese abenteuerliche und planlose Reise ins Blaue entsprach ganz Constants Eigentümlichkeit, sich von plötzlichen Eingebungen leiten zu lassen. „Was mich so oft in meinem Leben," schreibt er selbst, „zu gewagten und verblüffenden Schritten veranlaßt hat, die einen besonders entschlossenen Charakter vorauszusetzen schienen, war gerade der absolute Mangel an solcher Entschlossenheit und das Gefühl, das ich stets dabei hatte, daß das, was ich tat, nichts weniger als mein unwiderruflicher Vorsatz war." Mit noch fünfzehn Louis in der Tasche kam er Ende Juni 1787 in London an, ohne eine Menschenseele zu kennen und ohne sich über die Dauer seiner Barmittel Sorge zu machen. Er fand es anfangs wundervoll, einmal ganz unkontrolliert und ungekannt zu sein, und schaffte sich im Hochgefühl dieser Unabhängigkeit zunächst für zwei Louisdor ein Paar Hunde und einen Affen an. Da er sich jedoch mit diesem Vierhän-

der nicht vertrug, tauschte er ihn gegen einen dritten Hund ein und vertauschte, ein andrer Hans im Glück, die beiden ersten dem Händler wieder um den vierten Teil des Kaufpreises. (Man muß solche kleinen Züge erwähnen, weil sie für Constant fast charakteristischer sind, als die großen Handlungen und Wandlungen seines Lebens.) Ein paar Wochen trieb er sich planlos in London herum, wo er ein paar Bekanntschaften aus Lausanne und Paris erneuerte; dann schlug er sich, fast ohne Barschaft und nicht ohne ernstliche Gefahren, in die ihn sein Leichtsinn brachte, zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen bis hinauf nach Edinburg zu seinen früheren Studienfreunden durch. Zum ersten Male lernte er in diesen Wochen einsamer Wanderungen und Ritte den Hochgenuß des ungestörten Alleinseins kennen, dem in späteren bewegten und ruhelosen Jahren immer wieder seine Sehnsucht galt. Er spielte mit dem Gedanken, Europa ganz zu verlassen und sich als Farmer im fernen Virginien anzusiedeln. Und in der Wertherstimmung, zu der die Heimat Ossians die natürlichen Kulissen lieferte, begann er einen Roman in Briefen zu schreiben, der freilich weder jetzt noch später über die ersten paar Kapitel hinauskommen sollte.

Seinem Vater hatte er gleich von London aus einen langen Entschuldigungsbrief geschrieben, in dem er Gesellschaftsekel und Einsamkeitsbedürfnis als Grund seiner Reise vorschützte und ihn bat, ihm fünfzehn- oder zwanzigtausend Livres von seinem mütterlichen Vermögen auszubezahlen, damit er damit nach Amerika auswandern und sich eine Existenz gründen könne; er erhielt aber vorerst weder eine Antwort noch einen roten Heller und mußte endlich notgedrungen an die Heimreise

denken. Sein bester Freund aus der Edinburger Studienzeit, John Wilde, der ein paar Jahre später wahnsinnig werden sollte, half ihm beim Abschied mit zehn Guineen aus. Erst bei der Wiederankunft in London, als er abermals von Mitteln gänzlich entblößt war, fand er Briefe seines Vaters vor, der ihm die schneidendsten Vorwürfe und zugleich die Eröffnung machte, daß er auf keinerlei finanzielle Hilfe von ihm zu rechnen habe. Mit Mühe und nicht ohne Demütigung gelang es ihm noch einmal, von einem Londoner Arzte, der gleichfalls in Edinburg studiert hatte, wenigstens die Mittel zur Reise bis Calais zu borgen, wo er drei Monate nach der Ausfahrt, reichlich ernüchtert von seinem improvisierten Ritt ins alte romantische Land der Stuarts, am 1. Oktober eintraf und nach Verpfändung seiner goldenen Uhr die Weiterreise über Brügge und Antwerpen nach Hertogenbosch, der Garnison des Alten, antrat.

Der Gedanke, seinem Vater nach dieser leichtsinnigen Odyssee als verlorener Sohn gegenüberzutreten, hatte ihm schon unterwegs die heftigsten Beklemmungen verursacht. Das Bewußtsein seiner Schuld drückte ihn tief darnieder, und längst hatte er unter Selbstvorwürfen die grenzenlose Unbesonnenheit verwünscht, durch die er den ihm auf der Welt am nächsten stehenden Menschen in monatelangem Kummer und Aufregung erhalten, vielleicht sogar krank gemacht. Aber wenn er auf einen drohend stürmischen oder eisig strafenden Empfang gerechnet hatte, so sollte er sich darin wenigstens geirrt haben: sein Vater, der gerade mit anderen Offizieren bei einer Whistpartie saß, als er unvermutet ins Zimmer trat, begrüßte ihn so gelassen und höflich, als wenn

nichts geschehen wäre, und verriet mit keinem Worte, was in all den Monaten der Ungewißheit und Sorge in ihm vorgegangen war. Benjamin hätte den heftigsten Auftritt dieser ihm unheimlichen Selbstbeherrschung vorgezogen. Er war mit dem Bedürfnis gekommen, sich seinem Vater reuig an die Brust zu werfen, durch eine rückhaltlose Aussprache sein Vertrauen und seine Liebe zurückzugewinnen: die vorwurfslose, kühle Gelassenheit, der er begegnete, empfand er verletzend, und das Wort, das den Bann hätte brechen können, blieb ungesprochen. Der Oberst, der darauf gewartet haben mochte, daß Benjamin den ersten Schritt seiner Verzeihung entgegen tue, gab ihm schon nach drei Tagen die Weisung, nach Lausanne zu reisen, ohne daß es zu einer Aussprache gekommen wäre.

Das eigentümliche Verhältnis zwischen Vater und Sohn, das dieser Vorgang beleuchtet, kann nicht besser gekennzeichnet werden, als Benjamin selbst es später zu Beginn seines Romans „Adolphe" getan hat. Nachdem Adolphe die chevalereske Nachsicht gerühmt, mit der sein Vater sich seiner jugendlich leichtsinnigen Lebensführung gegenüber stets verhalten hatte, charakterisiert er sein Empfinden diesem gegenüber also: „Ich war von seinem Recht auf meine Dankbarkeit und meinen Respekt ganz und gar durchdrungen: aber ein innigeres Verhältnis hatte sich niemals zwischen uns herausgebildet . . . Ich fand in ihm, wenn auch keinen gestrengen Richter, so doch einen Beobachter von kaltem Blute und kaustischer Schärfe, der im Gespräch mit mir zuerst ein halb mitleidiges Lächeln aufsetzte und nach einer Weile regelmäßig mit einiger Ungeduld die Unterhaltung abzubrechen suchte Ich kann mich nicht erinnern, bis zu mei-

nem achtzehnten Jahre auch nur einmal eine Stunde mit ihm vernünftig gesprochen zu haben. Seine Briefe an mich waren zärtlich und voll von vernünftigen und teilnahmsvollen Ratschlägen; kaum aber standen wir uns dann wieder Aug in Auge gegenüber, so nahm sein Wesen etwas merkwürdig Gezwungenes an, was mich um so erkältender berührte, als ich es mir auf gar keine Weise zu erklären vermochte . . . Ich wußte eben damals noch nichts von jener Zagheit des Herzens, die uns als ein verborgenes Leiden bis in das höchste Alter begleitet, uns die heißesten Gefühle nach außen hin verleugnen läßt, unseren Worten den Ton empfindungsloser Kälte gibt, in unserem Munde selbst noch den Sinn dessen verändert, was wir eigentlich sagen wollten, und unserer ganzen Ausdrucksweise eine gewisse Unbestimmtheit oder den Anstrich einer mehr oder minder bitteren Ironie verleiht, gleich als wollten wir uns an unseren eigenen Empfindungen schadlos halten für den Schmerz, den es uns verursacht, sie nicht offenbaren zu dürfen. Und so wußte ich damals auch nicht, daß mein Vater an diesen Gefühlsstockungen sogar seinem Sohne gegenüber litt, und daß er manches Mal, wenn er lange genug auf eine Äußerung der Zärtlichkeit meinerseits gewartet hatte, von der mich eben seine scheinbare Kälte zurückhalten mußte, mit Tränen im Auge bei anderen Leuten darüber klagte, daß ich, sein einziges Kind, ihm keine Zuneigung entgegenbringe."

Man muß sich gegenwärtig halten, daß Benjamin, der schon bei der Geburt seine Mutter verloren hatte, ohne Geschwister zu besitzen, von seinem siebenten Jahre an keine andere Gemütspflege erfuhr, als die Aufsicht dieses verschlossenen Vaters, um die seelische Zersetzung

zu verstehen, unter der sein Charakter frühzeitig zu leiden hatte. Schwerlich wußte jemand dies besser zu beurteilen, als Benjamins kluge Cousine und Freundin Rosalie de Constant, die in einem ihrer Briefe gelegentlich von ihrem Onkel Juste-Arnold bemerkt: „Niemand verstand, wenn er wollte, so durch eigenartige Liebenswürdigkeit zu bezaubern wie er, niemand aber auch so tödlich durch die Bitterkeit einer überlegenen Ironie zu verwunden."

Die Reise Benjamins nach Lausanne führte diesmal über Colombier, wohin Frau von Charrière mit ihrem Gatten erst wenige Wochen vorher aus Paris zurückgekehrt war, und hier wurde in den ersten Oktobertagen ein lebhaft bewegtes Wiedersehen gefeiert, wenn auch zunächst nur für die Dauer weniger Tage. Während der ganzen abenteuerlichen Reise durch England und Schottland hatte Constant nicht aufgehört, Brief auf Brief an die neugewonnene Freundin abzusenden und ihr bald im Ton ironischer Selbstverspottung, bald in dem einer etwas forzierten Abenteuerlustigkeit und mit einer gewissen vertraulichen Frivolität, die manchmal hart die Grenzen des Taktes streifte, über seine Erlebnisse und Stimmungen zu berichten. In einem der letzten dieser aus England datierten Briefe teilte er ihr bereits mit, daß er auf Wunsch seines Vaters wahrscheinlich in die Hofdienste des Herzogs von Braunschweig treten werde, der damals als Oberbefehlshaber der preußischen Truppen in Holland weilte und bei dieser Gelegenheit mit Oberst Constant in nähere Fühlung gekommen war. Und in der Tat erreichte ihn jetzt, kaum wenige Wochen nach seinem Eintreffen in Lausanne, das definitive Gebot des Vaters, sich für Dezember zur

Übersiedlung nach Braunschweig bereit zu halten: eine Entscheidung übrigens, die ihm keineswegs unwillkommen war, denn sie versprach, in sein unstetes und zerfahrenes Leben endlich eine gewisse Ordnung und Stetigkeit zu bringen, zugleich aber auch, ihm eine größere persönliche Unabhängigkeit zu sichern, als er sie bisher genossen hatte.

Vor dem Antritt der Reise nach Deutschland gedachte er noch einige Tage in Colombier zu Gaste zu sein, aber kaum dort angekommen, erkrankte er ernstlich, und aus den acht Tagen seines Bleibens wurden ebenso viele Wochen, während deren ihn die Herrin des Hauses mit der erdenklichsten Sorgfalt pflegte und betreute. Hier im Winterfrieden ländlicher Abgeschiedenheit genoß der Zwanzigjährige, der seit frühester Kindheit ein heimatloses Wanderdasein geführt, nie ein Vaterhaus, ein Mutterherz oder Geschwister besessen hatte, zum ersten Male etwas wie ein Daheim, das ihn die weichere Rekonvaleszentenstimmung noch wohltuender empfinden ließ, einen Zufluchtsort, wo sein Wähnen Frieden fand, so weit seine ruhelose Natur des Friedens überhaupt fähig war.

Es liegt auf der Hand, daß das ungewöhnliche Verhältnis vielfach in einem für die Gattenehre des Herrn von Charrière wenig schmeichelhaften Sinne interpretiert worden ist. Sainte-Beuve insbesondere, der seine Feder stets in eine Mischung von Honig und Essig zu tauchen pflegte, wenn er über den ihm antipathischen Constant schrieb, hat es nicht unterlassen, dem jungen Benjamin seiner „marraine“ gegenüber die Rolle eines Cherubin zuzuerkennen, wie sie etwa der junge Rousseau bei Frau von Warens gespielt hatte, und viele haben

ihm gutgläubig nachgeschrieben. Aus einer ganzen Anzahl von inneren und äußeren Gründen darf man eine derartige Intimität für völlig ausgeschlossen halten. Schon die Einzelheiten der großenteils erhaltenen Korrespondenz sprechen unbedingt dagegen. Ganz abgesehen davon, daß die beiden Menschen ein Altersunterschied von siebenundzwanzig Jahren trennte: eine Frau, mit der ihn auch erotische Fesseln verbanden, hätte Constant niemals mit dieser Offenherzigkeit, ja Rücksichtslosigkeit zur Vertrauten seiner Liebes- und Heiratsaffären gemacht, wie er es erst von England, später von Braunschweig aus getan hat. Und dann: sein Charakter hatte manche große Schwäche, zweifellos, aber einer Schuftigkeit war er, der in zahlreichen Duellen seine Ehre verteidigt hat, absolut unfähig, und nichts anderes wäre es gewesen, wenn er die Gastfreundschaft des schlichten und gütigen Herrn von Charrière dazu mißbraucht hätte, ihn zum Menelaos zu machen, überdies mit einer Helena, die den Jahren nach reichlich seine Mutter sein konnte.

Von seiner Seite fehlte diesen Beziehungen jedenfalls jeglicher erotische Einschlag: bei Frau von Charrière, in der viel unverbrauchte Gefühlskraft lebte, zumal ihr das Mutterglück versagt geblieben war, wird man ein solches Empfinden trotz ihrem Alter nicht ohne weiteres von der Hand weisen dürfen, — war nicht um dieselbe Zeit auch die sechsundfünfzigjährige Frau Aja dem jungen Unzelmann gegenüber in ähnlicher Herzenslage? — aber verraten hat sie es niemals, und unter allen Umständen überwog doch auch bei ihr das reine Gefühl einer „maternité intellectuelle“. Wie als junges Mädchen im Briefwechsel mit dem geistreichen Vol-

tairianer David Constant d'Hermenches, fand sie jetzt als alternde Frau in seines ihm geistesverwandten Neffen Benjamin ganzer Urteils- und Anschauungsweise einen so stark mitschwingenden Resonanzboden ihrer eigenen Natur, daß das Verhältnis für sie wohl kaum einen geringeren, eher einen größeren Reiz hatte, als für jede andere ein Liebesverhältnis. Sie fühlte, wie sehr sie sein Denken beeinflußte — befruchtete wäre bei einer das Leben so verneinenden Persönlichkeit nicht das treffende Wort — und ihm die Richtung gab, und sie liebte ihn um dieses Einflusses willen fast wie ihr eigenes Geschöpf. Nichts ist bezeichnender für den wahren Charakter ihrer Gefühle, als der Umstand, daß nicht Constants Verheiratung es war, die ihre Beziehungen trübte und löste (obwohl er zunächst in seine Frau wirklich verliebt war und in seinen Briefen nach Colombier daraus kein Hehl machte), sondern erst fünf Jahre später seine Eroberung durch Frau von Staël, deren geistiger Einfluß den Isabellens von Charrière abzulösen bestimmt war.

Der endgültige Abschied von Colombier — Mitte Februar 1788 — fiel Benjamin so schwer, als werde er aus einem Paradies vertrieben. Seine Briefe von der Reise — und er schrieb von jeder Station unterwegs — atmen nichts als Dankbarkeit und Heimweh. „So lange Sie leben und so lange ich lebe," schreibt er, „und in welcher Lage ich mich auch befinden mag, immer wird mich der Gedanke begleiten: es gibt ein Colombier! Bevor ich Sie kannte, sagte ich mir: wenn es zu schlimm kommt, kann ich mich töten. Jetzt denke ich: wenn die Menschen mir das Leben gar zu unerträglich machen, winkt mir in Colombier eine Zufluchtsstätte." Und ein andermal freut er sich noch in der Erinnerung der Ruhe, der Ge-



Frau von Charrières Salon in Colombier



sundheit und des Glücks, das er im Hause Charrière gefunden, und fügt melancholisch hinzu: „Die Ruhe und das Glück sind nun dahin, nur die Gesundheit ist mir noch geblieben, wenn schon durch diese gräßliche und dumme Reise etwas erschüttert. Aber gerade aus diesem von Ihren Geschenken mache ich mir am wenigsten, und ich gäbe zehn Jahre Gesundheit in Braunschweig für ein Jahr Krankheit in Colombier.“ Auf diesen Ton sind die Briefe durchweg gestimmt, aus denen im übrigen noch hervorgeht, daß die Verwandten in Lausanne an dem langen Intermezzo in Colombier Ärgernis nahmen und daß der Stadtklatsch dort allerhand ähnliche Blasen getrieben hatte, wie späterhin in Sainte-Beuves anzüglich-verkniffener Darstellung.

III

Braunschweig

Anfang März war nach vierzehntägiger Reise Braunschweig erreicht. Ein Diener und ein Hund — Hunden galt zeitlebens eine seiner ausgesprochenen Liebhabereien — bildeten das Gefolge. Der Eindruck der alten Stadt war bei der unfreundlichen Jahreszeit wenig günstig; die Aufnahme bei Hofe jedoch ließ an Freundlichkeit nichts zu wünschen übrig, und schon in der zweiten Woche überreichte der Oberhofmeister und Staatsminister von Münchhausen dem neugebackenen Kammerjunker sein Patent. Ein anderer Kammerjunker holte ihn, der sich in der Stadt eine kleine Wohnung von drei Zimmern mit einem Klavier gemietet hatte, allnachmittäglich in der ersten Zeit ab, um mit ihm den bei Hofe vorgestellten Personen Antrittsbesuche zu machen.

Zum zweiten Male seit seinen Erlanger Flegeljahren sollte er nun die dünne Hofluft einer kleinstaatlichen deutschen Residenz kennen lernen. Indessen fand er hier kein Serenissimus-Idyll im Trianonstil, wie es unsere Operettenlibrettisten und Dichter zierlicher Rokokokomödien mit Vorliebe auf die Bühne zaubern: es wehte damals ziemlich viel von der strengen, militärischen Atmosphäre Potsdams in dem alten Welfenschlosse und auch etwas von der wissenschaftlich-künstlerischen des Musenhofs an der Ilm, denn der regierende Herzog

Karl Wilhelm Ferdinand war ein Neffe Friedrichs des Großen und ein Bruder der Herzogin-Witwe Anna Amalia von Weimar. Er war außerdem ein väterlicher und vortrefflicher Regent seines Landes, so weit ihm seine anstrengende militärische Berufspflicht als Oberbefehlshaber der preußischen Truppen im holländischen Kriege (und später der Koalitionstruppen) dazu die Möglichkeit ließ, stets für jeden seiner Untertanen persönlich zu sprechen, und in aller seiner Klugheit, die von Berechnung nicht frei war, einer der wenigen aufgeklärten Monarchen seiner Zeit, die von ihrem Absolutismus nur zum Wohle des Staates Gebrauch machten. Daß er es war, der als Erbprinz Lessings Berufung nach Wolfenbüttel veranlaßte und die drückendste Last der Lebenssorge von ihm nahm, ist einer seiner dauernden Ruhmestitel. Ihm hatte Voltaire seine antiorthodoxen „Briefe über Rabelais“ zueignen dürfen, an ihn konnte im Jahre von Constants Ankunft der gleich Lessings Freunden Ebert und Eschenburg in Braunschweig literarisch wirkende Joachim Heinrich Campe seine revolutionsbegeisterten „Briefe aus Paris“ richten, ohne den geistig hochstehenden Fürsten gegen sich aufzubringen. Unter seiner weitsichtigen Regierung galt Braunschweig — nächst Sachsen — für den reichsten und glücklichsten deutschen Einzelstaat, und die Braunschweiger Messe zog die Gewerbetreibenden aus halb Europa an. Sein eigener Hofhalt wurde — im Gegensatz zu der Prunkliebe, die er früher als Erbprinz entfaltet hatte — mit spartanischer Einfachheit geführt, wenngleich das französische Schauspiel und sogar die unvermeidliche italienische Oper, freilich im kleinsten Stil, nicht fehlen durften. Irgend welche Festlichkeiten gab es nur bei besonderen

Gelegenheiten. Um drei Uhr fand die Hoftafel statt, die eine Stunde dauerte und an der auch Constant in seiner dienstlichen Eigenschaft als Kammerjunker meistens teilzunehmen hatte. (Eine seiner aufregenden Dienstpflichten bestand darin, für die richtige Rangordnung der Plätze zu sorgen.) Daran schlossen sich Whistpartieen in den Zimmern der Herzogin, einer geborenen englischen Prinzessin, oder bei der Herzogin-Mutter; die Abende waren meist frei.

Eine tödliche Langeweile fiel den Neuankömmling zunächst in dieser neuen und fremden Umgebung an, und seine Briefe nach Colombier verraten anfangs eine verzweifelt öde Stimmung und heftiges Heimweh nach den geistigen Genüssen, die er dort aufgegeben hatte. Er gerät außer sich, als Frau von Charrière diese Sehnsucht für vorübergehend hält und ihm neckend prophezeit, daß ihn sehr bald andere und neue Interessen die alten vergessen machen würden, und verlangt nur um so dringender ihr Bild oder wenigstens ihre Silhouette. Um sich Anregung zu verschaffen, spielt er gleich in den ersten Wochen einige Male wieder Pharao, beichtet jedoch diesen Rückfall sofort der Freundin und legt dem Briefe freiwillig ein englisch abgefaßtes, formelles Gelübde bei, nie wieder eine Karte zum Hasardspiel anrühren zu wollen. Allmählich aber beginnt er sich einzugewöhnen und wohler zu fühlen. Der bedeutenden Persönlichkeit des Herzogs, der sich ihm von Anfang an sehr wohlgesinnt erweist und dessen Unterhaltungsgabe (nach Mirabeaus Zeugnis sprach er ein eleganteres Französisch als ein Pariser Akademiker) ihm imponiert, entzieht er sich nicht. In dem Major an der Kriegsschule Jakob Mauvillon, dem Freunde Mirabeaus und Verfasser der „Ge-

schichte Preußens unter Friedrich II.“, findet er einen ihm sympathischen Umgang, dessen Pflege er sich in den ganzen Braunschweiger Jahren bis zu Mauvillons Tode angelegen sein läßt. Er beginnt sich eine Bibliothek anzuschaffen, die binnen kurzer Zeit einen ansehnlichen Umfang erreicht. Er nimmt eine angefangene Arbeit „Geschichte der Zivilisation in Griechenland“ aufs neue vor und beginnt zu diesem Zweck die Klassiker wieder zu lesen. Der Dienst bei Hofe, Spaziergänge und -ritte mit seinen Hunden, gesellige Verpflichtungen und anderes füllen vollends die Tage aus. Und es dauert nicht lange, so nimmt auch der Gedanke an eine Heirat wieder Besitz von ihm, der auf diesen stets nach Unabhängigkeit strebenden Geist merkwürdig früh und auch später noch merkwürdig oft immer wieder seine Anziehungskraft übte.

Der enge Gesellschaftskreis des kleinen Hofes, der Mangel an Ablenkung, die einlullende Atmosphäre des Residenzlebens müssen es erklären helfen, daß seine Wahl auf eine äußerlich wenig reizvolle, geistig unbedeutende, vermögenslose und zum Überfluß neun volle Jahre ältere Dame fiel. Im März war er nach Braunschweig gekommen, noch etliche Wochen später hatte er sich in einem Briefe an Frau von Charrière tief gekränkt gegen den Verdacht gewehrt, daß er jemals in einem deutschen „Fraeulein“ oder irgend einer „Hofdame“ Ersatz für die schmerzlich vermißte Freundin finden könnte: schon der September sah ihn mit Wilhelmine von Cramm verlobt, die als Tochter eines Hauptmanns Carl von Cramm 1758 geboren und einige Jahre vor Constants Eintreffen Hofdame der regierenden Herzogin Augusta geworden war. Eines Tages geriet er im Schlosse auf irgend eine Weise

in das Wohnzimmer des Fräuleins — die anscheinend nicht ohne Nutzen den im Jahr zuvor erschienenen „Don Carlos“ gelesen und von ihrer spanischen Kollegin Eboli einiges gelernt hatte — und fand sie in Tränen aufgelöst. Galant und teilnahmsvoll erkundigte sich der Kammerjunker, der schon damals keine Frau weinen sehen konnte, nach der Ursache ihres Leids, erfuhr, daß sie sich unglücklich und seelisch vereinsamt fühle, und ließ sich von den betränten Augen, der umflorten Stimme und dem Zwang der Situation zu so mitfühlenden Tröstungen hinreißen, daß schon am nächsten Tage, wenn man der Schilderung glauben darf, die Constant selbst sechzehn Jahre später in Weimar dem befreundeten Böttiger gab, die Verlobung bei Hofe bekannt gegeben wurde.

Man darf annehmen, daß besonders die Herzogin dieses Heiratsprojekt begünstigt und bei ihrem Gemahl befürwortet hat, und daß die Protektion von dieser hohen Seite, die auch Constants Vater bewog, seine Zustimmung zu geben, auf Benjamins Entschließung mit von Einfluß war, da sie ihm ein Aufrücken in höhere Hofämter in Aussicht stellte. Immerhin war die Erwählte seines Herzens nicht so ganz ohne gewinnende Eigenschaften, dafür spricht das zuverlässige Zeugnis der scharfsichtigen Rosalie de Constant, die ihre neue Cousine im folgenden Sommer bei einem Besuch des jungen Ehepaares in Lausanne kennen lernen sollte. „Bei Benjamins wählerischem Geschmack,“ schreibt sie ihrem Bruder Charles, „waren wir alle auf ein Ideal von Vollkommenheit gefaßt und baß erstaunt, sie ausgesprochen häßlich zu finden, pockennarbig im Gesicht, sehr mager und mit roten Rändern um die Augen. Der erste Eindruck jedenfalls war höchst ungünstig, aber bei genauerer Be-

kanntschaft entdeckt man, daß sie groß und gut gewachsen ist, liebenswürdige und einnehmende Manieren hat, dazu eine hübsche Hand, schönes Haar, ein angenehmes Organ, Witz und Laune, überhaupt nichts von deutscher Steifheit. Ihr Gemahl huldigt ihr ganz, als ob sie eine Schönheit wäre. Sie hat ihn vernünftiger gemacht, und sein Charakter hat entschieden gewonnen.“ In der Tat lassen seine Briefe darauf schließen, daß er von Wilhelmine aufrichtig entzückt war oder — wie man sich gerade bei ihm vorsichtiger ausdrücken muß — daß er sich wenigstens einbildete, sie aufrichtig zu lieben. (Der Zufall fügte es, daß fast zwanzig Jahre später in demselben Braunschweig der damals ungefähr gleichaltrige Henri Beyle-Stendhal, dessen Geistesprägung mit der Benjamin Constants in manchem Zuge verwandt war, eine Herzensneigung zu einer andern Wilhelmine faßte, dem anmutigen Fräulein von Griesheim, die überdies eine Verwandte der Familie von Cramm war.)

Einstweilen stellten sich auch Benjamins Vermählung noch unvorhergesehene Hindernisse entgegen, deren Ursache die plötzlich kritisch gewordene Situation seines Vaters wurde. Dieser hatte schon im Oktober des vorhergehenden Jahres das Mißgeschick gehabt, daß in seinem Regiment — dem Regiment May, dessen Inhaber und nomineller Chef der mehr als achtzigjährige in Bern lebende Generalmajor May war — Meutereien ausgebrochen waren, vielleicht als Folge von allerhand Zettelungen einiger seiner Offiziere, die es mit dem Hochmut von Berner Patriziersöhnen nicht vereinbar fanden, Untergebene eines Waadtländers zu sein. Die Offiziere machten für das Vorgefallene ihren Obersten allein verantwortlich, und dieser beantragte die Einberufung eines

Kriegsgerichtes, das im Juni 1788 zum ersten Mal tagte; aber dessen Zusammensetzung und Stimmung erwies sich für ihn derart ungünstig, daß ihm eine ebenso schwere als ungerechte Verurteilung drohte, trotzdem er nun bereits ein halbes Jahrhundert mit aller Auszeichnung den Generalstaaten gedient hatte, — kurz, der sonst so besonnene Mann verlor in der Erregung über die ihm zugedachte Schmach zeitweilig den Kopf und verließ den Haag mit fluchtartiger Hast — Mitte August 1788 — um sich nach der Schweiz zu begeben. Von hier aus richtete er an den Generalstatthalter, den Prinzen Wilhelm von Oranien, einen Protest und forderte ein neues Verfahren. Samuel de Constant, dessen ältester Sohn Juste gleichfalls in holländischen Diensten stand und dem Regiment seines Onkels Juste-Arnold angehörte, reiste unverzüglich nach dem Haag und blieb dort, um für die Sache seines älteren Bruders, die zugleich die der ganzen Familie war, tätig zu sein. Indessen sollte sich der ganze Prozeß Jahre und Jahre hinziehen, da der Oberst in Bern einflußreiche Feinde hatte, die seinen endgültigen Sturz herbeizuführen wünschten.

In dieser schwierigen Situation, wie überhaupt in der Folge, zeigte Benjamin, in dem ein verfehltes Erziehungssystem die natürliche Kindesliebe nicht hatte unterdrücken können, daß er wußte, was er seinem Vater schuldig war. Auf die erste Kunde von dessen plötzlicher Abreise war er selbst nach dem Haag geeilt, wo er sich mit Onkel und Vetter beriet, und es gelang ihm nach seiner Rückkehr den Herzog von Braunschweig so stark für die Angelegenheit zu interessieren und ihn von der Niederträchtigkeit der Berner Intriguen zu überzeugen, daß der Fürst persönlich bei dem Prinzen-Statthalter —

dessen Tochter bald nachher den braunschweigischen Erbprinzen heiratete — intervenierte. Seinem Vater schrieb er Brief auf Brief und beschwor ihn, nach Holland zurückzukehren und eine Verständigung mit dem Generalstatthalter zu suchen. Die ganze Affäre nahm ihn in hohem Grade mit und erregte ihn bis zur Fieberhaftigkeit; es war, als hätte die Entehrung, die dem greisen Haupte seines Vaters drohte, in ihm plötzlich alle die Sohnesliebe geweckt, die jener früher so oft bei ihm vermißt hatte. Er erklärte dem Herzog, seine Existenz stehe auf dem Spiele, wenn auf der Ehre seines Vaters auch nur der geringste Flecken haften bleibe. „Ich lebe nur noch durch meinen Vater und für meinen Vater,“ schrieb er seinem Onkel nach dem Haag. Auch Frau von Charrière gegenüber läßt er seinem Kummer freien Lauf, erwähnt seine Absicht, nötigenfalls mit Wilhelmine nach Amerika auszuwandern, und rühmt deren gutes Herz: „Wenn Sie sehen könnten, wie mich Minna tröstet, aufrichtet, beruhigt und mit mir leidet, Sie müßten sie lieb haben. Aber Sie haben sie schon lieb, nicht wahr?“

Endlich waren die Dinge so weit gediehen, daß er an seine Verheiratung denken konnte: sie fand am 9. Mai 1789 in Braunschweig statt, und unmittelbar nachher trat das neuvermählte Paar eine Reise nach der Schweiz an, um auf dem Familien-Landgute Beau-Soleil die Honigmonde zu verleben. Bei dieser Gelegenheit kam Benjamin nach anderthalbjährigem Fernsein im Juli auch wieder für ein paar Tage nach Colombier, aber allein, und wenige Wochen später kam es zu einem Zwischenfall, der deutlich zeigt, wie engverbunden er sich mit seinem ungerecht verfolgten Vater fühlte und wie ungemein empfindlich er in diesem Punkte selbst den ihm

nächststehenden Menschen gegenüber war. Irgend eine auf den Prozeß bezügliche Bemerkung in einem Briefe Frau von Charrières, die ihm eine wenn auch nur indirekte Mißbilligung seines Vaters auszudrücken schien, genügte, um ihn zum brüsken Abbruch der Korrespondenz mit ihr zu veranlassen und zu dem Verlangen, daß sie seine sämtlichen Briefe verbrennen möchte, ebenso wie er es mit den ihrigen getan habe. Frau von Charrière, der dieser Schlag völlig unerwartet kam, zeigte sich jedoch taktvoll und beherrscht genug in ihrer Antwort, um seinen Zorn zu entwaffnen, und der Friede wurde nach einer Weile wieder hergestellt, freilich erst, als Constant mit seiner Neuvermählten die Schweiz bereits verlassen und sich direkt nach dem Haag begeben hatte, wo mittlerweile auch sein Vater wieder eingetroffen war, um die Revision seines Prozesses persönlich zu betreiben.

Hier in Holland blieb das junge Paar den ganzen Winter über bis zum Ablauf von Benjamins Urlaub; dann bezogen beide in Braunschweig das Haus, das ihnen der Herzog zur Verfügung gestellt hatte. Eine kurze Zeit lang scheint sich der junge Gatte in seiner eigenen Häuslichkeit leidlich wohl gefühlt zu haben. „Es gibt nur zwei Wesen auf der Welt," schreibt er der Freundin nach Colombier, „mit denen ich ganz und gar zufrieden bin: Sie und meine Frau . . . Ihnen beiden danke ich alles, was ich je an Glück erfahren habe." Aber die Ruhe, der Frieden, den er gefunden zu haben meinte, war mehr Erschlaffung und Lethargie nach Jahren der Unstetigkeit und Aufregungen, und Frau von Charrière, deren Briefe jetzt mit offenbarer Absicht alles vermeiden, was seine Empfindlichkeit abermals reizen könnte, mahnt ihn besorgt, auf seine Nerven zu achten, sich nicht zu sehr

hängen zu lassen, obwohl sie selbst ihre Stimmung als die einer tristen und gottverlassenen Einsamkeit schildert, der es an jeder geistigen und seelischen Anregung fehlte.

Das Gefühl des Vermissens war jetzt wieder gegenseitig. „Schade, jammerschade," schreibt Benjamin bald nach der Rückkehr nach Braunschweig, „daß das Geschick uns so ganz und für immer getrennt hat. Es gibt so viel Gemeinsames zwischen uns, was stärker ist als alle Verschiedenheiten des Geschmackes, der Laune und des Standpunkts in Verstandesfragen. Wir wären vielleicht oft im Unfrieden auseinandergegangen, hätten uns aber immer bald wieder verstanden. Ja, es ist ein Jammer, daß Sie in Colombier unglücklich sind, und ich hier; Sie krank, ich ruiniert; Sie unzufrieden aus Indifferenz, ich aus Schwäche, und dabei beide so weit von einander entfernt, daß wir weder unsere Klagen noch unsere Mißstimmung zusammentun und uns gemeinsam schadlos halten können. Zum mindesten werden Sie immer die teuerste und die denkwürdigste Erinnerung meines Lebens bleiben."

Die Zerrissenheit, die aus solchen und anderen Briefstellen spricht, nahm in dem Maße zu, als sich das anfangs so erträgliche Zusammenleben mit Wilhelmine nach und nach erst unbehaglich, dann gespannt, zuletzt stürmisch gestaltete. Während des ersten Jahres, das man auf Reisen in der Schweiz und in Holland verbracht hatte, war alles gut gegangen, aber nachdem das regelmäßige Zusammenleben in Braunschweig etabliert war, begannen die Unzuträglichkeiten sich herauszustellen. Wilhelmine hatte weder gelernt, noch das Bedürfnis, sich irgendwie ernsthaft zu beschäftigen. Sie

umgab sich mit Hunden, Katzen, Vögeln und pflegte den Gesellschaftsklatsch mit ihren aristokratischen Freunden und Freundinnen als hauptsächliche Liebhaberei. Da Benjamin nicht dafür geschaffen war, an diesen Dingen Geschmack zu finden, ergaben sich die Konflikte von selbst. Allmählich entwickelte sie ihm gegenüber eine immer größere Reizbarkeit, Heftigkeit, kleinlichen Eigensinn, unberechenbare Launen und schließlich auch die offenkundige Neigung, zärtliche Wallungen auf andere Männer zu übertragen.

Benjamins Stimmung verdüsterte sich mehr und mehr, er begann die Umgebung, in der er sich befand, zu hassen. Gleichwohl bemüht er sich, gegen Wilhelmine nicht ungerecht zu sein. „Ich liebe meine Frau um vieler guter Eigenschaften willen, die sie besitzt," schreibt er noch im Juli 1791, also zu Beginn des dritten Ehejahres nach Colombier, „aber die tiefe Erschlaffung, die mich gefangen hält, hat mich ihr entfremdet. Wenn mich wirklich eine Aufwallung von Vertrauen und Wärme überkommt, so zeigt sie sich kalt oder zerfahren, und um Auseinandersetzungen zu vermeiden, die über meine Kräfte gehen, schweige ich dann und entferne mich. Alles was Sie mir vielleicht darüber sagen möchten, ist unnütz: ich vermag nichts mehr über mich, und Ihre guten Ratschläge wären nichts anderes, als ein Heiltrank für einen Kranken, dem der Starrkrampf schon den Mund geschlossen hält . . ."

Die Verhältnisse gestalteten sich bald um so unerquicklicher, als Constant auch bei Hofe mißliebig zu werden begann und sich immer seltener dort sehen ließ. Mündliche Äußerungen über die großen politischen Zeitereignisse in Frankreich und sein Umgang mit Mauvillon,

dem Bewunderer Mirabeaus, hatten ihn in den sehr unbegründeten Verdacht jakobinischer Gesinnungen gebracht, seine gelegentlichen Rücksichtslosigkeiten ihm hier wie anderwärts persönliche Feindschaften zugezogen, darunter auch die einiger jüngerer Prinzen. Bei dem fortschreitenden Zerfall seiner Ehe hatte offenbar Wilhelmine die Mehrheit der Gesellschaft auf ihrer Seite, was Benjamin veranlaßte, sich noch mehr als vorher zurückzuziehen. Eine kluge und sympathische Freundin fand er gerade in dieser schweren Zeit in Frau von Mauvillon, mit der ihn auch noch nach seiner Braunschweiger Zeit herzliche Beziehungen verbanden. Der Herzog, der ihm nach wie vor gewogen war, befand sich meist außer Landes.

Ende des Jahres 1791 begab sich Constant wieder in die Schweiz, sei es, daß er dem unerträglich gewordenen Zustand in Braunschweig für eine Weile entrinnen wollte, sei es, daß ihn die Angelegenheiten seines Vaters nach der Heimat riefen, die im selben Jahre zu einem freilich nur vorläufigen Abschluß gelangt waren. Nach mehrjähriger Prozeßdauer war Oberst Constant tatsächlich zur Kassation, überdies zur Tragung der ungemein hohen Kosten verurteilt worden, was gleichbedeutend mit dem Verluste fast seines ganzen Vermögens war. (Erst fünf Jahre später sollte durch ein Revisionsverfahren dieses harte Urteil aufgehoben und durch seine Ernennung zum General gutgemacht werden.) Er hatte sich, da er seine drei Besitzungen bei Lausanne zu Gelde machen mußte, in Brevans bei Dôle im Jura ein kleines Landgut erstanden, das französische Bürgerrecht erworben und seine langjährige Wirtschafterin Marianne Marin zu seiner Gattin gemacht, so daß Benjamin, selbst

bereits verheiratet, noch in den etwas unerwarteten Besitz einer Stiefmutter und zweier kleiner Stiefgeschwister — Charles und Louise, die nachmals den Namen de Rebecque führen durften — gelangte. Die Beziehungen zu seinem Vater sollten jedoch dadurch von seiner Seite keine Trübung erfahren, und auch bei der vorläufigen Ordnung der Vermögensfragen erwies er sich ihm und dessen zweiter Familie gegenüber entgegenkommend und frei von Kleinlichkeit. Seine eigene Vermögenslage, die Zeit seines Lebens — namentlich dank seinem Hang zum Hasardspiel — sehr schwankend bleiben sollte, war durch die Ereignisse natürlich stark mitbeeinflußt. Er blieb jedoch unter anderem Besitzer des Hauses in der Rue Saint Pierre in Lausanne, das ehedem die Generalin de Constant bewohnt hatte, und des großen Familiengutes La Chablière bei Lausanne, das er seinem Onkel Samuel vermietet hatte; beide repräsentierten zusammen den Wert von zweihunderttausend Francs.

Der Dezember 1791 sah ihn auch wieder in Colombier, wo er in den vertrauten Räumen alles beim alten fand und nun, wie von einem Alp befreit, sich gleichfalls wieder als den alten gab und fühlte. Seine Besuche hier wiederholten sich noch mehrfach während dieses Schweizer Aufenthalts, der bis zum Frühjahr 1792 währte. Anfang Juli war er wieder in Braunschweig, wo er nur noch wenige Monate bis zur Abwicklung seiner Scheidungsangelegenheit zu bleiben gedachte, aber fast ein Jahr festgehalten wurde. Es scheint, daß man am Hofe den Eklat einer Scheidung lieber vermieden gesehen hätte, und daß Constant einen Rückhalt besonders am Herzog fand, der ihn gerne dauernd an sich fesseln wollte und ihm unzweideutige Beweise seiner

Gunst gewährte, indessen das erbprinzliche Paar ihm desto weniger freundlich gesinnt war. Wie die Herzogin sich verhielt, geht aus der Tatsache hervor, daß Frau von Constant-Cramm seit dem 1. Januar 1793 von ihr persönlich eine lebenslängliche Pension bezog. Wilhelmine war im übrigen einer Scheidung selbst durchaus abgeneigt, wollte des Scheines wegen von einer Trennung nur innerhalb des Hauses wissen, fuhr aber fort, durch ihre unzweideutigen Beziehungen zu andern Männern den Ruf ihres Gatten derart zu kompromittieren, daß der Herzog diesem schließlich einen unbegrenzten Urlaub bewilligte.

IV

Scheidewege

Ein tiefes Bedürfnis nach Einsamkeit, nach Ruhe, nach Sammlung, nach seelischer Gesundung beherrschte Benjamins Gemüt in dieser Zeit qualvoller Unbefriedigung. Er war sich vollkommen klar darüber, was seine verzettelte Erziehung aus ihm gemacht, daß sie ihm die Welt entgöttert und den Glauben an die höchsten sittlichen Mächte entwurzelt hatte, und der Wunsch verzehrte ihn oftmals, seine vom Verstand unterjochte Halbnatur auf den Flügeln der Illusion in höhere Sphären zu retten. „Ich bin es müde, Egoist zu sein," heißt es in einem brieflichen Bekenntnis an Frau von Charrière, „müde, meine eigenen Gefühle zu persiflieren, mir selbst einzureden, daß ich weder Liebe zum Guten, noch Abscheu vor dem Schlechten empfinde! Da ich nun doch einmal mit all meinem eingebildeten Besitz an Erfahrung, Weltkenntnis, Diplomatie, Indifferenz nicht glücklicher geworden bin, mag der Teufel das Hochgefühl der Übersättigung holen! Ich will endlich meine Seele wieder allen Eindrücken auftun, ich will wieder vertrauend, gläubig, begeisterungsfähig werden und auf mein viel zu frühes Alter, das alle Dinge dieser Welt für meine Augen entfärbt hat, noch einmal eine neue Jugend folgen lassen, die mir alles verschönen und mich vielleicht noch glücklich machen soll!"

Aber dieser hoffnungsfreudige Optimismus wird

immer wieder durch Rückfälle in die Dunkelheiten der Verbitterung abgelöst. „Ich habe es mit achtzehn Jahren empfunden, mit zwanzig, mit zweiundzwanzig, mit vierundzwanzig, und ich empfinde es jetzt mit bald sechsundzwanzig mehr denn je," schreibt er im Dezember 1792, „zu meinem Glück und zu dem der andern ist es unbedingt nötig, daß ich einsam für mich lebe. Ich bin wohl fähig, im großen Stil gut und stark zu sein, aber ich bin unfähig, die Menschen mit Nettigkeiten im kleinen zu traktieren. Die Wissenschaft und die Einsamkeit sind mein Element. Fragt sich nur, ob ich sie besser im Pariser Strudel finde, oder an irgend einem abgeschiedenen Orte. . . . Mein Leben hier ist unerträglich und wird es von Tag zu Tag mehr. Ich verliere jetzt zehn Stunden täglich bei Hofe, wo man mich verabscheut, teils weil man mich als Demokraten beargwöhnt, teils weil ich hier alle möglichen Leute in ihrer Verschrobenheit lächerlich gemacht habe, was die allgemeine Überzeugung bestärkt hat, daß ich ein Mensch ohne alle Grundsätze bin. Das ist freilich ohne Zweifel mehr oder weniger meine eigene Schuld. Blasiert gegen alles, gelangweilt von allem, bitter, egoistisch, mit einer Empfindsamkeit gestraft, die mir nur Qualen schafft, unbeständig bis zur Verdrehtheit, von Tiefsinnsanfällen heimgesucht, die alle meine Unternehmungen immer wieder stocken lassen, dabei von allerhand äußeren Umständen bedrängt, von einem Vater, der gleichzeitig zärtlich besorgt und in ewiger Unruhe ist, von einer Frau, die — platonisch, wie sie behauptet, — in einen jungen Fant verliebt ist und dabei für mich Freundschaft zu empfinden vorgibt, von all den Widrigkeiten, die mein Vater zu erleiden hatte, und von den einschneidenden Verände-

rungen, die sein und mein Leben betroffen haben, — wie, glauben Sie, soll ich bei alledem noch Glück haben, Wohlgefallen erregen, überhaupt unter Menschen leben?“

In den Wirbeln der französischen Revolution unterzutauchen, war mehr als einmal seine Idee gewesen, denn die großen welthistorischen Umwälzungen erregten sein Interesse um so mehr, als der Herzog von Braunschweig dabei die gewichtige Rolle als Leiter aller militärischen Operationen der Alliierten spielte und es in Braunschweig selbst bald von Emigranten wimmelte. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß er selbst sich damals nicht nur noch nicht als Franzosen fühlte — er spricht in seinen Briefen von den Erfolgen „unserer“ Waffen, wenn er die Koalitionstruppen meint — sondern auch noch durchaus monarchistisch und vor allem antijakobinisch gesinnt war. Der Einfluß des Hoflebens verstärkte die Abneigung gegen den Terrorismus. „Das Kriegsglück wendet sich jetzt überall gegen die Franzosen, ein Beweis, daß ihre Sache schlecht ist,“ schreibt er im April 1793 an seine Tante Gräfin Nassau. Er verwünscht ein andermal „ces coquins de républicains“. Der Anblick der von den französischen Truppen verwüsteten Gebiete am Oberrhein, die er im Frühjahr 1794 auf der letzten Rückreise nach Braunschweig durchfährt, greift ihm ans Herz. Und von den politischen Persönlichkeiten der Revolutionsjahre vermag nur der von seiner leidenschaftlichen Frau bugsierte Girondeminister Roland seine Sympathie zu gewinnen, den er gelegentlich für sein „Idol“ erklärt, und von dem er hofft, daß seine Partei die Marat, Robespierre „und die andern Vipern“ wegfegen werde. Im ganzen kann man sagen,

daß er den politischen Weltereignissen bis Ende 1794 mehr als unbeteiligter Amateurbeobachter gegenüberstand, ohne sich zu erhitzen und ohne sich in seinem Urteil von sehr bestimmten Grundsätzen leiten zu lassen. Er war der Überzeugung nach Demokrat — wie auch Frau von Charrière, unter derem geistigen Mentorat er damals noch stand, als geborene Holländerin zwar republikanisch, gegen die Blut- und Gewaltpolitik der Terroristen jedoch die entschiedenste Antipathie empfand — aber diese Überzeugung wurde durch die wechselnden Stimmungen des Augenblicks, durch die höfische Umgebung, durch den privaten Haß gegen die republikanischen Gewalthaber in Bern stark beeinflußt. Noch war das aktive Bewußtsein des Politikers nicht erwacht: das einzige Leitmotiv seiner Briefe, so weit sie die Zeitereignisse berühren, ist nur der immer wiederkehrende, inbrünstige Wunsch, daß der Welt endlich wieder Friede geschenkt werden möchte.

Die unerläßliche Ablenkung in der zunehmenden Öde seines Braunschweiger Aufenthalts suchte und fand er in wissenschaftlicher Arbeit. Seine Bibliothek war dank seinem Sammeleifer auf mehrere tausend Bände angewachsen, und das seit Jahren vorbereitete große Werk über die Entwicklung der Religion so weit fortgeschritten, daß er bereits in der Hoffnung schwelgte, im Jahre darauf den ersten Band dem Druck übergeben zu können, — etwas verfrüht, denn es währte noch an die dreißig Jahre, bis es dazu kam. Aber auch sein Herz blieb inmitten aller Wirrungen, die mit der Lösung seiner Ehe verbunden waren, nicht unbeschäftigt: er geriet in Gefahr, es an eine andere Dame der Hofgesellschaft zu verlieren, die kurz vorher nach Braunschweig über-

gesiedelt war: Charlotte von Marenholtz, die Gattin eines um siebzehn Jahre älteren Landrats und Kammerherrn, der ebenso phlegmatisch war, als sie selbst lebhaft, und sich besser auf die Kunst des Cellospiels, als darauf verstand, seine Frau zu fesseln. Sie war die Tochter des hannoverschen Ministers von Hardenberg und eine ältere Schwester jenes Hofjunkers Fritz August von Hardenberg, dessen Liebeshandel mit Bürgers Gattin Elise kurz vorher den gerichtlichen Grund zur Scheidung dieser unglücklichen Dichterehe gegeben hatte. Charlotte selbst war in Göttingen längere Zeit die intime Freundin Elisens gewesen und scheint deren Verhältnis mit ihrem Bruder Fritz begünstigt zu haben, ob aus jugendlicher Unbedachtsamkeit oder weil sie sich über den moralischen Wert des einstigen „Schwabenmädchens" in einer romantischen Täuschung befand, steht dahin. In Constant hatte sie sich derart verliebt, daß sie sich scheiden lassen wollte, um ihn heiraten zu können; er seinerseits sah das Verhältnis ursprünglich nur als einen Flirt an, wurde aber, wie es seiner Art entsprach, in dem Moment von der Hitze erfaßt, als Charlotte dem Machtwort ihres Vaters, der von der Verbindung nichts wissen wollte, gehorchen zu wollen erklärte. Erst die räumliche Trennung ließ die Temperatur seiner Gefühle rasch wieder sinken und ihn schriftlich einen gedeckten Rückzug antreten. Indessen wurde das scheinbar abgeschlossene Intermezzo für sein künftiges Leben noch bedeutsamer, als er damals ahnen konnte, denn vierzehn Jahre später sollte dieselbe Charlotte, die er in Paris wieder traf, tatsächlich seine zweite Frau und er ihr dritter Gatte werden.

Diese Herzensangelegenheit spielte noch, als Ben-

jamin mit dem bereits erwähnten, auf unbestimmte Zeit gewährten Urlaub des Herzogs im Sommer 1793 Braunschweig abermals verließ, um nach der Schweiz zurückzukehren. Wie früher, hielt er auf dem Wege nach Lausanne zunächst in Colombier kurze Einkehr, blieb dann mehrere Monate bei seinen Verwandten am Genfersee und hielt sich vom Dezember bis zum Frühjahr 1794 in Neuchatel auf, wo ihm Frau von Charrière auf seinen Wunsch einige Wohnräume gemietet hatte. Seine Bibliothek und seine Möbel waren hier aus Braunschweig bereits eingetroffen, denn er rechnete fest damit, seine Zelte dort bald gänzlich abbrechen zu können. In Lausanne fand er das gesellschaftliche Leben durch den Zufluß zahlreicher Emigranten einigermaßen verändert, die übrigens gerade hier, wo man mit der Revolution sympathisierte, eine kühlere Aufnahme fanden, als irgendwo sonst. Anfangs Dezember siedelte er, da seine Rückkehr nach Braunschweig bei dem dortigen Stand der Dinge noch nicht opportun erschien, nach Neuchatel-Colombier über, um volle vier Monate dort zu verweilen.

Es war die längste Zeit, die er je bei Frau von Charrière verbrachte, und zugleich die letzte, die ihn mit ihr bei ungetrübtem Einvernehmen finden sollte. Ihre freundschaftliche Intimität, bei der sie nach wie vor, wenn auch unvermerkt, der führende und überlegene Teil war, hatte — alle ihre Briefe legen dafür Zeugnis ab — wieder ganz die alte Stärke und war der jetzt Vierundfünfzigjährigen so sehr wie je ein Bedürfnis und ein Halt in ihrem innerlich vereinsamten, durch zunehmende körperliche Leiden beschwerten Leben. Benjamins Quartier befand sich in dem alten Schlosse von

Neuchatel, in dem einige dreißig Jahre vorher der Lord-Marschall Keith, der Bruder des Feldmarschalls und Freund Friedrichs des Großen, als preußischer Gouverneur residiert hatte: hier wartete er die entscheidenden Nachrichten ab, die ihn nochmals nach der Welfenresidenz zurückrufen sollten.

Dem kleinen Kreise, der die Herrin von Colombier umgab, hatten sich kurz zuvor zwei neue Ankömmlinge angeschlossen: Therese Forster, die Gattin Georg Forsters, und Ludwig Ferdinand Huber, der einstweilen noch ihr und ihrer Kinder Beschützer war, bald aber, nach Forsters Tode, ihr anderer Gatte werden sollte. Beide hatten in Bôle bei Neuchatel eine Zuflucht gesucht, nachdem sie gleichzeitig und im Einverständnis mit Forster, der in Paris seine verhängnisvolle politische Mission erfüllen zu müssen glaubte, ihren Wohnort Mainz verlassen hatten, und Frau von Charrière nahm sich ihrer mit tätigem Interesse an, das freilich mehr ihrem Schicksal und ihrer ganzen Situation galt, als ihren Personen. Sie bemühte sich besonders, ihnen literarische Einnahmequellen zu erschließen, und Huber, der der Regierung des Fürstentums Neuenburg als Jakobiner verdächtig und von Ausweisungsgefahren bedroht war, hat ein paar Jahre lang außer anderen französischen Werken besonders die Romane und Dramen Frau von Charrières aus dem Manuskript ins Deutsche übertragen und im Druck erscheinen lassen. Auch Constant wandte dem heimatflüchtigen deutschen Paare seine wärmste Sympathie zu. Er scheint Huber — der bekanntlich mit Schiller in dessen Leipziger Zeit nahe befreundet und mit Körners Schwägerin Dora Stock eine Zeitlang verlobt gewesen war — schon vor dem Zusammentreffen in Neuchatel

flüchtig kennen gelernt zu haben: jetzt schloß er sich freundschaftlich nahe an den deutschen Publizisten an, und blieb auch späterhin mit ihm in brieflichem Verkehr, als jener mit den Seinen nach Deutschland zurückgekehrt und in Ulm Redakteur der von Cotta eben neugegründeten „Allgemeinen Zeitung“ geworden war.

Ein Brief Therese Hubers aus späteren Jahren, in dem sie von jenen Neuchateler Tagen spricht, gibt den Eindruck wieder, den sie als Augenzeugin von Benjamin Constant und seinem damaligen Verhältnis zu Frau von Charrière empfing. „Constant“, lautet ihr Bericht, „ist höchst liebenswürdig, libertin ohne corruption, ohne Häuslichkeit, ohne Ordnung, ohne Tätigkeit, mit der größten Leichtigkeit alles zu entbehren, wie ein petit greffier seine Knöpfe selbst anzunähen und seine Suppe selbst zu kochen, voll Kenntnisse, voll rastlosem Trieb zu Geschäften, und bei diesen Widersprüchen eine wehmütige Anerkennung von dem, was reines einfaches häusliches Glück ist. Wie Abadonna an den Toren des Himmels sah er mit stillem Schmerz Hubers und mein Glück. Eine schlanke Gestalt, Grazie mit gaucherie, edle Züge bei Häßlichkeit, jugendliche Männlichkeit bei einem teint blaffard und rotem Haar, das mir seitdem immer lieb ist. Ein verfehltes, durch die Welt zerstörtes Geschöpf, dessen Anlagen aber so schön sind, daß der Stempel der Gottheit nie ganz verwischt war. Frau von Charrière fand ihn in Paris, wo er durch kindische Unvorsichtigkeit, gutherzige Verschwendung verarmt, zugrunde gerichtet war, und aus Eigensinn oder was weiß ich“ — (man sieht, daß Therese über Benjamins Jugendgeschichte nur oberflächlich unterrichtet war oder sie wieder vergessen hatte) — „sich mit seinen

Vormündern nicht verständigte. Sie riß ihn heraus, rettete durch die zärtlichste Pflege seine Gesundheit, seine Existenz — und Benjamin im vierundzwanzigsten Jahr und diese wundervolle Frau im . . . dreiundvierzigsten? machten mein Herz klopfen mit dem graziösen Ausdruck von Liebe — so empfanden wir — sagten meine Blicke, die erstaunt Hubers Blicke aufsuchten. Das ist mir Phänomen, es widerstreitet meinem Gefühl, meinen Grundsätzen, aber ich erlebte es. Sie war, wie ich sie kennen lernte, der Gesellschaft satt; die ängstliche mediocrité der Menschen um sich, der ewige Widerspruch, den ihre Wünsche, ihre Gewohnheiten, ihre Ansichten überall und auch in ihren nächsten Umgebungen fanden, ihr stets getäuschtes Herz, ihr nahendes Alter hatten sie difficile gemacht. Sie war kühn, wie nur möglich ist, in allen Urteilen, und dennoch mit nationeller französischer konventioneller Beschränktheit, innig, despotisch, großmütig, stets edel im größten Unrecht, edel wie ich niemand kannte, rastlos tätig, schneidend im Urteil, oft zynisch in der Darstellung (sollte das nicht Folge von kalten oder überwältigten Sinnen sein können?) aber hinreißend, wenn sie gewinnen wollte."

Aus Braunschweig erhielt Constant inzwischen nur spärliche Nachrichten über den Fortgang seiner Angelegenheiten, mit deren Wahrnehmung sich der ihm wohlsinnte Minister Herr von Féronce befaßte. Es war ersichtlich, daß er selbst an Ort und Stelle zurückkehren mußte, um die Dinge so oder so zur Entscheidung zu bringen. Anfang April verließ er Neuchatel ohne Frau von Charrières Vorwissen, von der er sich, um sie zu schonen, brieflich verabschiedete, und traf Ende des Monats wieder in Braunschweig ein. Hier hatte die Gegen-



Benjamin Constant: en 1792.

Silhouette von Mlle. Moulat

Original im Besitze von Prof. Philippe Godet, Neuchatel

partei, die auf seiten seiner Frau stand, dafür gesorgt, daß alle möglichen ungünstigen Versionen über ihn im Umlauf waren. Wilhelmine im besonderen hatte sich nicht gescheut, dem erbprinzlichen Paare Briefe ihres Gatten auszuliefern, worin er sich von Holland aus, zur Zeit, da die Prozeßaffäre seines Vaters spielte, über den Prinzen-Statthalter von Oranien seiner Frau gegenüber in den abfälligsten Ausdrücken geäußert hatte. Da der Prinz-Statthalter der Vater der Erbprinzessin war, die häufig in Holland weilte, und zwischen Holland und der französischen Schweiz damals zahlreiche und nahe gesellschaftlich-militärische Beziehungen existierten, stand auch Constants Reputation in der Heimat auf dem Spiel, wenn er diesen Machenschaften nicht die Stirn bot und der Welt zeigte, daß sein Weggang aus Braunschweig durchaus freiwillig und der schuldige Teil bei seiner Scheidung seine Frau allein war. Er fand sich bei der Rückkehr vom Herzog mit Auszeichnung aufgenommen, der trotz aller Intriguen nach wie vor wünschte, ihn an seinem Hofe zu halten, aber da die Tage des regierenden alten Herrn gezählt schienen und der Thronfolger ihm offen feindlich gesinnt war, ließ sich Constant durch die ihm gemachten Anerbietungen nicht halten, und so konnte die Scheidung endlich in aller Form beim Konsistorium anhängig gemacht werden. Der Sühnetermin vor dieser Behörde im Juli 1794 war zugleich die letzte persönliche Begegnung der beiden Gatten: gleich nachher verließ Benjamin die Stadt, in der er mit Unterbrechungen sechs Jahre gelebt hatte, und in der er einige wenige gute Freunde und sehr viele häßliche Erinnerungen zurückließ. Auch Charlotte von Marenholtz, deren glühende Briefe nach der Schweiz er kühl und kühler be-

antwortet hatte, sah er nicht wieder: sie empfing ihn nicht, als er ihr seinen Besuch machen wollte. Auch ihre Scheidung wurde bald nachher vollzogen, und sie sowohl als Herr von Marenholtz gingen später neue Ehen ein.

Das Kapitel Wilhelmine sollte mit der Ausgangs des Jahres auch formell ausgesprochenen Scheidung zu Ende sein. Constant hatte mehr getan, als seine Pflicht war, und seiner Gattin eine hinreichende Rente ausgesetzt. Diese selbst wurde durch höhere Weisung veranlaßt, zunächst für einige Jahre ihren Wohnsitz außerhalb Braunschweigs zu nehmen. Nach ihrer Wiederkehr dorthin lebte sie noch einige dreißig Jahre in Zurückgezogenheit und starb im Jahre 1826.

V

Zwischen zwei Frauen

Ein Lebensabschnitt war mit dem Abschied von Braunschweig abgeschlossen. Eine verfehlte Ehe war endlich gelöst, ein unbefriedigendes Amt abgeschüttelt: zu neuen Ufern hätte jetzt ein neuer Tag den Siebenundzwanzigjährigen locken können. Aber noch sah er keinen bestimmten Weg vor sich, den er zu gehen entschlossen gewesen wäre. Bei seinem Vater, der sein Verbleiben in Braunschweig dringend gewünscht und sich noch kurz vorher an Herrn und Frau von Charrière brieflich mit der Bitte gewandt hatte, daß sie ihren Einfluß auf Benjamin in diesem Sinne aufbieten möchten, hatte er nach dessen zweiter Eheschließung und seiner Niederlassung auf dem Lande nichts mehr zu suchen. Das angefangene Manuskript seiner Religionsgeschichte und der Plan zu einer Biographie seines verstorbenen Braunschweiger Freundes und Gönners Mauvillon waren die einzigen Wechsel auf die Zukunft, die er in diesem Augenblick besaß. Beides wollte er später an irgend einem Orte Deutschlands, wo er sich festzusetzen gedachte, zu Ende führen. Einstweilen aber wies der Kompaß seines Herzens doch zunächst wieder nach Colombier, wo noch immer die ihm vertrauteste geistige Sphäre war und wo seine „chère et très chère“ Bibliothek sich bereits befand.

Die Briefe, die er noch von Braunschweig aus dort-

hin geschrieben hatte, zeigen seine unverminderte Anhänglichkeit. „Der einzige Ort, an dem ich mich glücklich fühle," wird Colombier genannt. „Wenn ich bei Ihnen bin, fühle ich nicht, wie nötig Sie mir sind; jetzt fühle ich es nur zu sehr. . . . In der Wüstenei, die meine Zukunft ist, sind Sie meine einzige Hoffnung." So und ähnlich drückt er sein Empfinden aus, und Frau von Charrière, die nach seiner Abreise ihrem eigenen Zeugnis nach zuerst in eine Art geistige Lethargie verfallen war, lebt unter solchen erwärmenden Worten so weit auf, daß sie ihm schreiben kann: „Kommen Sie bald zurück! Niemand liebt Sie so wahrhaft, niemand versteht Sie so gut, stellt Sie so hoch und beurteilt Sie so gerecht, wie ich." Das hindert nicht, daß Benjamin sich ärgert, als die Freundin sich etwas mokant-abfällig über die Hubers äußert, die sie persönlich — besonders Therese — nicht recht leiden mochte, obwohl sie ihnen eine tatkräftige Helferin gewesen und geblieben war, indessen Constant den beiden große Zuneigung bewahrte, auch noch kurz vorher auf der Reise nach Braunschweig eigens in Göttingen Aufenthalt genommen hatte, um den alten Heyne zu besuchen und im Interesse seiner Tochter Therese und Hubers bei ihm Vermittlerdienste zu tun. Aber solche kleine Streitfälle berühren die festen Wurzeln einer nun schon seit sieben Jahren unwandelbaren Freundschaft nicht, zumal Frau von Charrière als die Ruhigere und Ältere ihren gelegentlich empfindlichen oder übellaunigen „Constantinus" durch ihre unerschütterliche Gelassenheit unwichtigen Dingen gegenüber leicht entwaffnet. Sie spart sogar jede naheliegende Ironie, als er ihr halb scherz-, halb ernsthaft noch inmitten der letzten Krise seines Scheidungsprozesses vorschlägt, seine Freiwerberin bei

einer jungen Freundin, einer Mademoiselle Henriette L'Hardy, zu werden, die er in Colombier den Winter vorher kennen gelernt hatte, ohne daß sie ihm in besonderer Weise entgegengekommen wäre. Es sah ihm ähnlich genug, daß er, nach dreijährigen Anstrengungen knapp der verhaßten Ehefesseln entledigt, schon wieder an ein neues Heiratsprojekt dachte, nur weil Frau von Charrière auf jenes junge Mädchen so große Stücke hielt. Und sie ihrerseits geht, mehr aus Zartgefühl als Überzeugung, auf seine Idee ausführlich und ernsthaft ein, rät aber zum Abwarten, was wiederum ihn veranlaßt, im nächsten Schreiben ziemlich kühl und kurz das Thema abzubrechen. Allmählich macht sich dann in seinen Briefen eine gewisse zunehmende Auflehnung gegen diejenige fühlbar, unter deren Einfluß er so lange gestanden hatte, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Ein Brief an seine Tante Gräfin Nassau in Lausanne, zu der er sich von allen seinen Angehörigen nach wie vor am meisten hingezogen fühlte, drückt die Gemütsverfassung jener Tage aus. „Vergegenwärtigen Sie sich meine Erziehung," schreibt er, „dieses unzusammenhängende Wanderleben, das ich geführt habe, die frühreife Eitelkeit, an der ich mich nähren mußte, den gewissen ironischen Ton, der der Stil unserer Familie ist, den Hang, jedes wärmere Gefühl bei sich selbst zu unterdrücken und zu persiflieren, den Esprit und Ruhm dagegen für das einzig Wahre zu halten, und sagen Sie dann selbst, ob es ein Wunder war, daß ich der werden mußte, der ich bin. Ich habe zu viel unter dieser Vergangenheit gelitten, um ihr jetzt nicht endlich abzuschwören. Ich habe zu gründlich erkannt, daß man nicht in die Tiefe des Lebens dringt, wenn man die Dinge

immer nur von ihrer lächerlichen Seite nimmt: alle Befriedigung, die dabei die liebe Eitelkeit gewinnt, wiegt eine einzige Minute wahren Gefühls nicht auf. Ich bin meiner ewigen Selbstverspottung müde, bin es müde, mein Herz mit einer künstlichen Atmosphäre blasierter Gleichgültigkeit zu sättigen, die mich der reinsten und besten Sensationen beraubt. Da mich dieser unselige geistige Hochmut gegen alles Gefühlsmäßige so wenig glücklich gemacht hat, mag das Hochgefühl der Superiorität über diejenigen, die Empfindung haben, der Teufel holen; lieber will ich mich allen Torheiten der Begeisterung hingeben, (sofern das Torheit ist, was glücklich macht), als dieser Leichenbitterweisheit" . . . Und fast im Tone des Gebets fährt er fort: „Komm du wieder, Kinderglaube, den überwunden zu haben mein Stolz war, kehrt zurück, ihr Leidenschaften, die ich ertötet habe, ihr einfachen Freuden, denen ich fremd geworden bin, ihr unscheinbaren, bescheidenen Alltagstugenden, deren ich mich verachtungsvoll entwöhnt hatte, all ihr Gefühle der Liebe, Freundschaft, Güte und des Vertrauens, für die man mir nichts als einen frühreifen Weisheitsdünkel eingepflanzt hat, kehrt wieder!"

Es sind, wie man sieht, fast genau dieselben Worte, die er anderthalb Jahre früher gelegentlich an Frau von Charrière gerichtet hatte, nur die Adresse ist nicht mehr dieselbe. Er empfand es wohl jetzt schon selbst bisweilen, daß manches von dem, was er sich so schonungslos nachsagte, die Frucht jenes Einflusses war, den er in und aus Colombier so viele Jahre lang auf sich hatte einwirken lassen. In demselben Briefe an die Gräfin Nassau erwähnt er beiläufig Frau von Charrière und

fühlt sich zu der Bemerkung gedrungen: „Sie ist eine Frau, die man viel verkennt und die, ich gebe es zu, auch verdient, verkannt zu werden; aber sie besitzt gute, große, warme und loyale Eigenschaften, und jedenfalls mehr Geist, als nötig wäre, halb Germanien zittern zu machen.“ Das klingt mehr wie eine Entschuldigung, denn wie ein Lob, und Frau von Charrière wäre, wenn sie diese Zeilen gelesen hätte, hellsichtig genug gewesen, darin schon den hippokratischen Zug von Benjamins Freundschaft und die Vorboten einer nahen Krisis zu sehen. Einstweilen aber war sie weit entfernt, Befürchtungen solcher Art zu hegen, denn wiewohl er ihr von Braunschweig aus geschrieben hatte, er kehre als ein völlig anderer zurück, sie werde ihn gründlich verändert finden, konnte sie im August, als er tatsächlich erschien, einer Freundin froh bewegt berichten: „Er ist ganz so wiedergekommen, wie er von uns gegangen ist, und hat seinen angeblich neuen Charakter nicht nur total vergessen, sondern mir schon nach den ersten zwei Stunden ausdrücklich versichert, daß nichts davon wahr sei.“

Sie selbst hatte in der vorangegangenen Zeit außer zu den Hubers noch zu einem anderen deutschen Gaste Neuchatels in Beziehungen gestanden, die in ihren stillen Lebenskreis zeitweise einige Bewegung brachten. Ein paar Jahre zuvor hatte König Friedrich Wilhelm II. für seine morganatische Gemahlin Gräfin Dönhoff eine Gesellschafterin gesucht und durch Vermittlung eines aus Neuchatel stammenden Hofgeistlichen, der sich an Frau von Charrière wandte, auf deren Empfehlung hin eben jenes Fräulein Henriette L'Hardy nach Berlin engagiert, die nachher für kurze Zeit Benjamins Zukunftsgedanken beschäftigte. Als dann die Partei Bischoff=

werder beim König gegen seine Favoritin intrigierte, verließ diese freiwillig Berlin und den Hof, um irgendwo außerhalb ihre zweite Entbindung abzuwarten. Mit der ihr liebgewordenen Gesellschaftsdame kam sie nach dem damals noch preußischen Fürstentum Neuenburg und blieb hier über ein Jahr: dabei lernte sie auch Frau von Charrière näher kennen und suchte sie wiederholt in Colombier auf.

Deren Bekanntschaft mit der preußischen „demi-reine“ wurde alsbald die Veranlassung zu einer anderen, die tiefere und verhängnisvollere Spuren in ihr Leben graben sollte: denn im August 1793 erschien aus Genf die ihr bis dahin nur als Neckers berühmte Tochter dem Namen nach bekannte Frau von Staël mit ihrem Gatten in Colombier zu dem Zwecke, Frau von Charrières vermeintlichen Einfluß auf die Gräfin Dönhoff und damit auf den König von Preußen zugunsten ihres Freundes General Lafayette aufzubieten, der nun schon seit Jahresfrist zu Olmütz in strenger Haft gefangen saß. Ihr Besuch galt zugleich, wie sie in schmeichelhaften Worten vorher geschrieben hatte, der Verfasserin des Romans „Caliste“, den sie so hoch schätzte, daß sie gestand, ihn wohl zwanzigmal gelesen zu haben, und dessen auffallende Einwirkung auf ihre eigene, zwölf Jahre nachher erschienene „Corinne“ sich dem Leser deutlich genug aufdrängt.

Frau von Charrière, die dem Besuche schon mit Unbehagen entgegengesehen hatte, empfand sofort eine starke Abneigung gegen die „Gesandtin“. Es war vielleicht zunächst nur die Abneigung der in selbstgewählter Stille lebenden Landedelfrau gegen die glänzende Vertreterin der großen, geräuschvollen Welt, des resignieren-

den Alters gegen die vorwärts drängende Jugend, des kühleren holländischen Temperaments gegen die südländisch lebhafte Pariserin mit der rastlosen Beweglichkeit ihres Gebärdenspiels, der etwas männlich starken Gesichtszüge und der sprechenden dunkeln Augen. Aber wenn sie auch den bestechenden Zauber, den Frau von Staëls einzigartige Unterhaltungsgabe im näheren Verkehr auf jeden übte, nicht bestritt, sogar — in Briefen an Constant — offen bewunderte, so war sie doch zu sehr Kind des skeptischen und rationalistischen achtzehnten Jahrhunderts, zu sehr im Geiste Pascals und in den strengen literarischen Traditionen der Bossuet, Fénélon, Sévigné und so weiter erzogen, um sich nicht gegen das Oszillierende und überlebhafte dieser Enthusiastin, gegen das ganze Frou-Frou ihrer Persönlichkeit voreingenommen zu fühlen. So blieb sie allen werbenden Liebenswürdigkeiten der Genferin gegenüber gemessen, fast befangen, und verhielt sich nachher gegen ihre Versuche, in schriftlichem Verkehr zu bleiben, reserviert bis zur Unhöflichkeit.

In diesem Sinne äußern sich auch ihre Briefe an Constant, der sich zufällig um eben die Zeit, da diese Dinge spielten, im Herbst 1793, in Lausanne aufhielt — eigentümlicherweise ohne Gelegenheit zu finden oder zu suchen, Frau von Staël kennen zu lernen, obwohl diese in der Gesellschaft Lausannes keine Fremde und speziell mit der Familie seines Onkels Samuel nahe bekannt war. „Frau von Staël," schreibt sie, „ist ihrem Wesen nach ein richtiges Kunstprodukt: Abbé Raynal, Guibert, ihr Vater und ihre Mutter haben ihrem Geist die Dressur gegeben. Vielleicht wäre gar nichts aus ihr geworden, wenn man sie sich selbst überlassen hätte, oder sie wäre

dann wenigstens wahrhaftiger, echter und besser geworden." Und sie macht sich über den gesuchten „style figuré" in den Schriften der andern lustig, wobei Constant ihr beistimmt, der damals noch nicht wußte, um wie viel besser Frau von Staël zu sprechen, als zu schreiben verstand. Er gab überhaupt so viel auf Frau von Charrières Menschenkenntnis und Urteilsfähigkeit, daß er von der Richtigkeit ihrer abfälligen Charakteristik von Neckers Tochter ohne weiteres überzeugt war und wahrscheinlich schon aus diesem Grunde keinerlei Versuch machte, ihr selbst zu begegnen.

Um so überraschender und stärker mußte der Eindruck sein, den er empfing, als er nun, einige Wochen nach der endgültigen Rückkehr aus Braunschweig, die persönliche Bekanntschaft seiner gefeierten Landsmännin machte Es ist anzunehmen, daß diese, die in Genf und Lausanne schon manches von Benjamin, seinem Lebensschicksal, seiner Intimität mit Frau von Charrière, seiner geistreichen Persönlichkeit gehört haben mußte, selbst den Anstoß zu der Begegnung gab und ihn vermutlich durch seine Cousine Rosalie, zu der sie seit einiger Zeit Beziehungen unterhielt, bald nach seinem Eintreffen in Lausanne einladen ließ, sie in Coppet, der Besitzung ihrer Eltern bei Genf, zu besuchen. So machte er sich im September eines Vormittags auf den Weg dorthin, traf sie nicht zu Hause, holte auf dem Rückweg in Nyon ihren Wagen ein und machte die Fahrt bis Lausanne mit ihr gemeinsam. Das beiderseitige Interesse war sofort so stark, daß man gleich den Abend der Ankunft und den ganzen nächsten Tag samt allen Mahlzeiten zusammen verbrachte.

Ein Brief Benjamins nach Colombier vom 30. Sep-

tember, der darüber ausführlich berichtet, macht kein Hehl aus der angenehmen Enttäuschung und nimmt Frau von Staël angelegentlich gegen die allzu schroffen Urteile Frau von Charrières in Schutz. Diese, obwohl unangenehm berührt durch Benjamins plötzliche Intimität mit der ihr antipathischen Genferin, versuchte zunächst, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; denn noch begnügte sie sich, sein Vergnügen an der neuen Bekanntschaft mit ein paar leichthingeworfenen Bemerkungen zu ironisieren. Aber wenige Wochen später konnte sie sich über den eingetretenen Umschwung der Dinge keiner Illusion mehr hingeben, als Benjamin ihr über Frau von Staël schrieb. „. . . Seit ich sie genauer kenne, fällt es mir schwer, anders als in überschwenglichem Tone von ihr zu sprechen und nicht alle Menschen, mit denen ich rede, zu Zeugen meiner Bewunderung und meines Entzückens zu machen. Selten habe ich eine solche Vereinigung von blendenden und anziehenden Eigenschaften gefunden, so viel glänzende Gaben, ein so treffendes Urteil, so viel natürliche Güte und Hilfsbereitschaft, so viel wahre Vornehmheit der Gesinnung, so viel Liebenswürdigkeit bei aller Würde in Gesellschaft und so viel hinreißende Herzlichkeit im intimeren Verkehr. Dies ist die zweite Frau in meinem Leben, die mir eine ganze Welt aufwiegen, mir für sich allein eine Welt sein könnte. Welches die erste war, wissen Sie.“ Und mit einer Begeisterung, die die Adressatin dieses Ergusses als persönliche Spitze empfinden mußte, wird dann weiterhin Frau von Staël als eine Art höheres Wesen gepriesen, wie jedes Jahrhundert es höchstens einmal hervorbringe, ihr seltenes Talent des guten Zuhörens und ihre Gabe gerühmt, diejenigen, die ihr nahestehen,

durch Ermunterung zu fördern und in ihrem Selbstvertrauen zu stärken.

Frau von Charrière konnte von diesem hohen Lied auf die Frau, die ihr schon vorher beinahe verhaßt, zum mindesten höchst antipathisch gewesen war, aus dem Munde desjenigen, mit dem die Bande engster Wahlverwandtschaft sie seit mehr als sieben Jahren vereinigt hatten, nicht anders denn tödlich verletzt sein, und sie war es. Es war keine larmoyante Dido-Stimmung, nicht etwa die Eifersucht einer abgedankten älteren Geliebten, die sie empfand, dazu fehlten die Voraussetzungen, auch nicht nur die bittere Erkenntnis, daß der Mann, den sie für Geist von ihrem Geist hatte halten dürfen, sich nun ihrem Mentorat (wie sie selbst wohl ihr Verhältnis scherzend bezeichnete) zu entreißen drohte: die Tragödie saß tiefer, und Benjamin selbst hat sie in seinen oben zitierten Briefworten schonungslos angedeutet. Es war im Grunde ein Fiasko ihrer Lebensanschauung, das die gealterte Frau hier erlebte, einer geistvollen, aber sterilen Lebensanschauung, deren Weisheit letzter Schluß die immer wiederkehrende skeptische Frage war: à quoi bon? Mit der Beize dieser Lebensauffassung hatte sie in jahrelangem Verkehr auch Benjamins ohnehin früh blasierte Natur imprägniert und ihm die Überzeugung von der Zwecklosigkeit des Daseins und des eigenen Wirkens wenn nicht erst beigebracht, so doch gestärkt und immer wieder erneuert. Sie hatte seinen Ehrgeiz mehr niedergehalten, als gefördert, mehr gedämpft und abgekühlt, als befeuert, und wenn auch seiner Jugend das Paradies der Kindheit gefehlt hatte und des Lebens goldner Baum ihm schon halb entblättert war, als sie seinen Weg zuerst kreuzte, so war doch

ihr Einfluß trotz alledem kein glücklicher für ihn gewesen. Um so stärker mußte in solcher Verfassung eine so blühende Vollnatur wie Germaine de Staël auf ihn wirken, in der ihm alle Pulse einer neuen Zeit entgegenschlugen, die seinem von der Skepsis entfärbten Leben erst Inhalt und Ziele gab, seinen Ehrgeiz weckte und beschwingte. Durch sie wurde er dem politischen Leben seiner Zeit zugeführt, das ihr Element seit früher Jugend gewesen war und dessen Strudel sie dann später beide mehrfach in Untiefen zu reißen drohte. Ohne sie hätte er schwerlich je die Initiative gefunden, aus seinem Privatleben herauszutreten, in dem er sich bis dahin geistig wie seelisch nur verzettelt hatte. Jetzt fühlte er sich wie von einer Welle erfaßt, emporgetragen, von der pochenden Erwartung künftiger Erfolge gehoben und in seinem Empfinden verjüngt. Er war vom alten ins neue Jahrhundert übergetreten.

Der Verkehr mit Colombier mußte nach dieser Wendung der Dinge sehr bald abwelken. Frau von Charrière war Mann genug, Constant seine Leidenschaft für Frau von Staël nicht als eine ihr persönlich zugefügte Beleidigung anzurechnen, aber sie war auch Weib genug, um eine Teilung dessen, was sie bisher — im höheren Sinne wenigstens — allein besessen hatte, mit einer andern unerträglich zu finden. „Tout ou rien, c'est là ma devise," beginnt ein kleines Gelegenheitsgedicht, das sie ihm in diesen Tagen sandte. Ihre Briefe an ihn zwingen sich zu einem ruhigen Tone, aber in denen an ihre anderen Freunde bricht immer rückhaltloser die Bitterkeit hindurch, weniger gegen Constant selbst, als gegen seine „Dulcinea". Seine spärlichen Besuche in Colombier machen die Sache nur schlimmer; es fällt ihr

auf die Nerven, wenn sie sieht, daß er, der früher nie etwas auf Äußerlichkeiten gab, jetzt nach der letzten Mode gekleidet und mit veränderter Frisur erscheint, sogar Parfüms benützt. Vollends wenn er in ihrer Gegenwart sich nicht enthalten kann, Gutes über Frau von Staël zu sagen, hat sie das Gefühl, das Opfer einer Vivisektion zu sein.

Schließlich ging dieser unnatürliche Zustand über ihre Kräfte; sie brach den Briefwechsel fürs erste ab und blieb unerschütterlich, obwohl er mehrfach, denn seine freundschaftliche Anhänglichkeit dauerte fort, den dringenden Versuch machte, die Beziehungen aufrecht zu erhalten. In ihren Briefen an Huber, der für Constant ihr gegenüber eintrat, nennt sie diesen späterhin mit Geringschätzung das „Faktotum" seiner Gebieterin und taxiert seine politische Betätigung als Phrasenheldentum, als eine neue Form seiner alten Sucht, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. „Die Revolution macht offenbar nicht nur Menschen unglücklich, sondern auch lächerlich." Als er anderthalb Jahre später, im Frühjahr 1796, nach Neuchatel kam, wo er Huber im nahegelegenen Bôle besuchte, weigerte sie sich zum ersten Male, ihn in Colombier bei sich zu sehen. Damals schrieb er ihr am Schlusse eines längeren Abschiedsbriefes mit einer Ergriffenheit, die ihm zweifellos von Herzen kam: „Nun denn, so leben Sie wohl, die Sie acht Jahre meines Lebens verschönt haben, die ich mir, trotz schmerzlicher Erfahrungen, niemals unaufrichtig oder sich selbst untreu vorstellen kann, die ich ganz allein besser nach ihrem wahren Werte zu schätzen weiß, als Sie jemals ein anderer zu schätzen wissen wird. Adieu, adieu!"

Das alte Band der Intimität war damit endgültig

zerrissen, doch wurde der briefliche Verkehr später wieder aufgenommen und hörte auch in den folgenden Jahren, die Frau von Charrière — bis 1805 — noch zu leben hatte, nie gänzlich auf, wiewohl er sich nur noch auf rein äußerliche Angelegenheiten erstreckte. Ein letztes Mal noch sah Constant Ende 1798 seine vereinsamte, leidende und ziemlich verbitterte Freundin in Colombier wieder: der Eindruck war nicht geeignet, ihm ein Wiederkommen nahezulegen. „Son entrevue de Colombier était assez froide,". berichtet späterhin Rosalie de Constant in einem Briefe darüber an ihren Bruder. Und der Ton, in dem Frau von Charrières Briefe an ihre Freunde späterhin Constants Verhältnis zu „seiner Schönen", das Gerücht ihres Heiratsprojekts, seine politische Tätigkeit im Tribunat und so weiter kommentieren, bleibt stets derselbe sarkastische, denn sie konnte und wollte nicht glauben, daß das Bündnis mit einer anderen ihm irgend welchen Segen gebracht habe. Selbst Philippe Godet, ihr liebevoller Biograph, muß zugeben, daß sie in dieser eigensinnigen Selbstverblendung Constant großes Unrecht getan habe, und daß es schwer zu verstehen sei, wie eine Frau von ihrem Alter und ihrer Intelligenz zu glauben vermochte, sie könnte einen so viel jüngeren Mann, den seine ungewöhnlichen Gaben zu einer ersten Rolle in der Öffentlichkeit befähigten, auf die Dauer sozusagen für sich behalten, ihm ganz allein die Welt, die Liebe, den Ruhm ersetzen.

„All das wäre ein Rätsel," meint er, „wenn wir nicht Frau von Charrière so kennten, wie sie seit ihrer frühen Jugend war: im Grunde ihrer Seele skeptisch, aller Illusionen bar, ohne Glauben an das Leben. . . . In ihr lebte zu gleicher Zeit ein unablässiges Bedürf-

nis nach Tätigkeit und die unheilbare Überzeugung von der Zwecklosigkeit alles menschlichen Schaffens und Daseins. Eingesponnen in eine Ideenwelt, die ihren Geist beschäftigte und unterhielt, lernte sie in der melancholischsten Zeit ihres Lebens diesen jungen Menschen kennen, der so frühfertig war wie sie selbst, und beide berauschten sich an ihren endlosen Gesprächen und Debatten, in denen sie ihrer selbst und aller andern spotteten. Der Einfluß, den sie auf ihn gewann, war groß, aber er konnte nicht länger währen, als seine Jünglingsjahre. Die Stunde der Emanzipation mußte für ihn schlagen, sobald er zum Bewußtsein der in ihm schlummernden Fähigkeiten kam. Frau von Staël war es, die ihm den Weg seiner Bestimmung wies und ungekannte Kräfte in ihm wecke. An sie schloß er sich an wie an die Verkörperung seiner Zukunft ... Frau von Charrière verlor alles, als sie ihn verlor. Sie sah sich verdrängt aus dem leitenden Einflusse auf diesen glänzenden Geist, der so lange dem ihrigen untertan gewesen war, den sie im Laufe von acht Jahren geformt, geschärft und in beständiger, sie selbst anregender Vibration gehalten hatte. Sie sah ihn den Weg ehrgeiziger Ruhmsucht einschlagen, in der Gefolgschaft einer Frau, die ihr mit ihrem romantischen Optimismus und ihrem Gefühlsüberschwang von jeher eine tiefe und instinktive Abneigung eingeflößt hatte. Sie verstand es weder, dieser Frau gerecht zu werden, die sie in seltsamem Grade verkannte, noch Benjamin zu verzeihen, daß er sich dem neu aufgehenden Stern ihrer Jugend und ihres Genies anschloß. Sie zog es vor, lieber ganz mit ihm zu brechen, als ihn mit der ‚Gesandtin' zu teilen. Sie verzichtete — und nicht er, was ausdrücklich unterstrichen sei — auf dieses Band

einer rein geistigen Gemeinschaft, die der einzige Reiz ihres Lebens, der wichtigste Nährstoff ihres Geistes wie ihres Herzens gewesen war. Von da an verschloß sie sich in ihrer Einsamkeit und verzehrte sich in quälender Langeweile. In dem tiefen Skeptizismus dieser steuerlosen Natur liegt, genau betrachtet, die ganze Erklärung für ihren großen Irrtum und ihren großen Schmerz."

VI

Frau von Staël

Anne-Louise Germaine de Staël-Holstein stand zur Zeit, da sie als Überwinderin in Constants Leben trat, noch nicht im Zenith ihres europäischen Rufes, aber sie war schon seit Jahren in den maßgebenden Kreisen Frankreichs in einem Grade beachtet, besprochen und gefeiert, der sie bereits zu einer der ersten Persönlichkeiten des Landes stempelte. Am 22. April 1766 in Paris als die einzige Tochter des aus Genf stammenden Bankiers Jakob Necker geboren, hatte sie eine sonnige Kindheit verlebt und sich teils durch den pädagogischen Ehrgeiz ihrer geistig hochstehenden Mutter, die am liebsten ein gelehrtes Wunderkind aus ihr gemacht hätte, teils durch ihre angeborene erstaunliche Fassungsgabe und Verstandesschärfe schon frühzeitig zu einem Phänomen an Intelligenz und Bildung entwickelt. Der Salon der Madame Necker, der in den letzten zwanzig Jahren des ancien régime lange als einer der tonangebenden galt, ward die Hochschule für ihren empfänglichen und wissensdurstigen Geist. Mit der Elfjährigen schon unterhielten sich die Besucher ihrer Mutter, zu denen Diderot, Grimm, Holbach, Buffon, Raynal, Guibert, Suard, Saint-Pierre, der Abbé Galiani, Beccaria und andere neben allerhand fremden Diplomaten gehörten, wie mit einer erwachsenen Dame. Mit zwölf Jahren verfaßte sie Verse, Liebesgeschichten, Aufsätze, ganze Theaterstücke, alles

ohne Anstrengung, denn das schriftstellerische Talent hatte sie gleich von beiden Eltern erblich überkommen. Necker selbst, der sich schon als Vierzigjähriger 1772 mit dem für die damalige Zeit enormen Vermögen von achtehalb Millionen ins Privatleben zurückgezogen hatte, konnte sich in den folgenden Jahren, bis er als Turgots Nachfolger an die Spitze der Finanzverwaltung berufen wurde, ziemlich viel seiner kleinen „Minette“ widmen, die sich von ihm besser verstanden fühlte, als von der kühler und strenger gearteten Mutter; und aus dieser Zeit schreibt sich das fast schwärmerisch-innige Verhältnis der späteren Frau von Staël zu ihrem Vater her, das in ihrem Charakterbilde ein bezeichnender Zug war.

Sie zählte fünfzehn Jahre, als Neckers erstes Ministerium ein Ende fand, und achtzehn, als er ihrer leidenden Mutter zuliebe Schloß und Herrschaft Coppet bei Genf um eine halbe Million Livres erstand. Dieser uralte, dem dreizehnten Jahrhundert entstammende Herrensitz hatte unter andern im siebzehnten Jahrhundert einem sächsischen Grafen zu Dohna gehört und schon damals als Erzieher von dessen Sohn Alexander — der seinerseits nachher der Erzieher des nachmaligen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. wurde — eine spätere europäische Berühmtheit beherbergt: Pierre Bayle, den geistigen Stammvater der Aufklärungsepoche. Es kam der jungen Germaine, einer ausgesprochenen Großstadtnatur, der die Stille des Landlebens und der Aufenthalt in kleinen Städten zeitlebens nie lange erträglich dünkte, hart genug an, sich fern von Madrid im Wipfelschatten der Kastanien von Coppet zu vergraben: sie fühlte sich zu jung, wie sie meinte, um schon aus-

schließlich von ihren Erinnerungen zehren zu können. Und noch ein anderer hatte ein großes Interesse daran, sie dort nicht im verborgenen blühen zu lassen: Baron Erik Magnus von Staël-Holstein, der altadlige, aber vermögenslose und verschuldete Sekretär der schwedischen Gesandtschaft in Paris, der schon seit mehreren Jahren ein Auge auf die künftige Erbin eines der größten Vermögen in Frankreich geworfen und sich indirekt um die Gunst ihrer Eltern bemüht hatte. Er setzte jetzt, nachdem ihm auf sein Drängen vom König Gustav III. die Aussicht auf den demnächst freiwerdenden Pariser Gesandtschaftsposten gewissermaßen als Preis für die geplante glänzende Partie ausgesetzt worden war, alles in Bewegung, dieses Ziel zu erreichen, und die Vermittlung einflußreicher Gönner half ihm.

Tatsächlich lag die Heiratsfrage für die Tochter Neckers keineswegs einfach, denn die Stellung und der Reichtum ihres Vaters wiesen sie auf hohe Regionen an, während sein Protestantismus ihr die Verbindung mit dem französischen Geburtsadel verschloß. Nachdem schon Jahre vorher eine von ihrer Mutter gewünschte und betriebene Verlobung mit dem zu Studienzwecken in Paris weilenden jungen Pitt, dem späteren Minister, nicht zustande gekommen war, weil Germaines Herz nicht sprach, hatte noch ein mecklenburgischer Prinz, Bruder des regierenden Herzogs, sich vergeblich um ihre Hand oder vielmehr ihr Vermögen beworben. So erschien der Vertreter einer damals mit Frankreich eng liierten Macht und Träger eines alten Namens, trotzdem ein Drittel der Mitgift zur Zahlung seiner Schulden verwendet werden mußte, um so weniger unebenbürtig, als ihm von seinem Souverän noch eine Stan-

deserhöhung — der Grafentitel — in Aussicht gestellt und der Posten in Paris für zwölf Jahre garantiert worden war, und im Januar 1786 wurde die Ehe geschlossen, die schon wenige Jahre später tatsächlich, wenn auch noch nicht formell wieder gelöst werden sollte.

Die junge Frau von Staël, die nun mit zwanzig Jahren außerhalb des Elternhauses und im Besitze voller gesellschaftlicher Freiheit ihre selbständige Rolle zu spielen begann, war zwar keine Schönheit, aber mit ihrem ebenholzschwarzen Haar, dem dunkelfarbigen Teint, den unregelmäßigen, etwas großen Gesichtszügen und den ausdrucksvollen Augen eine frappant wirkende Erscheinung. Ihrem ungemeinen Geselligkeitsbedürfnis entsprach der große Verkehr, dessen Mittelpunkt das schwedische Gesandtschaftshotel alsbald ward, und der Aufwand, der dabei getrieben wurde, war zeitweise so groß, daß die Königin selbst gelegentlich der jungen Frau einige Einschränkung empfehlen ließ. Die Gesellschaft lebte um diese Zeit in jenem Taumel gesteigerten Lebensgefühls, von dem Talleyrand später meinte: wer Paris nicht in den letzten Jahren vor der Revolution gekannt habe, habe von dem höchsten Reiz des Daseins nichts verspürt. Niemand schien noch zu ahnen, wie nahe die blutigrote Götterdämmerung der Monarchie bevorstand, welche furchtbare Wendung die politischen Begebenheiten und Vorgänge zu nehmen bestimmt waren, die der Gesellschaft einstweilen nur angenehme Emotionen und immer neuen Diskussionsstoff gaben. Unter Ludwig XIV. hatte man in diesen Kreisen überhaupt nicht von Politik sprechen dürfen, unter Ludwig XV. sprach man schon leise davon, unter seinem Nachfolger laut und lauter, und Galiani konnte witzig, aber

treffend konstatieren, Paris sei jetzt nicht mehr der Salon, sondern das Café von Europa.

Inmitten dieses Treibens, fortreißend und fortgerissen, anregend und angeregt, lebte Frau von Staël, deren stets geschäftiger Geist an allen Vorgängen und Stimmungen des Tages den regsten Anteil nahm. Sie wurde die Korrespondentin des schwedischen Königs, den ihre Berichte über die Pariser Neuigkeiten auf dem Laufenden hielten, sie wurde Mitarbeiterin der Grimmschen Korrespondenz, die jetzt der Züricher Heinrich Meister herausgab, sie beteiligte sich an den großen schwebenden Problemen des Tages, um die in Hunderten von Broschüren gestritten wurde, an der Suche nach einer Konstitution, an dem riesigen Rebus der Finanzkrisis und beschäftigte sich eifrig mit sozial- und gesellschaftskritischen Fragen, die sie auch öffentlich in ihren „Briefen über Rousseau“ erörterte. Minder radikal als die jetzt schon für den Königsmord begeisterte Madame Roland und ohne deren urteilsloses Hingegebensein an die Ideen des großen Genfers (dessen Schale jetzt bei der Allgemeinheit in dem Grade stieg, als die Voltaires sank), erkannte sie, die in den Kreisen der Regierenden groß geworden war, das Chimärische des contrat social aber auch das Erfüllbare seiner reformatorischen Ideale. Sie erlebte den Sturz Calonnes, das Fiasko Loménie de Briennes, begleitete ihren Vater in die Verbannung, als eine königliche lettre de cachet ihn aus Paris verwies, und genoß den Triumph, ihn im August 1788 von neuem an die Spitze der Regierung gestellt zu sehen, ohne daß er freilich den dumpf heraufgrollenden Sturm noch zu beschwören vermochte.

Die beiden ersten Schreckensjahre bis zu Neckers

endgültigem Abtreten von der politischen Bühne spielten sich Szene um Szene unmittelbar vor ihren Augen ab; den stürmischen Verhandlungen der Constituante wohnte sie in der Diplomatenloge mit pochenden Schläfen bei, versuchte selbst durch geschriebene Billetts, die sie befreundeten Abgeordneten in den Saal schickte, mit einzuwirken und warf durch Zeitungsartikel ihre Ansichten mit in die Diskussion, indes sich an mindestens zwei Abenden einer Woche in ihren Salons die vornehmen und intellektuellen Kreise aller Parteistellungen drängten. Auch als Necker seine Rolle als Retter des Vaterlandes unter dem furchtbaren Gegendruck der Verhältnisse ausgespielt hatte, konnte sie sich nicht entschließen, seine Einsamkeit in Coppet längere Zeit zu teilen, und beschränkte sich darauf, ihn dort so oft als möglich zu besuchen. Ihr rasches Blut, ihr Tätigkeits- und Mitteilungsdrang, ihre leidenschaftliche Anteilnahme an der unaufhaltsamen Umwälzung, die im Gange war, ihr geistiges Expansionsbedürfnis überhaupt, alles das ließ sie die Gefahren und Aufregungen des politischen Getümmels in der Hauptstadt dem müßigen Stillsitzen in der Geborgenheit vorziehen. Zu jung, um ohne Wunsch zu sein, gab sie sich zugleich auch den geselligen Freuden jener in seltsamen Extremen schwelgenden Zeit mit offenen Sinnen hin (was ihr bei der Gehässigkeit ihrer Gegner den Beinamen einer „Bacchantin der Revolution“ eintrug), berauschte sich an den ihr erwiesenen persönlichen Huldigungen und genoß die Festlichkeiten mit Tanz, Musik, Theater, an denen einstweilen noch kein dräuendes Blutgerüst der Gesellschaft die Lust benahm.

Daß eine derart vielseitige und gesteigerter Im-

pulse fähige weibliche Natur im hohen Wellengang dieser aufregungs- und gefahrenreichen Zeit auch ihr Herz sprechen ließ, das durch eine trockene Vernunftehe unberührt geblieben war, ist die Verständlichkeit selbst: der erste Sieger war Graf Louis Narbonne, der glänzende Kavalier und illegitime Vetter des Königs, dessen hohe Lovelace-Erscheinung schon auf die sechzehnjährige Germaine Necker einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Seine dem König aufgenötigte Ernennung zum Kriegsminister Ende 1791 führte die Königin, die inzwischen mehr und mehr gegen Frau von Staël eingenommen worden war, allein auf deren vermeintliche Kabalen zurück, wie überhaupt die schwedische Gesandtschaft, in deren Hotel so mancherlei Fäden zusammenliefen, dem Hofe allmählich als eine Art Mittelpunkt der revolutionären Propaganda verdächtig wurde. In Wahrheit war und blieb Frau von Staël trotz aller Freiheitsliebe der schwergeprüften königlichen Familie aufrichtig ergeben, und sie war es, die von Abscheu, Ekel und Trauer über die immer zügelloser hereinbrechende Roheit des Jakobinertums erfaßt, dem Königspaar durch einen sehr räsonnablen Fluchtplan noch im Sommer 1792 die — in kurzsichtiger Verblendung abgelehnte — Rettung anbieten ließ. Dafür gelang es ihr, mehrere ihrer nächsten Freunde aus den Reihen der konstitutionellen Rechten, in erster Linie den Grafen Narbonne selbst und Mathieu von Montmorency, durch ihre Geistesgegenwart und Tapferkeit vor den Häschern der Schreckensleute zu retten und ihnen zur Flucht nach England zu verhelfen. Sie selbst vermochte nur noch mit genauer Not inmitten des Gemetzels der Septembermorde aus dem Aufruhr der Hauptstadt zu entkommen, wo sie so

lange als möglich ausgehalten hatte — im letzten Jahre ohne ihren Gatten, den die politischen Geschäfte nach Schweden gerufen und dort nach Gustavs III. Ermordung festgehalten hatten.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Coppet gab sie ihrem zweiten Sohne Albert das Leben (der somit durch die Vaterschaft Narbonnes ein direkter Urenkel Ludwigs XV. war), aber sobald es irgend ihre Gesundheit gestattete, verließ sie anfangs 1793, zum großen Kummer Neckers, mitten im Winter das elterliche Heim am Genfersee aufs neue, um die gefahrvolle Reise quer durch Frankreich nach England zu unternehmen, wo sie Narbonne und andere nähere Freunde — darunter Talleyrand — finden wollte. Im liberalen Großbritannien hatte sich die Sympathie mit der französischen Revolutionsbewegung durch die Greuel der Terroristen in offene Entrüstung gewandelt, und die dorthin geflüchteten Opfer des Schreckens fanden deshalb gute Aufnahme. Aber Frau von Staël, die aus ihren freien Grundsätzen kein Hehl zu machen verstand, sollte bald erfahren, daß es keine prüdere Gesellschaft gab und gibt, als die englische, und als sie sich mit Narbonne für einige Monate aufs Land zurückzog, blieben ihr allerhand persönliche Kränkungen und üble Nachreden nicht erspart, die übrigens ihrer Bewunderung für England keinen Eintrag tun konnten. Was sie hier schon an Werken der Nächstenliebe für manchen ihrer bedrängten und vertriebenen Landsleute verrichtet hatte, setzte sie nach ihrer Rückkehr in die Schweiz — Juni 1793 — mit wachsendem Eifer fort. Coppet wurde ein Zufluchtsort für Flüchtlinge aller Art, und eine förmliche Entsatz-Aktion für solche, die dem Belagerungszustand in Paris noch nicht

hatten entrinnen können, wurde durch Anwerbung ähnlich aussehender Ersatzpersonen, untergeschobene Pässe und dergleichen organisiert. Die trotz der großen erlittenen Verluste noch beträchtlichen Geldmittel des Hauses Necker sollten auf diese Weise zahlreichen bedrohten Existenzen zur Rettung werden, und Frau von Staël bewies in diesem Liebeswerk großen Stils dieselbe Unermüdlichkeit, wie vorher und später in ihrem politischen Wirken. Im übrigen sah sie sich durch die Entwicklung der Dinge zur Untätigkeit verurteilt, die sie um so schmerzlicher empfand, als sie durch den Tod ihrer Mutter im Frühjahr 1794 ein schweres Leid und an Graf Narbonnes Abtrünnigkeit die Unbeständigkeit des Menschenherzens verletzend genug erfahren mußte.

Diese Wunde war erst frisch vernarbt, als die Bekanntschaft mit Benjamin Constant ihrem Leben eine neue Wendung gab. Sie hatte vorgehabt, sich in Zürich anzukaufen und dorthin überzusiedeln, denn Coppet war wegen der unmittelbaren Nähe der französischen Grenze und der jakobinischen Unruhen in Savoyen ein heißer Boden geworden, so daß sie schon den Sommer meist in Mézerey, einer bei Lausanne gelegenen Besitzung Neckers, verbracht hatte. Noch am 13. September nennt sie sich in einem Briefe an Heinrich Meister — den damaligen Herausgeber der von Baron Grimm begründeten literarischen Korrespondenz — „toujours devorée d'incision“, kaum vierzehn Tage später, am 26. September, teilt sie ihm mit: „Ich habe mich nun doch für Lausanne entschieden.“ Zwischen eben diesen beiden Tagen lag, wie man schon weiß, die erste Begegnung mit Benjamin Constant.

Huber, der ein paar Wochen später, im Dezember 1794 auf Benjamins dringende Einladung vierzehn

Tage lang als dessen Gast in Lausanne weilte, schrieb von dort an Therese — die mittlerweile nach Georg Forsters Tode seine Gattin geworden war — nach Bôle: „Constant ist nun ganz hin, das sehe ich, lebt nur um sie und bei ihr . . . glücklich fühlt er sich nicht dabei, das merkt man wohl, aber daß er hingerissen ist, verzeiht man ihm gerne. Soll ich das zu ändern suchen? Anlegen will ich es nicht, denn wozu eine Täuschung zerstören, die für einen guten Menschen, von allen Anlagen des Herzens, wie er ist, der aber in der Gesellschaft gewissermaßen, was Bestimmung und wahren Lebensgenuß betrifft, verpfuscht wurde, doch im Grunde das höchste Glück ist, was er erreichen kann“ . . . Von seinem Gastfreund überall eingeführt, lernte er Frau von Staël und ihren engeren Kreis, zu dem damals, wie später noch oft, an erster Stelle Mathieu de Montmorency gehörte, näher kennen, auch Benjamins schon ziemlich grillig gewordenen Onkel Samuel Constant, der auf den Neffen schlecht zu sprechen war, und dessen Tochter Rosalie, deren Witz und Menschenkenntnis ihre körperliche Mißgestalt vergessen ließ. Und ganz gerührt von der gastfreundlichen Aufmerksamkeit, die Benjamin dem ihm von Anfang an sehr sympathischen „Hüberchen“ zuteil werden ließ, berichtet dieser etwas später an Therese: „Constant ist unendlich lieb und gut! Wir hatten ein paar sehr ernste, herzliche Unterredungen. Er fühlt sich wenig glücklich und hat keine Hoffnung mehr, je ordentlich glücklich zu seyn; doch kommt er mit mir überein, daß er es nie und auf keine Weise weniger seyn kann, als in dem gegenwärtigen Terrain. Er will manches besser einrichten, hat auch schon manchen Anfang gemacht, aber die Umstände binden ihm die Hände. Er

ist ein liebes, sonderbares Wesen, so kindlich zu seyn, und dabei so wenig Reines genossen und gefühlt zu haben, wiewohl er mit Herz und Geist, mit Wehmut, mit schwer verhaltenen Tränen alles Reine auffaßt und dafür fühlt. Viel Geistestätigkeit durch einsames Studieren, das, meint er, wäre ihm durchaus das Beste, und ich bin seiner Meinung, insoferne das gewiß die Lage wäre, in welcher er am besten und mit der wenigsten Gefahr erwarten könnte, ob ihm nicht noch etwas Gutes dazu kommen möchte.“

Dieser Brief läßt auf die unschlüssige Übergangs- und Scheidewegsstimmung einen Schluß zu, in die sich Constant durch sein großes neues seelisches Erlebnis versetzt fand. Er war in Lausanne, im Kreuzfeuer der Verwandten, die von der Ergebnislosigkeit seines bisherigen Lebens, von seinen vielbeklatschten Beziehungen zu Frau von Charrière, seiner skandalreichen Scheidung, seinem Verzicht auf die eingeschlagene Laufbahn wenig erbaut waren, dazu beunruhigt durch die eigenen Familienverhältnisse und die ziellose Ungewißheit seiner äußeren Existenz, die ihn zwischen der Absicht, irgendwo in Deutschland still den Büchern und der Arbeit zu leben oder in Frau von Staëls Nähe zu bleiben, noch immer schwanken ließ. Es kam hinzu, daß ihm die ganze aufgeregte und unzufriedene gesellschaftliche Atmosphäre seiner Vaterstadt, die von Emigrierten überschwemmt war, Mißbehagen verursachte, was ebenfalls aus einem Briefe Hubers hervorgeht. „Im Ganzen des gesellschaftlichen Tones dieser Menschen,“ schreibt er, „ist Böses und Gutes untereinander gemischt. Bös ist die Oberflächlichkeit, das Springen von einem Gegenstand zum andern, das Reduzieren aller Ideen und Gefühle auf den seichten

Unterhaltungsstoff. Gut ist die Artigkeit und Leichtigkeit, die Toleranz, die Kultur, das Beschäftigtsein mit so mannigfaltigen Gegenständen. Kurz, er ist zehntausendmal besser als die meisten Arten von Gesellschaftston in Deutschland, aber es gehörte ein eigenes Geheimnis dazu, daß ein guter Kopf in diesem Elemente nicht von Grund aus verderben würde. Constant fühlt das selbst recht gut und sucht sich mit dem besten Willen zu erhalten."

Mit einiger Naturnotwendigkeit wurde dieser in seiner neuen Umgebung mehr und mehr in den Bannkreis der großen Politik gezogen, und als Frau von Staël sich entschloß, im Frühjahr 1795 nach Paris zurückzukehren, ergab es sich wie von selbst, daß er ihr Begleiter wurde. Daß er dafür noch einen anderen Rechtstitel besaß, geht aus Tagebuchaufzeichnungen des Jahres 1795 hervor, in denen es heißt: „Es war zwischen Frau von Staël und mir vereinbart worden, daß ich, um sie nicht zu kompromittieren, niemals länger als bis Mitternacht bei ihr verweilen sollte. So groß auch der Reiz war, den mir die Unterhaltung mit ihr gewährte, und so heftig mein Wunsch, unseren Verkehr nicht auf die Konversation beschränkt zu sehen, ich mußte mich der Bestimmtheit dieser Bedingung fügen. Heute abend war mir jedoch die Zeit noch um so viel rascher als gewöhnlich vergangen, daß ich meine Uhr zog, um zu beweisen, daß meine Abschiedsstunde noch nicht gekommen sei. Da aber der unerbittliche Zeiger mir unrecht gab, übermannte mich ein so kindischer Zorn, daß ich den grausamen Chronometer mit aller Gewalt auf die Erde schleuderte. ‚Mein Gott, welch ein Unsinn!‘ rief Frau von Staël aus. ‚Was für ein Kind sind Sie doch!‘

Aber durch den vorwurfsvollen Ton klang es wie ein verhaltenes Lachen. Diese zerbrochene Uhr wird mir entschieden noch von großem Nutzen sein.“ Daß er sich darin nicht täuschte, beweist die Eintragung des nächsten Tages: „Ich habe mir keine neue Uhr gekauft; ich gebrauche sie jetzt nicht mehr.“

Am 10. Mai traten sie gemeinsam die Reise nach der Hauptstadt an. Frau von Staël hatte erst kurz vorher ihre Schrift „Reflexionen über den Frieden“ veröffentlicht, in der die Konsequenzen des 9. Thermidor gezogen und mit großer Entschiedenheit die republikanischen Regierungsformen als die jetzt einzig noch möglichen befürwortet wurden. Dieses offene Bekenntnis zur Republik, das keine Verleugnung ihrer Vergangenheit, sondern nur einen realpolitischen Fortschritt angesichts unwiderruflicher Vorgänge bedeutete, war auch Constants politisches Credo, der gleich ihr selbst das Jakobinertum verwarf und jetzt in Tallien den Mann seines Herzens sah.

Ende Mai traf er in der Hauptstadt ein, die er seit acht Jahren, seit dem Antritt seiner abenteuerlichen und eigenmächtigen Ferienreise nach England, nicht wieder gesehen hatte. Das größte Elementarereignis der neueren Geschichte hatte sich in dieser kurzen Spanne Zeit hier abgespielt, und an den unmittelbaren Eindrücken gemessen, die jetzt auf ihn einstürmten, mochte er den Kontrast seiner verlorenen Braunschweiger Kammerjunker- und Ehescheidungsjahre doppelt kleinlich und peinlich empfinden. Um so eifriger warf er sich nun in das politische Getriebe, in dem sein neu erweckter Ehrgeiz die bisher entbehrte Befriedigung zu finden hoffte.

VII

In Lebensfluten

Die unvermeidlichen Enttäuschungen sollten ihm bei diesem ersten Schritt in die politische Arena nicht erspart bleiben. Gleich zu Anfang mußte er einen beträchtlichen Teil seiner mitgebrachten republikanischen Illusionen als Ballast über Bord werfen und sich überzeugen, daß der Durchzug durch das blutrote Meer der Revolution das französische Volk noch keineswegs in das gelobte Land der Freiheit und Gesittung geführt hatte, daß die Nation vielmehr von Zivilisation und Wohlfahrt noch himmelweit entfernt war. Und zu dieser allgemeinen Ernüchterung gesellten sich unliebsame Erfahrungen persönlicher Natur. Man stand im Begriffe, die sogenannte Konstitution des Jahres III einzuführen, zu deren Bestimmungen es gehörte, daß zwei Drittel der bisherigen Konventsmitglieder in das neue Parlament mit übergehen sollten. Die Provinzen waren dafür; in Paris, wo nach Robespierres Sturz das royalistische Element sich wieder stärker regte, überwog die Stimmung dagegen. Constants Unerfahrenheit wurde dazu ausgebeutet, ihn ebenfalls gegen dies Gesetz einzunehmen, so daß er es in drei scharfen Zeitungsartikeln (in den von Suard herausgegebenen „Nouvelles politiques"), die beträchtliches Aufsehen erregten, öffentlich bekämpfe. Erst der laute Beifall der royalistischen Gruppe ließ ihn erkennen, wessen Geschäfte er besorgt hatte, und so schlug

er sich gleich mit seinem ersten Debut als politischer Publizist eine für sein Selbstgefühl ziemlich schmerzhafte Beule, die er sich fortan als Lehre dienen ließ.

Frau von Staël, die zeitlebens ein Publikum, ein Auditorium gebrauchte, einen größeren Kreis, vor dem sie ihre geistige Lebendigkeit sprühen lassen konnte, hatte sehr bald nach ihrer Rückkehr in das schwedische Gesandtschaftshotel ihre Salons wieder zum Mittelpunkt der politischen und literarischen Welt gemacht. Angehörige aller Parteien trafen sich hier, Konventsmitglieder, heimgekehrte Emigrierte, Künstler und Schriftsteller, mißvergnügte Journalisten, Diplomaten des In- und Auslands, ehrgeizige Frauen, die eine politische Rolle zu spielen wünschten, alles überhaupt, was der unhaltbaren herrschenden Zustände überdrüssig war und so oder so einen Wandel der Dinge herbeiwünschte. Inmitten dieser blasierten oder leichtsinnigen, verkniffenen oder neugierigen Physiognomien nahm sich die überschlanke, hohe, schon etwas vornüber geneigte Gestalt Benjamin Constants mit den langen rötlichen Haarsträhnen, die an einen deutschen Studenten erinnerten, und den kurzsichtigen Augen, die er meist mit einem Lorgnon bewaffnen mußte, einigermaßen seltsam aus, aber sehr bald hatte er sich hier eine Position gemacht, die seinem Selbstgefühl wohl schmeicheln durfte. Zeugen jener Zeit bestätigen es, daß, wer ihn noch im vorangehenden Jahre in Lausanne gesehen hatte, ihn jetzt in Paris kaum wieder erkannte. War er bis dahin in größerer Gesellschaft oft bis zur Unhöflichkeit wortkarg und schweigsam gewesen, so entwickelte er jetzt zeitweilig eine Suada, ein Brillantfeuer an Beredsamkeit, eine treffende Schlagfertigkeit und Bereitschaft des Ausdrucks, in der ihm nur

Frau von Staël selbst ebenbürtig war. Das wunderbare geistige Ergänzungsverhältnis dieser beiden Menschen, das noch durch den Zauber erotischer Anziehung gesteigert und beschwingt wurde, hat, wie in diesen ersten Jahren, so auch später noch, als jener Zauber längst geschwunden war, auf viele Augen- und Ohrenzeugen wie ein Phänomen gewirkt, und Frau von Staël selbst hat öfters bezeugt, daß sie bei niemandem je diese unvergleichliche Resonanz ihres eigenen Wesens gefunden und daß niemand ihr so unfehlbar ihr Stichwort zu bringen verstanden habe, wie Benjamin. Umgekehrt war sie es, deren befeuernde und beflügelte Einwirkung ihm erst den Anreiz gab, aus sich herauszugehen, seine ungewöhnlichen Gaben zu entfalten und zu nutzen.

Ein naher Bekannter der Frau von Charrière, der Benjamin schon in deren Hause gekannt hatte und jetzt in Paris wieder traf, schildert ihn der vereinsamten Herrin von Colombier als derart toll verliebt, wie man es sonst höchstens mit achtzehn Jahren zu sein pflegte, dazu eifersüchtig wie ein Tiger. Von zwei Uhr mittags bis drei Uhr morgens komme er nicht aus ihrem Salon, und er schreibe ihr schon wieder, kaum daß er vom Schlaf aufwache. Unter allen Muscadins und Incroyables der Gesellschaft von 1795 war er einer der elegantesten, was er sich allerdings leisten konnte, denn bei der heillosen Papiergeldwirtschaft der Revolution und der ungeheuren Teuerung war das Bargeld derart im Kurse gestiegen, daß ein schweizer Louisdor in Paris achthundert Franks wert war. Wenn dabei ein Diner hundert Franks, ein Anzug dreitausend Franks kostete, so lebte man noch billig. Benjamin hätte nicht der passionierte Spieler sein müssen, der er seit früher Jugend war, wenn es ihn

nicht gereizt hätte, aus dieser Wirtschaftskonjunktur Nutzen zu ziehen. Er hatte ursprünglich noch nicht die Absicht gehabt, dauernd in Paris zu bleiben, jetzt verlockten ihn die lächerlichen Preise, zu denen die Nationalgüter losgeschlagen wurden, sich anzukaufen, wenn auch nur in der spekulativen Absicht, die Besitzungen später mit Gewinn wieder loszuschlagen. Etwas vertrauter mit den Verhältnissen geworden, ließ er sich in eine förmliche Terrainspekulation ein und legte einen beträchtlichen Teil seines flüssigen Kapitals in Grundstückwerten an, wofür er sich in einem Briefe an seine Tante Gräfin Nassau einen Jahresnutzen von zwanzig Prozent herausrechnet. Die Verwaltung dieser Güter gedachte er seinem Vater zu überlassen, um diesem einen neuen Wirkungskreis zu schaffen. Er selbst wollte entweder auf einer der neuerworbenen Besitzungen nahe bei Paris mit einem Teil seiner Bibliothek oder auf seinem Landgut La Chablière bei Lausanne den Winter verbringen; doch sollte es beinahe Weihnachten werden, ehe sich Frau von Staël, mit der er die Rückreise machte, von Paris trennen konnte. Der Abschied war auch diesmal nicht freiwillig, denn nachdem sie allmählich durch ihre vermittelnde Haltung zwischen den alten konstitutionellen Freunden und den Republikanern in beiden Lagern Mißtrauen geweckt hatte, war Baron Staël, der schon seit dem Frühjahr wieder in Paris weilte und mit den revolutionären Machthabern geflissentlich fraternisierte, von der neuen Regierung beauftragt worden, seine Gemahlin aus Paris zu entfernen.

Ende 1795 traf sie in Benjamins Begleitung in Coppet wieder ein, wo sie während des ganzen folgenden Jahres blieb, ihrem Vater, ihren Kindern, ihren Freun=

den und ihren literarischen Arbeiten gewidmet, von denen die große Studie „Über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Individuen und der Nationen“, das erste Dokument der romantischen Psychologie, im Laufe des Sommers erschien. Constant seinerseits teilte die ersten Monate des neuen Jahres zwischen Coppet und Lausanne, um dann allein nach Paris zurückzukehren, wohin ihn seine wirtschaftlichen Interessen riefen. Sein publizistisches Gesellenstück, die unter Frau von Staëls Mitwirkung entstandene Schrift „Sur la force du gouvernement actuel de la France et de la nécessité de s'y rallier“, die erhebliches Aufsehen erregte, erschien in eben dieser Zeit und war dem Direktorium für seine Zwecke so wertvoll, daß es sie im offiziellen „Moniteur“ in Fortsetzungen drucken ließ. (In deutscher Sprache nahm sie Huber etwas später in seine Zeitschrift ‚Neue Klio‘ auf). Diese offene Unterstützung der Direktorialregierung machte ihn, der sich jetzt besonders an Marie-Joseph Chénier, den Faublas-Verfasser Louvet und andere anschloß, zur Zielscheibe von allerhand Angriffen der royalistischen und jakobinischen Kreise, die ihn mit dem Hinweis darauf unschädlich zu machen suchten, daß er kein französischer Bürger sei. Tatsächlich war er es durch ein schon im Dezember 1790 erlassenes Dekret, das den Nachkommen der ihrer Religion wegen aus Frankreich vertriebenen Refugiés ihr französisches Bürgerrecht zurückgab, falls sie zurückkehrten und den Bürgereid leisteten; aber da das Gesetz für diejenigen, die länger als sieben Jahre außerhalb Frankreichs gelebt hatten, einen ständigen Aufenthalt von gleicher Dauer zur Vorbedingung machte, vermochte er vom Direktorium nicht ohne weiteres die Bestätigung seiner

französischen Nationalität zu erlangen. Erst die im Jahr darauf erfolgende Einverleibung Genfs in die französische Republik machte, da er das Genfer Bürgerrecht besaß, dieser Schwierigkeit ein Ende. Im übrigen erschien ihm Paris im Sommer und ohne Frau von Staël samt ihrer ganzen Sphäre öde und uninteressant, und er zog sich in der heißen Zeit auf sein Landgut in Herivaux zurück, allerdings nicht für lange: ein besonders scharfer Zeitungsangriff wurde Mitte Juli die Veranlassung, daß er dessen Verfasser zum Zweikampf forderte, der — es war nicht sein erster und sollte nicht der letzte sein — für ihn selber glücklich ablief. Frau von Staël hatte von dem Ehrenhandel in Coppet nur durch eine Zeitung Kenntnis erhalten, und ihre Briefe an Rosalie von Constant aus diesen Tagen lassen die wahnsinnige Angst erkennen, in der sie sich um das ihr jetzt teuerste Leben verzehrte. Sie selbst mußte sich bei der fortgesetzt feindseligen Stimmung der Direktorialregierung, der sie durch ihre Verbindungen mit Emigrierten verdächtig blieb, nach wie vor der Hauptstadt fernhalten, obwohl sie schwer genug unter dieser Ausschließung litt und sich vorkam, wie der Fisch auf trockenem Lande.

Anfang August befand sich Benjamin mit heiler Haut wieder in Coppet, wo er mit den üblichen Unterbrechungen, die sein zeitweiliger Aufenthalt in Lausanne nötig machte, bis zum Beginn des folgenden Jahres blieb. Vom Spätherbst ab weilte auch Baron von Staël noch einmal für längere Zeit bei den Seinen in Neckers Hause, nachdem er bei dem eben zur Regierung gelangten König Gustav IV. in Ungnade gefallen und seines Pariser Gesandtschaftspostens enthoben worden war: es sollte das letzte längere Zusammensein der beiden Gatten

sein, die längst nur noch die äußere Form als solche verband, denn im Laufe des nächstfolgenden Jahres trennte sich Baron von Staël auch offiziell von seiner Gemahlin, als seine politischen und materiellen Zukunftsinteressen ihm diesen Schritt nützlich erscheinen ließen.

Außer der Politik, den Vermögens- und Herzensangelegenheiten, hinter denen seine Bücherarbeit zurücktrat, beschäftigten Constant in dieser Zeit verschiedene Prozesse, deren er sich auch in seinem ferneren Leben noch so manchen zuziehen sollte, und die Lage seines mehr als siebzigjährigen Vaters, der sich anscheinend nicht mehr zu einem festen Aufenthalt entschließen konnte. Trotzdem das kriegsgerichtliche Verfahren nach endlosem, fast zehnjährigem Instanzenzug mit seiner Rehabilitation und seiner formellen Ernennung zum General der batavischen Republik geendet hatte (von der er keinen Gebrauch mehr machte), war er noch mehrfach dieser Dinge wegen in Holland und in Paris gewesen, wo ihn Benjamin vergeblich festzuhalten suchte, dann wieder nach der Schweiz gekommen, um schließlich zu seiner neuen Familie nach Brevans bei Dôle zurückzukehren. Sein Tätigkeitsbedürfnis war noch immer rege genug, um ihm den dauernden Aufenthalt in dem weltfernen Juradorfe schwer erträglich dünken zu lassen, zumal er dort den großen Standes- und Geistesunterschied zwischen sich und seiner zweiten Frau schärfer empfand, als früher. In den folgenden Jahren führte er zu Benjamins Bekümmernis das unruhige Wanderleben fort, kaufte sich vorübergehend in dessen Nachbarschaft bei Paris an, um bald darauf den neuen Besitz mit Übereilung und Verlust wieder loszuschlagen, und setzte sich schließlich doch wieder in Brevans fest. Das Verhältnis

zwischen Vater und Sohn war nach wie vor das einer verleugneten Zärtlichkeit: Benjamin ließ es an liebevoller Sorge für seinen mißvergnügten alten Herrn nicht fehlen, aber so oft sie zusammen waren, stellte sich besonders auf des Vaters Seite die alte Zurückhaltung und Befangenheit ein. General Constant verhielt sich im übrigen den intimen Beziehungen Benjamins zu Frau von Staël gegenüber durchaus ablehnend und vermied es bei seinem Aufenthalte in der Schweiz geflissentlich, ihr zu begegnen. Benjamin seinerseits nahm ihm diesen Starrsinn nicht weiter übel, setzte dafür aber dem Projekte des Vaters, ihn mit einer seiner weitläufigen Cousinen zu verheiraten, ebenso bestimmten Widerstand entgegen.

Bald nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt ließ er im April 1797 eine neue politische Schrift erscheinen „Des réactions politiques") und hatte die Genugtuung, das erste Tausend binnen drei, das zweite binnen vierzehn Tagen vergriffen zu sehen, ein Beweis für die Beachtung, die sein Name nun bereits genoß. Sie wurde bald ins Deutsche übersetzt und kam in dieser Gestalt auch Kant in Königsberg zu Gesicht, der einen darin enthaltenen, gegen ihn gerichteten Passus einer ausführlichen Antwort in der „Berliner Monatsschrift" würdigte. (Unter dem Titel „Über ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen" ist sie später in Kants kleine anthropologisch-praktische Schriften übergegangen.) Der Königsberger Weise hatte irgendwo den Satz aufgestellt: selbst wenn ein Mörder bei der Verfolgung eines unserer Freunde uns frage, ob dieser sich in unserem Hause verborgen halte, seien wir nicht berechtigt, dem Freunde zuliebe den Mörder zu belügen.

Diese schroffe Theorie bekämpft Constant — übrigens ohne Kants Namen ausdrücklich zu nennen — mit dem Hinweis: der Begriff der Pflicht sei untrennbar von dem Begriff des Rechts. Eine Pflicht sei, was bei einem Wesen den Rechten eines anderen entspreche. Die Wahrheit zu sagen, sei also eine Pflicht; aber nur dem gegenüber, der ein Recht auf die Wahrheit habe. Kein Mensch aber habe ein Recht auf eine Wahrheit, die anderen schade. Diese relative Zulassung der Unwahrheit verdammt Kant in seiner gegen Constant gerichteten Abhandlung mit aller Entschiedenheit und erklärt jede wissentliche Unwahrheit für verwerflich, weil sie dazu beitrage, daß dann Aussagen überhaupt keinen Glauben mehr fänden, und so eines der wichtigsten sittlichen Fundamente der ganzen Menschheit, die Grundlage aller Verträge, untergraben helfe.

In einer anderen Broschüre desselben Jahres („Des Effets de la Terreur") unternahm Constant den Nachweis, daß die Schreckensherrschaft für die Begründung der Republik keineswegs notwendig oder gar nützlich gewesen, daß die Republik vielmehr nicht dank, sondern trotz dem Schrecken zustande gekommen sei, der die Sache der Freiheit nicht gefördert, im Gegenteil gehemmt, gefährdet und kompromittiert habe. In solchen wirkungsvoll vorgetragenen Beweisführungen lag eine starke Rechtfertigung der derzeitigen republikanischen Machthaber, und Constant, der in der Politik frühzeitig die Kunst des Möglichen erkannte, kam durch diese Unterstützung des Direktoriums vorübergehend in einen gewissen Gegensatz zu seiner Freundin, die mit den Regierungskreisen einstweilen noch auf gespanntem Fuße stand, weil sie ihren politischen Überzeugungen die An-

hänglichkeit an ihre alten Freunde nicht zu opfern willens war.

Sie verweilte seit März 1797 wenigstens wieder in der Nähe von Paris, auf einer Besitzung Mathieus de Montmorency bei Hérivaux, wo sie sich in Benjamins nächster Nachbarschaft befand und ihre Pariser Freunde häufig bei sich sah, darunter auch wieder den im Jahre zuvor aus Amerika und Hamburg zurückgekehrten Talleyrand. Dieser war um jene Zeit die Seele des „Cercle constitutionnel", eines politischen Klubs, der zur Bekämpfung des royalistischen Klubs von Clichy 1796 begründet worden war. Auch Constant gehörte dem „Cercle" als Mitglied an, zu dessen Sekretär er gewählt wurde, und entwickelte in den hier geführten Debatten zuerst sein bedeutendes rednerisches Talent, dessen bald größere Aufgaben warteten. Daß speziell Talleyrand, der Mitte Juli auf Betreiben der Frau von Staël von Barras zum Minister des Auswärtigen berufen worden war, diesem Talent seine besondere Aufmerksamkeit und großes Vertrauen schenkte, geht aus einer Erwähnung in Mallet du Pans Geheimberichten an den Wiener Hof hervor, in der dieser „junge Schweizer namens Constant" ausdrücklich als ein Protégé des ehemaligen Bischofs von Autun und als Mann von Wissen und Begabung, aber auch als „le plus pervers des hommes avant trente ans" bezeichnet wird; mehr noch aus einem Briefe Talleyrands selbst an den in Italien weilenden General Bonaparte, worin er ihm auf seine Anfrage nach einigen geeigneten Persönlichkeiten, die für die neuerrichtete Cisalpinische Republik eine Verfassung ausarbeiten und organisieren könnten, nächst Sieyès in erster Linie Benjamin Constant empfahl. „Er ist ein

Mann ungefähr in Ihrem Alter, eifriger Freiheitsverfechter und ein Talent ersten Ranges. Er hat einige kleinere Werke veröffentlicht, die in energischem und glänzendem Stile geschrieben sind, reich an feinen und scharfsinnigen Bemerkungen. Sein Charakter ist fest und gemäßigt, seine Gesinnung unbedingt republikanisch und liberal.“ Bonapartes Aufbruch aus Italien ließ es jedoch nicht dazu kommen, daß diese Empfehlung praktische Folgen hatte, und es sollten volle achtzehn Jahre vergehen, bis Napoleon in den letzten hundert Tagen seines Kaisertums die Gelegenheit fand, von Constants Talent noch Gebrauch zu machen.

Dieser fand inzwischen eine ungewohnte Freude daran, sich auf seinem neuerworbenen Tuskulum in Hérivaux bei Luzarches — etwas nördlich von Paris, unweit den Ufern der Oise — als Agrarier zu fühlen. Das administrative Amt eines Kantonspräsidenten, zu dem ihn das Vertrauen der Kreisbewohner gewählt hatte, gab ihm das Gefühl heimatlicher Seßhaftigkeit, seine Bibliothek hatte er teilweise aus Lausanne kommen lassen und in dem kleinen alten Hause untergebracht, das ihm als Wohnung diente, und so oft es irgend im Laufe des Jahres die politische Beschäftigung erlaubte, flüchtete er aus der Hauptstadt hierher in die ländliche Stille, gab sich horazischen Stimmungen hin und suchte in der Tätigkeit eines Gutsbesitzers, in der Durchführung wirtschaftlicher Meliorationen, in der Anlage neuer Obst- und Weinpflanzungen und ähnlichen Dingen Erfrischung für die ermüdeten Lebensgeister.

Seine seelische Verfassung machte ihm ein häufiges Alleinsein gerade in diesen Monaten zum Bedürfnis und ließ es ihn als Wohltat empfinden. Das nun im

dritten Jahre währende Verhältnis zu Frau von Staël fing an, ihm nachgerade zur schnürenden Fessel zu werden; zugleich aber war er sich ihrer Macht über ihn und der eigenen Schwäche hinlänglich bewußt, um zu fühlen, daß er nie die Willenskraft besitzen würde, sich aus eigener Initiative dieser Fessel zu entledigen. Eine legitime Heirat mit einer andern erschien dem Zweifelnden als der einzige mögliche Ausweg aus dem Dilemma und zugleich als das Mittel, seinem Privatleben überhaupt einen festen Boden zu geben. Recht wie ein großer Junge wandte er sich mit diesem Gedanken vertrauensvoll an seine Tante Adrienne von Nassau in Lausanne, die wie in den ersten Kinderjahren, so auch jetzt noch in allen möglichen Dingen Mutterstelle ihm vertrat, und ging sie alles Ernstes darum an, ihm aus ihren Bekanntenkreisen eine passende Frau auszusuchen. Ihr zuerst und allein gegenüber wagte er (Mitte Mai 1797) das offene Bekenntnis:

„Ein Band, von dem ich mich aus Pflichtgefühl oder auch, wenn Sie wollen, aus Schwäche halten lasse, das ich aber nun einmal, wie die Dinge liegen, nicht eher zu lösen vermag, bevor mich nicht irgend eine höhere Pflicht dazu zwingt, weil ich es nur durch das offene Eingeständnis zerreißen könnte, daß ich seiner schauderhaft müde bin (was mir meine Höflichkeit verbietet); ein Band, das mich in eine mir unsympathisch gewordene Welt mit hineinreißt und mich hindert, ganz meinem geliebten Landbesitz zu leben . . . fesselt mich seit nunmehr zwei Jahren. Ich bin isoliert, ohne unabhängig zu sein. Ich bin gebunden, ohne verbunden zu sein. Ich sehe die letzten paar Jahre meiner Jugend dahinschwinden, ohne weder den Frieden der Einsamkeit zu

genießen noch die Rechte einer legitimen Herzensneigung. Ich habe ganz vergeblich versucht, mich freizumachen. Ich besitze nun einmal nicht den Charakter dafür, dem Schmerz und den Klagen einer andern zu widerstehen und meinen Willen durchzusetzen, solange mir nichts im Wege steht, meine Selbstbefreiung noch von einem Tag auf den andern zu verschieben. So verbrauche und verzehre ich mich in einer Situation, die weder mit meinen Empfindungen, noch mit meinen Beschäftigungen, noch mit meinem Bedürfnis nach Ruhe im Einklang steht. Andrerseits, wenn der Bruch heute erfolgte, befände ich mich in einer Vereinsamung, die ebenso schwer auf mir lasten würde, wie der Gedanke an den wirklichen oder eingebildeten Kummer, den ich verursacht habe. Um darüber wegzukommen, müßte ich jemanden haben, dem ich ein wenig Glück zu geben vermag . . . Erraten Sie, liebe Tante, worauf ich hinauswill? Auf etwas, was mich seit einem Jahr schon beschäftigt, worüber ich wohl schon zwanzig Briefe an Sie geschrieben und wieder zerrissen habe, kurz — darauf, Sie um eine Frau für mich zu bitten. Mein Glück hängt davon ab! Und um ihr von vornherein mit Freundschaft und Achtung begegnen zu können, will ich sie aus Ihrer Hand erhalten. Sie sollen sie mir verschaffen, einer weiteren Motivierung bedarf es nicht. Ich verlange nur wenig Vermögen; der Herkunft nach wäre mir eine Genferin lieber als eine Schweizerin, weil mir als neubestätigtem Franzosen daran liegen muß, eine Französin zur Frau zu haben; Alter nicht über sechzehn Jahre, eine leidliche Erscheinung ohne ausgesprochene Mängel, einfache Lebensgewohnheiten, Ordnungsliebe und die Fähigkeit, auch die strengste Zurückgezogenheit zu ertragen, das heißt

acht Meilen von Paris zu leben und es so selten wie möglich aufzusuchen. Was Charakter angeht, so verlasse ich mich auf Sie; was Geist betrifft, so habe ich den Magen davon voll."

Frau von Nassau war anscheinend klug genug, den ehrenvollen Auftrag liebenswürdig, aber bestimmt abzulehnen, denn sie kannte die Natur ihres Neffen und wußte, wie leicht seine Stimmungen und Entschlüsse wechselten. Wie richtig sie damit urteilte, beweist Benjamins Antwort, sechs Wochen nach dem eben gehörten Briefe. „Sie wollen also durchaus, liebste Tante, daß Ihr getreuer Neffe ein Hagestolz bleibt! Ihr Wunsch ist mir Befehl. Ich füge mich ihm um so lieber, als meine legitime Souveränin wieder zurückgekehrt ist, und damit jeder Gedanke an eine Insurrektion an Tollkühnheit grenzen würde. Ernsthaft gesprochen: ich habe gerade jetzt wieder so große und zwingende Beweise hingebungsvoller Freundschaft von derjenigen erfahren, von der ich mich zu ihrem wie zu meinem Besten etwas absondern zu sollen vorübergehend geglaubt hatte, daß ich ohne die gröblichste Undankbarkeit und ohne das bitterste Unrecht zu tun, jetzt nicht daran denken kann, ihr auch nur mit irgend etwas zu nahe zu treten."

Man versteht diesen Widerruf auch ohne nähere Kenntnis seiner Veranlassung, wenn man erfährt, daß am 13. Oktober Frau von Staël einer Tochter das Leben gab, die späterhin — wie die Memoiren von Barras und andere zeitgenössische Zeugnisse erzählen — durch die Ähnlichkeit in den Gesichtszügen, der Haarfarbe, der ganzen Haltung überhaupt aller Welt als das frappante Ebenbild Benjamin Constants erschien. Es war Alber-

tine, die spätere Herzogin von Broglie, die nachmals ihrer Mutter bis zu deren Tode eine unzertrennliche Begleiterin bleiben sollte.

VIII

Das Tribunat

Gleich nach ihrer Rückkehr in die Hauptstadt hatte Frau von Staël ihre Salons — vorläufig noch immer in der schwedischen Gesandtschaft in der Rue de Bac — dem gewohnten gesellschaftlichen Verkehr geöffnet und ihre politische Sibyllentätigkeit mit unvermindertem Eifer wieder aufgenommen. Sie sah jetzt die jüngeren Brüder des in Italien weilenden Generals Bonaparte, Joseph und Lucien, bei sich, von denen der erste ihr seitdem, auch in den späteren Zeiten der Verfolgung, freundschaftlich gesinnt blieb. Auch Camille Jordan tauchte auf, der Abgeordnete Lyons im Rat der Fünfhundert, der bald zu den Intimen ihres Kreises gehören sollte. Den Weg Bonapartes selbst hatte sie noch nicht gekreuzt, aber ihre Begeisterung für den Sieger von Lodi war bereits entflammt und ließ sie mehrfach Briefe voll der höchsten Bewunderung nach Italien an ihn richten.

Man stand in der konfliktschweren Zeit vor dem 18. Fructidor. Die Wahlen waren unerwartet schlecht ausgefallen, und die Direktorialregierung sah sich dem Staatsbankrott und einem Parlament gegenüber, in dem sie keine Majorität besaß. Constant, der sich immer entschiedener zum reinen Republikanismus bekannte, vertrat die Seite der Regierung im Kampfe gegen die Kontrerevolution und stand besonders mit Barras in näherer Fühlung. Als Talleyrand das Auswärtige

übernommen hatte, bot er ihm das Sekretariat in seinem Ministerium an, doch Constant schlug es wie überhaupt jeden Posten aus, um sich seine Unabhängigkeit zu erhalten oder auch, weil ihm die Lage der Regierung zu unsicher erschien. Er gehörte denn auch, ebenso wie Frau von Staël, zu denen, die den Staatsstreich vom 4. September nicht nur billigten, sondern auch vorher darum wußten, denn den Vorabend des Ereignisses brachten beide gemeinsam mit Talleyrand bei Barras zu. Aber die Hoffnungen, die sie an eine solche Aktion geknüpft hatten, erfüllten sich nicht, und die skrupellose Parteiwirtschaft, das grausame Rachewerk der Verfolgung, zu dem Barras und die anderen Direktoren ihren Sieg alsbald mißbrauchten, mußten alle diejenigen auf das bitterste enttäuschen, die sich von diesem Sieg den Beginn einer streng republikanischen Ära und das Ende der Revolution erhofft hatten. Die Entmutigung und Ernüchterung war allgemein, und Constant, der im Klub der Konstitutionellen den Staatsstreich zunächst noch als Mittel zum Zweck verteidigt hatte, mußte sich heftige Angriffe und Vorwürfe deshalb gefallen lassen. Er zog sich verstimmt aus dem politischen Treiben bis auf weiteres zurück und ließ sich zu Anfang 1798 wieder auf seiner Eremitage in Hérivaux nieder, um seine Akazien zu pflanzen und seinen Büchern zu leben.

Um dieselbe Zeit war auch Frau von Staël wieder in Coppet bei ihrem Vater eingetroffen, dessen Person sie durch die Entwicklung der politischen Dinge für bedroht halten mußte. Zuvor aber hatte sie noch die für ihr Leben so denkwürdige wie verhängnisvolle persönliche Bekanntschaft Napoleon Bonapartes gemacht, in dem sie einen zweiten Szipio zu sehen geneigt war.

Glühend vor Ungeduld und Enthusiasmus war sie auf Talleyrands Einladung herbeigeeilt, als dieser den General am 6. Dezember, dem Tag nach seiner Rückkehr aus Italien, bei sich sah, um mit Betroffenheit die Erfahrung zu machen, daß sie von dem ersehnten Retter der Republik gleich bei der ersten Vorstellung kaum beachtet, beinahe übersehen wurde. Wenige Tage später befand sie sich mit der übrigen offiziellen Welt im Luxembourg, als der Gefeierte den Direktoren das Friedensinstrument von Campo Formio überreichte und Gegenstand frenetischer Huldigungen war. Das beklemmende Gefühl, daß an diesem undurchdringlichen Manne ihr Einfluß verloren war, überfiel sie vom Moment der ersten Begegnung an, wenn sie auch weiterhin nichts unversucht ließ, Fühlung mit ihm zu gewinnen und ihn für sich einzunehmen. Weniger verletzte Eitelkeit als gekränkte Liebe für den Genius dieser Persönlichkeit, deren welthistorische Größe sie seherisch vorausempfand, ließen die an geistige Siege gewöhnte Frau unter der kühlen Nichtbeachtung leiden, ohne daß sich ihre durchaus ehrliche und impulsive Bewunderung dadurch verringerte. Aber sie war nun einmal nicht sein Genre, sie mißfiel ihm von vornherein. Er liebte von allen Frauen die ehrgeizigen, hochfliegenden, geistig anspruchsvollen am wenigsten und machte nie ein Hehl daraus. Er brauchte keine Egeria. Er liebte es auch nicht, beobachtet, interviewt, in seinen Ansichten sondiert, in seinen Absichten durch Blicke oder Worte erforscht zu werden. Um ihres Vaters willen, den er damals noch schätzte, behandelte er sie bei den verschiedenen Begegnungen in Gesellschaft höflich, aber frostig; und als sie im Januar 1798 Paris verließ, um nach Coppet zurück-

zukehren, nahm sie das Gefühl mit, daß sie dem Manne, zu dem sie wie zu einem Heros, einem Halbgott aufsah, keinen Zoll breit näher gekommen war. Daß sie wenige Jahre später in ihm ihren schlimmsten und unversöhnlichsten Feind kennen und fürchten lernen sollte, ahnte sie noch nicht.

In der Schweiz spielten sich jetzt in rascher Folge die Ereignisse ab, die zur Erklärung der Helvetischen Republik und zur Angliederung Genfs an Frankreich führten. Frau von Staël, die in diesen kritischen Zeiten ihren Vater aus Sorge um sein Leben nicht verließ, kehrte nur einmal im Laufe des Jahres nach Paris zurück, um die Streichung Neckers von der Emigrantenliste zu erwirken, nachdem er durch die Einverleibung Genfs französischer Untertan geworden war. Benjamin benützte inzwischen die Muße seines Landaufenthalts unter selbstgepflanzten Obstbäumen zur Abfassung einer neuen politischen Flugschrift „Des Suites de la Contre-Révolution en Angleterre 1660", worin er mit deutlicher Spitze gegen die verhaßt gewordene Direktorialregierung aus den Ereignissen nach den englischen Bürgerkriegen die Nutzanwendung auf die derzeitige politische Situation zog und vor einem Rückfall in monarchische Anwandlungen warnte. Der November fand ihn dann wieder in Coppet und Lausanne, und von hier aus suchte er auch noch ein letztes Mal das verlorene Paradies von Colombier auf, elf Jahre, nachdem er dort seine erste glückliche Zeit genossen hatte.

Frau von Charrière, die ihn seit seiner Übersiedlung nach Paris bisweilen im Interesse ihrer schriftstellerischen Arbeiten in Anspruch zu nehmen pflegte, konnte ihn jetzt ohne die frühere Bitterkeit erscheinen, aber auch

ohne Schmerz wieder gehen sehen. Für sie war sein kurzer Besuch nichts weiter, als eine kleine Abwechslung in der Eintönigkeit ihres hereingebrochenen Lebenswinters. „Er unterhält mich mit seinem Plaudertalent, er ermüdet mich einigermaßen mit seinem Unruhigsein, und er tut mir auch wieder halb und halb leid, weil ich auf dem Grunde seines Wesens eine verborgene Traurigkeit wahrzunehmen glaube," schreibt sie nach seiner Abreise an Huber nach Tübingen, dem sie auch ein paar Tage später von dem umlaufenden Gerüchte Mitteilung macht, Frau von Staël beabsichtige sich scheiden zu lassen, um Benjamin heiraten zu können. „Auf seiner Seite läge ja das Motiv klar genug, das Geld nämlich, von der ihrigen aber könnte es doch nichts weiter sein, als die Sucht nach Skandal, die sie vielleicht als Würze für andere, schon etwas abgestandene Liebhabereien nötig hat."

Auch sonst lassen ihre Briefe an Huber erkennen, daß in den großen und kleinen Nestern der Westschweiz der gesellschaftliche Klatsch sich fleißig mit dem Paare Staël-Constant beschäftigte. „Constant soll diesmal, wie man mir schreibt, nicht nach Coppet gegangen sein," heißt es im Januar 1799, „seine Schöne hat ihn in Nyon getroffen. Das Heiratsprojekt wird jetzt wieder bestritten ... der Gatte soll, so glaubt man, Schwierigkeiten machen und der Vater von diesem neuen Skandal nichts wissen wollen." Ende Februar: „Constant ist nach Paris zurückgekehrt und seine Donna in Genf geblieben, wo sie fortfährt, die Welt durch ihr Benehmen und durch ihren Geist zu verblüffen ... Man erzählt sich, daß Constant und Frau von Staël große Anstrengungen machen, seine Wahl zum Vertreter von Genf in den Rat der Fünf-

hundert durchzusetzen, aber Barras arbeite ihnen entgegen. Ich würde es an seiner Stelle auch so machen: die Konfusion ist auch ohne die beiden gerade schon groß genug“ . . . Am 27. April: „Benjamin und seine Donna sind also durchgefallen, obwohl sie Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hatten. Übrigens finde ich den Schiffbruch, den sie erlitten haben, für einen Schiffbruch nicht gar so schlimm. In Genf selbst wenigstens stand man zumeist auf ihrer Seite. Aber ich kann den Ärger der Dame darüber begreifen, daß sie jetzt nicht sagen kann: Benjamins Freunde, sein Vater und seine Verwandten sind wahrlich recht dumm, wenn sie noch immer nicht einsehen, welches Glück es für ihn ist, daß er mich als Beraterin, Lobpreiserin, Fürbitterin, als treibende Kraft seiner Handlungen besitzt: wer von ihnen allen hätte es vermocht, einen Gesetzgeber der französischen Republik aus ihm zu machen?“ —

So weit war es zwar diesmal noch nicht, aber schon der folgende Winter sollte Constants Eintritt in ein verantwortliches politisches Amt zur Tatsache werden lassen. Das Direktorium hatte, trotzdem zuletzt noch der konstitutionell gesinnte Sieyès eines seiner Mitglieder geworden war, nach vierjähriger Lebensdauer endlich derart abgewirtschaftet, die Verwirrung und Anarchie im Lande einen solchen Höhepunkt erreicht, daß Bonapartes Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November) von aller Welt als segensreiche Naturnotwendigkeit und rettende Tat empfunden ward. Was er beseitigte, war nicht die Republik, war die Diktatur in ihrer korruptesten Form. Bei der allgemeinen Sehnsucht nach einem festen Regiment fiel ihm jetzt nach der Heimkehr von Egypten wie von selbst alles zu, und die Häupter

neigten sich vor ihm, wie Halme vor dem Winde. Wenige Wochen nach dieser Umwälzung trat die neue Konstitution des Jahres VIII in Kraft, die die alleinige Exekutivgewalt in die Hände dreier Konsuln legte und diesen in einem Senat von achtzig, einer Gesetzgebenden Körperschaft von dreihundert und einem Tribunat von hundert Köpfen beratende und beschließende Versammlungen zur Seite stellte. Die Machtvollkommenheiten dieser Faktoren waren so sinnreich verteilt, daß sie sich gegenseitig aufhoben und die eigentliche Entscheidung in allen Dingen der Erste Konsul behielt. Insbesondere bestimmte die Verfassung, daß das Tribunat die Gesetzentwürfe und Vorlagen der Regierung nur erörtern, aber keine Beschlüsse fassen durfte, während die Gesetzgebende Körperschaft nur abzustimmen hatte, ohne zu debattieren.

Am 25. Dezember 1799 trat der neue Mechanismus in Kraft, und unter den zuerst ernannten Mitgliedern des Tribunats befand sich Benjamin Constant, für den sich auf Frau von Staëls Veranlassung Joseph Bonaparte verwendet hatte. „Ich habe es mir sehr gewünscht," bekennt er in einem Briefe an Frau von Nassau, „nicht als ein Glück — gibt es das überhaupt? — wohl aber als eine Beschäftigung, als Gelegenheit zur Erfüllung einer Pflicht, als Gegengewicht für alle die Ungewißheit, Unruhe und Erinnerungslast, die wir durch dieses triste und flüchtige Dasein mit uns schleppen. Menschen, für die der Lebensgenuß noch Reiz hat, für die es auf der Welt noch etwas Neues gibt und die die glückliche Gabe besitzen, sich noch für etwas interessieren zu können, haben keine feste Beschäftigung nötig; diejenigen aber, die jenseits ihrer physischen und mora-

lischen Jugend stehen, bedürfen eines bestimmten Auftrags, einer Mission, das Gute zu tun, damit sie sich nicht ganz in Entmutigung und Apathie verlieren. Ich habe diese Berufung erhalten und will versuchen, ihr zu entsprechen.“ Seinem Onkel Samuel Constant in Lausanne gegenüber, der ihn zu seiner Wahl beglückwünscht hatte, gibt er ebenfalls zu, daß ihm damit ein Herzenswunsch erfüllt worden sei, betont aber auch die Unsicherheit und Unberechenbarkeit der herrschenden Verhältnisse. „Was immer uns das Schicksal bringen mag: es gilt jetzt, an der großen Sache der Freiheit unter allen Umständen und in all ihren Formen festzuhalten, so viel als möglich davon unter Dach zu bringen und diesem Zwecke die äußeren Umstände und den Willen — oder die Willenlosigkeit — der Nation nutzbar zu machen . . . Dem eigenen Gewissen zu folgen und ihm allein zu gehorchen, ist das einzige Mittel, sich vor jedem Gefühl der Unsicherheit zu schützen.“

Die Entschiedenheit, die aus diesen Zeilen spricht, hatte Constant, als er sie schrieb (20. Januar 1800), schon in die Praxis umgesetzt und den Beweis gegeben, daß er nichts weniger zu sein gedachte, als ein bequemer und fügsamer Opportunist. Am 5. Januar begann im Tribunat die Beratung der Geschäftsordnung für die drei neuen Körperschaften und ihre Beziehungen untereinander. Constant, der sich vollkommen klar darüber war, daß die neue Verfassung nur die täuschende Attrappe für die Diktatur des Ersten Konsuls sein sollte, war entschlossen, gleich in der ersten Sitzung gegen die beabsichtigte Entmündigung der Volksvertretung anzukämpfen, und er wußte genau, welche Konsequenzen er durch eine solche Opposition heraufbeschwor. Am Vorabend des

Verhandlungstages befand er sich mit Joseph und Lucien Bonaparte, Talleyrand, Roederer und andern, die fast ausnahmslos auf seiten der neuen Regierung standen, bei Frau von Staël. In einem unbewachten Augenblick sagte er ihr leise: „Ihr Salon ist heute noch voll von Leuten, die Ihnen nahestehen: wenn ich morgen meine Rede halte, ist er morgen abend verödet, — überlegen Sie es sich!“ „Handeln Sie nach Ihrer Überzeugung,“ war ihre Antwort, die sie zu spät bereute, als es sich zeigte, daß sie damit unbewußt ihr eigenes Verbannungsurteil gesprochen hatte.

Am Tag darauf sprach Constant im Tribunat mit aller Schärfe gegen den Gesetzentwurf, der die Kompetenzen dieser Körperschaft festzulegen bestimmt war. Er erklärte das Gesetz für ein Maulkorbgesetz, durch das die ganze Bedeutung des Tribunats illusorisch werde, und behauptete, daß dieses sich vor Europa freiwillig lächerlich mache, wenn es die Vorlage gutheiße. Für denselben Abend hatte Frau von Staël Einladungen zu einer Gesellschaft ergehen lassen: bis fünf Uhr nachmittags waren zehn Absagen eingelaufen, darunter diejenige Talleyrands, der ihr seine Rückkehr aus der Verbannung, sein Portefeuille und eine Menge anderer Freundschaftsdienste dankte. Bonaparte selbst griff zur Feder, um in einem Artikel des „Moniteur“ vom 8. Januar Constants Rede zu entkräften, und sprach ihn bei der nächsten Begegnung mit den Worten an: „Warum kommen Sie nicht lieber in mein Arbeitszimmer und unterhalten sich mit mir über diese Dinge, anstatt im Sitzungssaal zu deklamieren! Wir können das im Privatgespräch mindestens ebensogut erledigen.“ Constant erwiderte respektvoll, daß die Verfassung eben dafür eine Tribüne

geschaffen habe, damit die öffentlichen Angelegenheiten öffentlich verhandelt würden, und er nahm von da an fast täglich in den Sitzungen das Wort, um in meist sehr wirkungsvollen Reden die Gesetzentwürfe der Regierung anzugreifen.

Der Erste Konsul, der in dieser Opposition einzig das Werk Frau von Staëls zu sehen geneigt war, hatte ihr schon gleich nach Constants erstem Auftreten im Tribunat durch den Polizeiminister Fouché Vorhaltungen machen lassen, die sie indessen mit dem Hinweis ablehnen konnte, daß ein Mann von der geistigen Bedeutung Benjamin Constants nicht nötig habe, sich seine Überzeugungen von einer Frau soufflieren zu lassen. Um sie empfindlicher zu treffen, verbot er seinem Bruder Joseph den ferneren Verkehr in ihrem Hause und erreichte damit, daß auch ein großer Teil der sonst dort Zugelassenen sich vorsichtshalber zurückzog. Das Erscheinen ihres großen Werkes „De la littérature“ im April 1800, in dem die Wechselwirkungen zwischen Literatur und Gegenwart dargestellt wurden, trug vollends dazu bei, seine Mißstimmung zu steigern, da er in der Verherrlichung der Republik und der Freiheit eine direkte Tendenz gegen seine Person und sein System argwöhnte.

Indessen ließen die großen Ereignisse der äußeren Politik, deren Etappen die Namen Marengo, Lunéville, Amiens bezeichnen, die Dinge in Paris noch nicht so bald zu einer Krise kommen. Constant widmete sich seiner parlamentarischen Aufgabe zuerst mit großem Eifer und nahm an den Debatten im Tribunat bis in den Sommer 1800 einen stark hervortretenden Anteil, zog sich aber dann zeitweise zurück, als der Beratungsstoff ihn nicht interessierte und die Sitzungen nur zwei=

mal monatlich stattfanden. Der August fand ihn in Coppet und in Lausanne, wo in diesem Monat der alte Samuel Constant aus dem Leben schied; sonst verbrachte er seine freien Wochen und Tage in der ländlichen Stille von Hérivaux, um sich wieder intensiver mit seinem Werk über den Ursprung und die Entwickelung der Religionen zu beschäftigen. Daneben arbeitete er an einer Übersetzung des 1793 erschienenen, zweibändigen englischen Werkes „An Enquiring concerning Political Justice“ von William Godwin — dem Gatten der bekannten ersten Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft — worin die Notwendigkeit des freiheitlichen Fortschritts in der Politik entwickelt wurde, und an einem größeren politischen Werke, das gegen Bonaparte und den Geist der Usurpation gerichtet war und deshalb vorläufig keine Aussicht auf Veröffentlichung hatte: es sollte erst vierzehn Jahre später nach Napoleons erster Abdankung seine polemische Bestimmung erfüllen.

Frau von Staël, seit dem Frühjahr in Coppet, kam erst im November wieder nach Paris, wo sie sich jetzt einer durch die politischen Verhältnisse gebotenen Zurückhaltung befleißigte und sich im Strudel der hauptstädtischen Geselligkeit, der Soireen, Bälle, Theatervorstellungen bewegte. Sie stand damals schon in den innigsten Beziehungen zu einer um elf Jahre jüngeren Frau, die ihrer präraffaelitischen Schönheit einen womöglich noch höheren Grad von Berühmtheit dankte, wie Frau von Staël ihrem Geist. Als diese ein paar Jahre zuvor im Auftrage ihres Vaters den Chef des Bankhauses Récamier aufsuchte, der Neckers Hotel in der Rue du Montblanc käuflich erwerben wollte, hatte sie auch dessen Gattin Juliette kennen gelernt und war

von der süßen Anmut der jungen Frau gleich derart bezaubert gewesen, daß sie die engste schwesterliche Freundschaft mit ihr schloß. Eine gewisse Ähnlichkeit des äußeren Lebensgangs bestand zwischen beiden: auch Juliette Bernard war als einzige Tochter eines reichen bürgerlichen Hauses mit ihren Eltern aus der Provinz — Lyon war ihre Heimat — frühzeitig nach Paris gekommen, wo ihr Vater ein hohes Amt in der Finanzverwaltung bekleidete, war noch als halbes Kind an den beträchtlich älteren Bankier Jacques Récamier verheiratet worden und spielte in den Jahren während und nach der Revolution eine ähnlich gefeierte Mittelpunktsrolle in der Gesellschaft, wie die schöne Madame Tallien und die schwedische Gesandtin. Lucien Bonaparte, Bernadotte, Eugen Beauharnais, die Generale Moreau, Masséna und mancher andere Träger hoher Würden und Namen lagen mehr oder minder lange Zeit in ihren Banden und blieben ihr trotz der Hoffnungslosigkeit ihrer Wünsche auch weiterhin ergeben. Ihre getreuesten und selbstlosesten Freunde fand sie in dem Vetternpaar Mathieu und Adrien de Montmorency, ihren Lyoner Landsleuten Camille Jordan, dem schon erwähnten Übersetzer von Klopstocks „Messias", und seinem Jugendfreunde, dem Philosophen M. de Gérando, sowie in dem jungen Prosper de Barante, die fast allesamt auch zu Frau von Staëls engerem Umgangskreise bereits gehörten oder noch gehören sollten.

Auch Benjamin Constant war schon während des Konsulats bisweilen unter den Gästen des Hauses Récamier, das für den splendiden Aufwand seiner Feste berühmt war, bevor der 1806 erfolgende Zusammenbruch der Firma einen Umschwung herbeiführte. Sein Ver-

hältnis zu Frau von Staël dauerte inzwischen fort, denn wiewohl Gewohnheit, Pflichtgefühl und Schwäche bei ihm schon zu einem großen Teile die anfängliche Herzensneigung ersetzt hatten, erwies sich doch das intellektuelle Band, das ihre beiden Naturen verknüpfte, zu stark, um zerrissen zu werden. Ihre maßlose Eifersucht, ihr leidenschaftliches Temperament hielten ihn immer wieder im Bann, so oft er geneigt war, ein Ende zu machen. Versuchte er es dennoch, so reute ihn der Entschluß schnell, sobald er dessen tödliche Wirkung auf sie wahrnahm, und die Selbstvorwürfe mußten seinem Herzen als Vorspann dienen, um ihn wieder an ihre Seite zurückzuführen. Tumultuarische Auftritte und bittere Anklagen endeten mit Versöhnungsszenen, und war dann alles beim alten, so haderte er wieder unzufrieden mit seiner eigenen Schwäche und sehnte sich erst recht nach Unabhängigkeit. Seiner intimen Beziehungen zu einer Madame Lindsay um jene Zeit muß gedacht werden, weil man in ihr später das Urbild der schönen Ellénore in seinem Roman „Adolphe“ wiederfinden wird. Sie war Irländerin von Geburt, hatte bis 1797 noch in London gelebt, wo ihr Salon besonders von französischen Emigranten besucht wurde — auch Chateaubriand, der sie in seinen Memoiren „la dernière des Ninons“ nennt, hatte sie dort kennen gelernt — und war dann nach Paris übergesiedelt. In seinem Tagebuch führt Benjamin sie noch etliche Jahre später als eine von den Frauen an, die er zu heiraten imstande gewesen wäre, wenn nicht die Existenz zweier unehelicher Kinder und ihr beträchtlich höheres Alter ihn davon abgehalten hätte.

Ungleich mehr und tieferes bedeutete ihm jedenfalls eine andere Frau, die ihm freilich ebenfalls um ein

Dutzend Jahre voraus war, deren ungewöhnliche Geistes-helle und Seelengröße ihn aber mit aufrichtiger Verehrung erfüllte. Auch diese, Julie Talma, die Gattin des berühmten Tragöden, war während der ersten Republik eine gefeierte Persönlichkeit gewesen, in deren Hause Künstler wie Méhul, David, Ducis, Dichter und Literaten, wie Marie-Joseph Chénier, Chamfort und andere verkehrten. Als uneheliches Kind eines reichen Parisers — ihr Mädchenname war Carreau — im Januar 1756 geboren, hatte sie sich glühend erst für die Revolution und Mirabeau, dann für François-Joseph Talma begeistert, mit dem sie längere Zeit in freier Liebe lebte, ehe es zur Heirat kam. Im Jahre 1801 wurde die Ehe geschieden, und aus dieser Zeit datiert die intime Freundschaft — „jamais que de l'amitié", wie er selbst versichert, — die Benjamin Constant mehrere Jahre lang, bis zu Julies Tode, mit ihr verband und ihm in mancher schweren Stunde ein Trost und Rückhalt war, zumal sie eine Künstlerin des Briefschreibens war.

Noch einmal, im Februar 1801, lenkte Constant den besonderen Zorn des Ersten Konsuls dadurch auf sich, daß er die Errichtung von Ausnahme-Gerichtshöfen auf das nachdrücklichste bekämpfte und durch seine Opposition die Vorlage beinahe zu Fall brachte: ein geharnischter Artikel, den Bonaparte selbst im „Journal de Paris" erscheinen ließ, war die unheildrohende Antwort aus der Höhe. Indessen verstrich dieses Jahr vollends, ohne in Constants Situation etwas Wesentliches zu verändern. Zu Beginn des nächsten aber begann sich die innerpolitische Lage zuzuspitzen. Neckers letzte Schrift „Dernières vues de politique", die sich unerschrocken

gegen die immer deutlicher werdende Alleinherrschaft des Ersten Konsuls richtete und konstitutionelle Garantieen gegen ein absolutistisches Regiment verlangte, erregte Bonapartes Groll nicht so sehr gegen den Verfasser selbst, als gegen seine Tochter, von der er die Schrift inspiriert glaubte. Als sie im März 1802 nach fast einjährigem Fernbleiben wieder nach Paris kam, galt ihr Salon mehr denn je zuvor für die geheime Waffenschmiede der republikanischen Opposition. Die parlamentarische Gruppe, die diese Opposition im Tribunat vertrat, war nur klein, aber dank der Bedeutung ihrer Mitglieder dem Staatsoberhaupt lästig genug, das nicht mehr gewillt war, seine Kreise stören zu lassen. Ein Anlaß zum Einschreiten ergab sich bald genug. Als Constant im Verein mit Chénier im Tribunat dagegen auftrat, daß die französischen Staatsbürger mit dem republikwidrigen Worte „Untertanen" bezeichnet würden, verließ den Ersten Konsul die Geduld. „Da unten im Tribunat," brach er mit zornigem Fußstampfen aus, „sitzt ein Dutzend Metaphysiker, die man ins Wasser werfen sollte! Aber ich werde mir dieses Raupenzeug von den Rockschößen zu schütteln wissen!" Das Abschütteln fiel ihm nicht schwer, denn die kleine Gruppe der Opposition, deren Wortführer Constant war, hatte in der öffentlichen Meinung fast keinen Rückhalt. Die Zeit der politischen Rhetorik war vorüber: in allen Kreisen war man der Reden, Verhandlungen und Debatten müde und verlangte nach Taten. Die „Ideologen", wie Bonaparte sie mit einem Lieblingsworte nannte, hatten nicht mehr auf die Gunst des Publikums zu rechnen, sie waren Parteiführer ohne Partei. „Men, not measures" war das Losungswort des Tages geworden, und Bona-

parte brauchte keinen ernstlichen Widerstand mehr zu fürchten, wenn er eine parlamentarische Minorität einfach absägte. Ohne längeres Zögern führte er einen Senatsbeschluß herbei, der die Zahl der Tribunen von hundert auf achtzig reduzierte, und ließ auf diese Weise die zwanzig unbequemsten Störenfriede in der Versenkung verschwinden. „J'ai épuré le tribunat“, soll er befriedigt geäußert, Frau von Staël aber empört korrigierend ausgerufen haben: „Il veut dire écrémé“.

Constant selbst hatte diese Maßregelung vorausgesehen und sie schon Mitte Januar in einem Briefe an Frau von Nassau als wahrscheinlich angekündigt. Er war nichts weniger als unglücklich über den Verlust seines Mandats, zumal er das Bewußtsein hatte, in seinen Überzeugungen konsequent und dem republikanischen Freiheitsideal bis zuletzt treu geblieben zu sein, und tröstete sich mit dem Gedanken, seine Zeit fortab ganz seinen wissenschaftlichen Studien widmen und in dieser Beschäftigung mehr Befriedigung finden zu können, als in einer politischen Tätigkeit, die doch nur noch Schlägen ins Wasser gleich kam. Aus den noch unveröffentlichten Briefen an Huber geht hervor, daß er sich um diese Zeit mit dem Plane trug, eine Geschichte der Regierungszeit Friedrichs des Großen zu schreiben, nicht unter politisch-militärischen, sondern unter rein philosophischen und kulturhistorischen Gesichtspunkten, eine Darstellung nicht des Siegers von Roßbach und Leuthen, sondern des Philosophen von Sanssouci, seiner Weltanschauung und seines Einflusses auf Deutschlands Geistesleben, von dem er selbst, der innerhalb des Trauerjahres für den großen König an den braunschweigischen Hof gekommen war, noch unmittelbare Wirkungen verspürt hatte. Über die

ersten Vorarbeiten scheint jedoch das geplante, später nie wieder erwähnte Werk nicht hinausgekommen zu sein.

Während er selbst nach seiner Ausschließung aus dem Tribunat keine weiteren Behelligungen erfuhr, richtete sich die Erbitterung des korsischen Gewalthabers immer schärfer und ausschließlicher gegen Frau von Staël. Besonders verübelte er ihr den nahen Verkehr mit Bernadotte, obwohl dieser als Joseph Bonapartes Schwager zu seiner näheren Verwandtschaft zählte; denn auf Bernadotte ruhte um diese Zeit eine letzte Hoffnung der republikanisch Gesinnten, die von ihm in Gemeinschaft mit einigen Generälen und Senatsmitgliedern die Organisation des Widerstands gegen die drohende Diktatur erwarteten. Aber bevor sie noch der Bannstrahl des künftigen Imperators traf, hatte ein anderes Ereignis sie genötigt, Paris zu verlassen. Baron von Staël, der in den vier Jahren seit der vollzogenen Trennung immer tiefer in Schulden geraten und zuletzt schwer erkrankt war, appellierte in dieser Lage an ihr Mitgefühl und ihre Hilfe: ohne Besinnen nahm sie sich seiner an und war mit ihm schon auf dem Wege nach Coppet, als auf der Reise ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende machte. Auf ihren dringenden Wunsch hatte Benjamin diese Reise mitgemacht, allerdings mit Rücksicht auf den Kranken in einiger Distanz, aber auch so noch mit größtem innerem Widerwillen.

„Ich habe ihr die Bitte nicht weigern können," schrieb er von unterwegs seinem Freunde Claude Fauriel nach Paris, „ihr in geringer Entfernung zu folgen, weil sie mit ihrem kranken Mann reiste und den Wunsch hatte, mich in leicht erreichbarer Nähe zu wissen, falls ihm unterwegs etwas zustieße. Aber ich gestehe offen, daß

ich ihr noch nie ein Opfer gebracht habe, das mir aus den verschiedensten Gründen in ähnlichem Grade peinlich gewesen wäre. Wenn ich Ihnen schildern wollte, was ich dabei empfinde und wie hassenswert mir das Leben erscheint, ich würde Ihnen, der jetzt seine Ruhe und sein Glück genießt, wahrscheinlich auf die Nerven fallen. Ich genieße weder das eine noch das andere und bin von beidem gleich weit entfernt. . . . Es gibt Komplikationen des Geschicks, die sich nicht entwirren lassen, und von denen man gegen den eigenen Willen vorwärts gerissen wird, ohne dazwischen auch nur einmal festen Fuß fassen und einen Blick um sich her werfen zu können. Am Ende ist das Glück vielleicht überhaupt ein unerreichbares Etwas, wenigstens für mich, da ich es nicht einmal an der Seite der besten und geistreichsten aller Frauen finde."

Die Frage trat jetzt an ihn heran, ob der Platz an der Seite dieser Frau dauernd und vor aller Welt der seine werden sollte. Aber die allgemein bestimmt gehegte Erwartung, daß Frau von Staëls Witwenschaft nur den Übergang zu ihrer baldigen Heirat mit Benjamin bilden würde, erfüllte sich nicht. Die Scheu davor war beiden Teilen gemeinsam. Bei Benjamin bedarf sie nach allem bisher Durchlebten keiner Erklärung mehr: was er von einer Ehe erträumte, war in allem das Gegenteil dessen, was Frau von Staëls stürmisches und impulsives Naturell ihm zu bieten hatte. Aber es kennzeichnet ihn, daß er sich trotz dieser Überzeugung für moralisch verpflichtet hielt, ihr jetzt, da sie frei war, seine Hand anzubieten: vielleicht auch, daß er ihrer Ablehnung genügend gewiß war, um diesen Schritt tun zu können, und sich damit einen leichteren endgültigen Rück-

zug zu ermöglichen hoffte. Kurz, die Ablehnung erfolgte wirklich, sei es, daß Frau von Staël aus Form und Ton des Antrags schließen konnte, daß er nicht von Herzen kam, sei es, daß sie — wie behauptet wurde — an eine Heirat die Bedingung der Geheimhaltung knüpfte, damit sie ihren in Europa schon berühmten Namen auch weiterhin beibehalten könnte, was Constant als eine verletzende Zumutung empfand. Wenn auf seiner Seite nur der Verstand ein bedingtes Ja sagte, das Herz aber Nein, so stand es umgekehrt bei ihr. Sie täuschte sich schwerlich darüber, daß sie bei einer Ehe mit ihm mehr zu verlieren, als zu gewinnen hatte, und die Furcht vor dem Unabänderlichen war stärker, als der Wunsch nach einer engeren Zusammengehörigkeit. So war man aus verschiedenen Gründen der gleichen Meinung, und doch blieb ein Stachel der Verstimmung auf beiden Seiten zurück.

Manches von den seelischen Erfahrungen und Reflexionen, die Frau von Staël in dieser Zeit durchlebte, ging in ihren großen psychologischen Briefroman „Delphine“ über, der im November desselben Jahres 1802 erschien. In der Nebenfigur des protestantischen, in England herangebildeten Geistesaristokraten Henri de Lebensei hat sie dort ein leicht erkennbares, wiewohl idealisiertes Porträt Benjamin Constants gezeichnet, ihr eigenes in der Heldin selbst mit all ihrer edlen Unvorsichtigkeit, ihrer Unfähigkeit zur Verstellung oder Berechnung, ihrer passionierten Herzensgüte. „Ich bin eine Person, mit der oder ohne die man nicht leben kann,“ schrieb sie gelegentlich acht Jahre später an Madame Récamier, „nicht weil ich despotisch oder angriffslustig bin, sondern weil ich ein gewisses für die Menschen

fremdartiges Etwas an mir habe, was mich je nachdem im guten oder schlechten Sinne außerhalb der gewöhnlichen Lebensgemeinschaften stellt.“ In diesem Stückchen Selbstcharakteristik liegt der Schlüssel zu dem scheinbaren psychologischen Rätsel, zu dem sich Benjamins Verhältnis zu Frau von Staël in der Folge mehr und mehr gestalten sollte.

IX

Weimar

Constants öffentliche Wirksamkeit auf politischem Felde war damit fürs erste abgeschlossen und sollte es bis zum Sonnenuntergange des Kaiserreiches bleiben. Zum Mameluken oder Mandarin eines rücksichtslosen, wenn auch genialen Selbstherrschers war ein Mann von seiner geistigen Prägung nicht geschaffen. Denn so wenig sein Charakter im Privatleben von Wankungen und Schwankungen freigesprochen werden kann, so sehr die bekannte etymologische — angeblich von ihm selbst stammende — Verspottung seines Namens „sola inconstantia constans“ auf manche seiner Menschlichkeiten zutraf, so unbedingt war und blieb seine Anhänglichkeit an seine liberalen Überzeugungen, an die konstitutionelle Freiheit, der er bis zum letzten Blutstropfen diente, und selbst die einzige große, scheinbar schwache Stunde seines politischen Lebens, sein Verhalten in den hundert Tagen, läßt sich — wie noch zu zeigen sein wird — ohne das Zugeständnis einer Gesinnungslosigkeit rechtfertigen.

Während der Sommermonate des Jahres 1802, die er nach Baron Staëls Tode in Coppet verbrachte, schien längere Zeit das Damoklesschwert einer Verbannung aus Paris auch über seinem Haupte zu schweben. Ein lebhafter Briefwechsel mit dem ihm nahe befreundeten Claude Fauriel, der in den Jahren vorher Sekretär des Polizeiministers Fouché gewesen und bei diesem auch

weiterhin nicht ohne Einfluß war, gibt von solchen Befürchtungen Kunde. Sie waren dadurch hervorgerufen, daß Fouché selbst von Bonaparte wegen seines Verkehrs bei Frau von Staël eine Rüge erhalten und durch ein Mißverständnis Constant damit in Verbindung gebracht hatte: jetzt ließ er diesem durch Fauriel sagen, nachdem er einmal in Frau von Staëls Gesellschaft von Paris abgereist sei, tue er besser, nicht erst wieder dahin zurückzukehren. Fauriel — ein intelligenter, jüngerer Schriftsteller, der unter anderen mit Guizot, Manzoni, Baggesen nahe befreundet und mit der schönen Madame Condorcet damals seit kurzem in freier Ehe verbunden war — scheint in der Tat die nötigen Aufklärungen bei Fouché veranlaßt und damit weiteren Komplikationen vorgebeugt zu haben.

Gleichwohl hielt die Rücksicht auf Frau von Staël Constant vorläufig noch in Coppet oder vielmehr in Genf zurück, wo er sich eingemietet hatte. Er arbeitete mit erneutem Eifer an seinem Werke über die Religionen, das er nun schon zum vierten Male nach einer neuen Einteilung in Angriff nahm, las vieles und vielerlei, wie immer, und hatte dazwischen stark unter seinen alten nervösen Augenbeschwerden zu leiden, die ihn öfters zu unfreiwilligem Dunkelarrest verurteilten. Diese Schwäche seiner Augen war nicht das einzige physische Leiden, mit dem ihn die Natur gestraft hatte: gesund im robusten Sinn des Wortes war er seit seiner Jugend niemals, aber seine Konstitution besaß Zähigkeit, und seine Gewohnheit des Frühaufstehens und des fleißigen Reitens deutet nicht auf Selbstverzärtelung. Eine Heirat und geregelte Lebensverhältnisse erschienen ihm wie seinen Verwandten mehr denn je für sein Wohl-

befinden notwendig und wünschenswert, und besonders Rosalie de Constant bemühte sich sehr, ihn für eine junge Genferin, ein Fräulein Amélie de Fabri, wärmer zu interessieren. Das Interesse war auch vorhanden, aber es genügte nicht, ihn den entscheidenden Schritt tun zu lassen, der ihm allein die Verfügung über sich selbst wieder verschafft hätte. Außerdem hatte er nicht den Eindruck, daß das junge Mädchen, dem Paris und die große Welt noch verlockend erschien, geneigt sein würde, seine ländliche Einsamkeit dauernd zu teilen, in die er sich nach so viel Lebensstürmen ganz zurückzuziehen gedachte.

In dieser Absicht verließ er die Schweiz im April 1803 und siedelte nach dem Landgut Les Herbages unweit von Paris über, dem anderen Grundstück, das er in der Nähe des bisher bewohnten in Hérivaux besaß und das er sich nun als Arbeitsstätte einrichtete. „Ich bin entschlossen," schrieb er von dort an Rosalie, mit der er jetzt und auch in den folgenden Jahren in regelmäßigem Briefwechsel blieb, „nicht wieder in das aktive politische Leben zurückzukehren, mich an niemanden mehr zu binden, von meiner Ruhe nur noch so viel zu opfern, als nötig ist, um mir einige literarische Lorbeeren zu verdienen, fern von der Welt zu leben und alles daran zu setzen, mich durch nichts mehr, was es auch sei, aufregen zu lassen. Ich möchte hier, um all den Kämpfen aus dem Wege zu gehen, die ich voraussehe, am liebsten Wurzel schlagen, ganz im buchstäblichen Sinne, wie meine Bäume. Alles Vagabondieren ist mir verhaßt geworden, und der bloße Gedanke daran macht mir übel."

Zu den Unerquicklichkeiten, die auf seine Stimmung

drückten, gehörten auch in diesen Jahren wieder die mancherlei Sorgen und Erregungen, deren Anlaß sein Vater war. Er pflegte ihn fast auf jeder Reise zwischen Paris und der Schweiz in Dôle zu besuchen und fand ihn meist mißvergnügt und vergrämt. Von den beiden Kindern seiner zweiten Frau war Charles, der ältere, mittlerweile zu einem Burschen von zwanzig Jahren herangewachsen, und dieser hoffnungsvolle Knabe Karl fing an, seinem älteren Halbbruder schon einigermaßen fürchterlich zu werden: dem Vater selbst scheint er ebensowenig Freude gemacht zu haben, denn er trug sich mit der Absicht, ihn zu enterben und Benjamin zum Vormund der eben halberwachsenen Schwester Louise einzusetzen. Daß dieser bei allem Entgegenkommen, das er reichlich — auch in materieller Hinsicht — bewies, keine Neigung hatte, sich mit der Frau, die bei seinem Vater noch in dessen Patriarchenalter die Rolle der Hagar spielte, und mit deren Kindern intimer zu machen und solidarische Familiengefühle für sie zu hegen, war für die Empfindlichkeit des alten Generals eine beständige Reizung und machte es Benjamin oft schwer genug, das gute Einvernehmen aufrecht zu erhalten. Dazu bebürdete ihn sein Vater auch sonst mit den eigenen häuslichen Sorgen, insbesondere mit einem arg verschleppten Prozeß, den er Gott weiß warum in Dôle und Paris zu führen hatte und der ihm seine letzten Lebensjahre noch mehr vergällte.

Benjamin litt unter diesen Verhältnissen, zumal er immer geneigt war, sich selbst einen Teil der Schuld an vorhandenen Mißhelligkeiten beizumessen; er litt noch weit mehr unter den Briefen aus Coppet, die ihn mit Vorwürfen, mit maßlosen Bitterkeiten überhäuften und

an allen Strängen seines Gewissens zerrten, als sei er ein flüchtig gewordener Verbrecher. Schon in der letzten Zeit seines Genfer Aufenthalts hatte das von Rosalie vorsichtig eingeleitete Heiratsprojekt mit Amélie de Fabri Frau von Staëls Unruhe und Eifersucht in einem Grade erregt, daß sie hinter dem Rücken Benjamins an dessen Vater Briefe schrieb, die diese Verbindung hintertreiben sollten. Jetzt, da sie fortfuhr, ihn brieflich anzuklagen, richtete er an Rosalie die dringende Bitte, ihn wissen zu lassen, ob die Stimmung in Coppet wirklich so verzweifelt sei, wie sie ihm geschildert wurde. „Ich bedarf dieser Gewißheit um meiner selbst willen, weil mich der Gedanke an all das Herzeleid, als dessen Anstifter ich hingestellt werde, zu Boden drückt und weil es mir meine Ruhe wiedergäbe, wenn ich in Erfahrung bringen könnte, daß dieses Herzeleid vielleicht gar nicht mehr existiert, ja daß es ein anderer Gegenstand des Interesses vielleicht schon verdrängt hat, während es mir gegenüber noch in den exaltiertesten Tönen geschildert wird. Wäre dem so, dann wäre ich der Gewissensbisse ledig, die mich peinigen, und könnte mich endlich hier meiner Freiheit erfreuen, ohne daß die übernatürliche Wirkung ihrer Stimme, ihrer Briefe und ihre hundertfältige Versicherung, daß sie ohne mich nicht leben könne und daß ich sie elend mache, immer wieder meine ganze Existenz und all meine Vorsätze ins Wanken bringen."

Rosalie, die ihn seit seiner Kindheit kannte und vielleicht als die einzige seine Situation richtig verstand, wird jetzt seine Beichtigerin. Ihr schüttet er in langen und häufigen Briefen sein gequältes Herz aus. Ihr vertraut er seine Sehnsucht nach Frieden und Stille, seine Wünsche nach einer verständnisvollen, gütigen,

zartfühlenden Lebensgefährtin an — ein andrer armer Heinrich, der sich von einer reinen Jungfrau aus seelischen Gebresten erlösen lassen möchte. Freilich sind seine Ansprüche etwas weniger primitiv, als die des mittelalterlichen Ritters, und die Aufgabe, die er der klugen Base stellte, klingt nicht eben einfach: „Finde mir jemand, der reich genug ist, daß ich nicht mehr arm bin, frohlaunig genug, um unter meinen Anwandlungen von Trübsinn nicht zu leiden, gemütvoll genug, um meinen guten Willen, sie glücklich zu machen, anzuerkennen, verständig genug, um mich ganz zu begreifen, ruhig genug, um ein streng zurückgezogenes Leben auszuhalten, weltgewandt genug, um sich in Gesellschaft nicht lächerlich zu machen, anständig genug, um mir treu zu bleiben, empfindungsvoll genug, um mich mit Leidenschaft zu lieben, beherrscht genug, um diese Leidenschaft stets nur zur richtigen Zeit zu zeigen, und überdies gebildet, von sanftem Charakter und angenehmer Erscheinung.“

In der Tat schlägt ihm Rosalie eine junge Dame vor, die er kennt und die diesen Eigenschaften ungefähr entspricht, aber unglücklicherweise gehört sie der Neckerschen Verwandtschaft an, und Benjamin weiß, daß Frau von Staël sofort davon erfahren und alle Hebel in Bewegung setzen würde, eine solche Verbindung zu verhindern. Die Vermögensfrage stellt er nicht in den Vordergrund, obwohl sein Einkommen nicht mehr erheblich ist: sein Haus in Les Herbages, in dem er sich vier Dienstboten und zwei Pferde hält, nebst zehntausend Francs Rente genügen ihm zum Leben, eine Mitgift käme somit nur seiner Frau und ihren eigenen Bedürfnissen zugute. Aber wie die Dinge liegen, könnte nur ein ganz plötzlicher Entschluß, eine Überrumpelung, ein

fait accompli die Verwicklung lösen. Und davon, selbst wenn er sich über seine Wahl klar wäre, hält ihn jetzt noch eine ebenso ritterliche als freundschaftliche Rücksicht auf Frau von Staëls derzeitige kritische und aus politischen Gründen bedrohte Lage zurück. Sie hat, dies weiß er am besten, in dieser Lage ihre ganze Ruhe, Besonnenheit und Selbstbeherrschung nötig und Anspruch auf die ungeschmälerte Hilfe ihrer Freunde. „Provoziere ich sie jetzt," setzt er Rosalie auseinander, „so wird sie bei der Heftigkeit ihrer Natur alle die Kräfte, die sie für sich selbst braucht, gegen mich mobil machen; sie wird sich hinreißen lassen, sich bloßstellen, sich vor der Welt ins Unrecht setzen, und ihre zahlreichen Feinde, von denen viele sie nur um meinetwillen hassen, werden daraus Nutzen ziehen." Aus dieser Erwägung heraus sucht er ihr ihr seelisches Gleichgewicht zurückzugeben, schreibt er ihr so ruhig und beruhigend als möglich. „Ich sage ihr keine Unwahrheit," entschuldigt er sich etwas sophistisch, „ich sage ihr nur nicht die volle Wahrheit." Aber damit wird seine Situation auf die Dauer nicht haltbarer, und er fühlt sich von aller Welt falsch beurteilt, von ihren Freunden, weil er ihr Kummer verursacht, von ihren Gegnern, weil er seine zweifelhafte Stellung als „amant à titre" nicht aufgibt. „Es geht mir, wie es mir hundertmal im Leben ergangen ist," gesteht er sich mit einiger Bitterkeit, „man verdammt mich um des Guten willen, das ich tun, und um der Schmerzen willen, die ich anderen ersparen wollte."

Frau von Staëls Lage hatte sich mittlerweile nicht verbessert, und die Aufnahme, die ihre „Delphine" bei der bonapartistischen Kritik in Paris gefunden hatte, hätte ihr zeigen können, woran sie war. Der Erste Kon-

sul selbst, der in dem Roman ein Pamphlet gegen die Ehe und ein Plaidoyer für die Ehescheidung zu sehen geneigt war, empfand das Buch in dem Moment, wo er selbst seiner Ehe mit Josephine nachträglich den kirchlichen Segen geben ließ und wo der Abschluß des Konkordats bevorstand, als unbequeme Störung seiner Kreise und ließ seine Konfiskation und die Ausweisung der Verfasserin aus Frankreich in Aussicht stellen. Diese hielt sich denn auch aus Vorsicht noch während des Jahres 1803 bis zum Spätsommer in Coppet zurück, mit der Erziehung ihrer drei Kinder, die sie selbst unterrichtete, und der Pflege ihres Vaters beschäftigt, den sie mit einer an Idolatrie grenzenden Verehrung umgab, und im Verkehr mit den in Genf vorübergehend oder dauernd weilenden Freunden, von denen besonders der junge Historiker Sismondi und der vielgereiste schweizerische Schriftsteller Bonstetten, Matthisons Duz- und Herzensbruder, um diese Zeit Stammgäste in Coppet zu werden begannen. Aber dieser kleine Verkehrskreis konnte ihr auf die Dauer Paris nicht ersetzen, Paris, wo sie geboren und erzogen war und in dessen geistigem Fluidum sie sich allein in ihrem Lebenselemente fühlte.

Sie glaubte sich von Bonaparte vergessen, zum mindesten nicht mehr beachtet, als sie endlich im August in Mafliers, fünf Stunden von Paris, wieder dauernden Aufenthalt nahm, wo sie sich gleichzeitig in nächster Nähe von dem Landgute Benjamins wie von der Besitzung ihrer Freundin Juliette Récamier befand. Aber schon wenige Wochen später erfuhr der Erste Konsul — dank einer Denunziation der intriganten und aus literarischem Ehrgeiz eifersüchtigen Madame de Genlis — von ihrer Anwesenheit und ließ ihr den gemessenen Befehl

erteilen, sich binnen vierundzwanzig Stunden aus Paris und dessen Umgebung im Umkreis von vierzig Meilen zu entfernen. Dies war der Beginn einer Verbannung, die länger als zehn Jahre unerbittlich aufrecht erhalten werden sollte und für deren Aufhebung sich alle Bemühungen, auch die von Lucien und Joseph Bonaparte, erfolglos erwiesen. Es war die bitterste und empfindlichste Strafe, mit der Bonaparte seine mehr geargwöhnte als wirkliche Gegnerin treffen konnte, und die seiner Genialität so unwürdige Kleinlichkeit, mit der er dieses Opfer seines Hasses in der Folge quälen und verfolgen zu lassen imstande war, wird immer ein Flecken auf seinem Charakterbilde bleiben.

In dieser verzweifelten Verfassung nach Coppet zurückzukehren, erschien der Vertriebenen das Unerträglichste: sie entschloß sich kurzerhand, statt dessen eine schon früher ins Auge gefaßte Reise nach Deutschland zu unternehmen, für das sie im Lauf der Jahre ein zunehmend starkes Interesse gefaßt hatte. Guter Aufnahme war sie dank vieler persönlicher Beziehungen dort sicher, und der Gedanke reizte sie, sich für die Brutalitäten des Ersten Konsuls durch den ehrenvollen Empfang an den Höfen alter und legitimer Dynastieen ostentativ entschädigt zu sehen, sich als eine von der brutalen Gewalt des Säbels vertriebene Königin im Reiche des Geistes feiern zu lassen. Den nötigen männlichen Schutz, dessen sie unterwegs für sich und ihre Kinder bedurfte, übernahm Benjamin Constant, der sich angesichts ihres Unglücks und der Härte, mit der man sie maßregelte, keinen Augenblick besann, seine eigene Ruhe und Bequemlichkeit zu opfern, alles liegen und stehen zu lassen und die Reise mitzumachen, auf der er bemüht war, durch die Entfaltung

seiner ganzen glänzenden Unterhaltungsgabe seine Begleiterin ihrer melancholischen und nervös überreizten Stimmung zu entreißen.

Der Weg ging über Châlons und Metz nach Frankfurt, wo die Familie des Bankiers Bethmann der berühmten Genferin Gastfreundschaft bot und ihr die Bekanntschaft der Frau Rat Goethe vermittelte. Von hier aus gedachte Benjamin ursprünglich, da er sie und die Ihrigen in Sicherheit wußte, die Rückreise anzutreten, um in seine ländliche Einsamkeit heimzukehren. Aber es kam wieder einmal anders, wie zumeist in seinem friedlosen Leben. Die Erkrankung der sechsjährigen Albertine am Scharlachfieber, durch die Frau von Staël in tödliche Angst versetzt ward, rief auch Benjamin von der kaum begonnenen Heimfahrt wieder nach Frankfurt zurück, und als die Gefahr für das Kind vorüber war, ließ er sich bestimmen, auch noch nach Weimar mitzukommen. Dort traf Frau von Staël am 13. Dezember — Herder lag eben im Sterben — ein, während Benjamin, der einen Abstecher nach Göttingen unternahm, um die dortige Bibliothek seiner Arbeit wegen zu benutzen, erst etwas später nachfolgte.

Sein „Journal intime“, das — soweit es der Öffentlichkeit vorliegt — mit der Ankunft in Weimar einsetzt und das eigentlich nur ein Tagebuch auf das Jahr 1804 ist, denn mehr als die Hälfte seines Umfangs entfällt auf dies Jahr allein, hat die Eindrücke fixiert, die er auf dem klassischen Boden der kleinen Ilm-Residenz empfing. Goethe selbst übte zunächst noch keineswegs die überwältigende Wirkung eines weltumfassenden, inkommensurablen Geistes auf ihn aus. „Scharfsinn, Selbstgefühl, hochgradige physische Reizbarkeit, Ge-

dankenreichtum, dazu ein schönes Auge und etwas verfallene Gesichtszüge," ist alles, womit er ihn nach der ersten Begegnung charakterisiert. Auch im Gespräch vermag er sich anfangs nicht recht mit ihm zusammenzufinden, als es sich um religiöse und philosophische Dinge dreht; besonders daß Goethe aus einer gewissen Sympathie für den Katholizismus kein Hehl macht, berührt ihn peinlich. Er liest den „Faust" wieder, findet darin eine Verspottung des ganzen Menschengeschlechts und aller Wissenschaft und begreift nicht, daß die Deutschen an diesem Gedicht eine unerhörte Tiefe bewundern; ihm scheint es weniger wert, als — der Vergleich ist etwas bitter — Voltaires „Candide": ebenso unmoralisch wie dieser, aber weniger leicht genießbar, minder reich an genialem Witz, dafür stellenweise bedeutend geschmackloser. (Schon sechs Jahre früher, als Goethe seinen „Wilhelm Meister" der ihm damals noch unbekannten Frau von Staël schickte, hatte Constant diesen Roman langweilig gefunden.) Aber mit dem häufigeren Zusammensein wächst sein Respekt, sein Verständnis, seine Bewunderung für Goethes Größe mehr und mehr. „Er ist doch ein ungemein geistvoller Kopf, reich an Einfällen, tiefen Gedanken und neuen Ideen," lautet ein späteres Urteil des Tagebuchs, „freilich alles andere eher als ein Gemütsmensch (le moins bonhomme que je connaisse). Als wir von ‚Werther' sprachen, meinte er: ‚Was dies Buch gefährlich gemacht hat, war, daß es die Schwäche als Stärke erscheinen lassen möchte. Aber wenn ich etwas schaffe, wozu's mich treibt, frage ich herzlich wenig den Folgen nach. Gibt es Narren, denen die Lektüre den Kopf verdreht, dann um so schlimmer für sie!'" Noch zehn Tage später, nach einem mit Goethe und

Schiller zusammen verbrachten Abend, fühlt er sich vollends hingerissen und notiert: „Ich kenne niemand auf der Welt, der über so viel heitere Anmut, Scharfsinnigkeit, Urteilskraft und Weitblick verfügt wie Goethe.“

Außer im eigenen Hause traf dieser mit ihm mehrfach bei der greisen Herzogin Amalia zusammen, einmal empfing Constant seinen Besuch bei sich, einmal machten beide einen längeren gemeinsamen Spaziergang. Welchen Eindruck der Besucher seinerseits auf Goethe machte, hat dieser selbst später in den Tag- und Jahresheften von 1804 verzeichnet. „Mit Benjamin Constant,“ heißt es dort, „wurden mir gleichfalls angenehme, belehrende Stunden. Wer sich erinnert, was dieser vorzügliche Mann in den folgenden Zeiten gewirkt, und mit welchem Eifer derselbe ohne Wanken auf dem einmal eingeschlagenen, für recht gehaltenen Wege fortgeschritten, der würde ahnen können, was in jener Zeit für ein würdiges, noch unentwickeltes Streben in einem solchen Manne gewaltet. In besonderen vertraulichen Unterredungen gab er seine Grundsätze und Überzeugungen zu erkennen, welche durchaus ins Sittlich-Politisch-Praktische auf einem philosophischen Wege gerichtet waren. Auch er verlangte das gleiche von mir; und wenn ihm auch meine Art und Weise, Natur und Kunst anzusehen, nicht immer deutlich werden konnte, so war doch die Art, wie er sich dieselbe redlich zuzueignen, um sie seinen Begriffen anzunähern, in seine Sprache zu übersetzen trachtete, mir selbst von dem größten Nutzen, indem für mich daraus hervorging, was noch Unentwickeltes, Unklares, Unmittelbares, Unpraktisches in meiner Behandlungsweise liegen dürfte.“

Von Schillers Persönlichkeit gewinnt Constant einen sympathischen Eindruck, nur ist er ihm neben dem Universalgeist Goethes etwas zu ausschließlich und im einseitigen Sinne Dichter. Er hört ihn eines Abends im kleinen Kreise bei sich zu Hause zwei Szenen aus dem eben vollendeten „Wilhelm Tell" vorlesen und stellt in seinem Tagebuche Betrachtungen darüber an, was ein französischer Dramatiker an Tells Monolog wahrscheinlich anders gemacht haben würde. Das Stück selbst, das er nachher im ganzen liest, befriedigt ihn nur teilweise, der Charakter Tells scheint ihm der einzig wirklich geglückte. In näheren Verkehr tritt er sonst noch mit Wieland, dessen besondere Merkmale er in seiner Liebenswürdigkeit, seinem französischen Esprit, seiner philosophischen Kühle und seiner Ungläubigkeit in religiösen Dingen findet, mit Johannes von Müller und mit dem Archäologen und Kunsthistoriker Karl August Böttiger (Goethes verhaßtem „Servibilis"), der ihm und Frau von Staël vielfach gefällig war und sich gelegentlich brieflich über Constants Erscheinung in Weimar dahin aussprach: „Constants Haupttalent zur geselligen Unterhaltung besteht in einer gewissen ironischen Trockenheit oder trockenen Ironie, wobei er weit weniger zu wissen zuzugeben oder einzusehen scheint, als es wirklich der Fall ist. Sein ganzes Äußeres kommt ihm dabei sehr zu statten. Er ist von langer hagerer Figur mit ziemlich schmalen Backen, doch mit den Zeichen der Jugend. Er trägt dabei in jeder Sozietät eine Brille auf der Nase und erscheint dadurch immer wie in einer halben Maskerade. . . . Der Frau von Staël ist er mit der reinsten Liebe zugetan, und er wäre fähig, ihr alles aufzuopfern, ja selbst allen Ansprüchen auf ihre

Hand zu entsagen, wenn sich ein Mann fände, der sie ganz glücklich machen könnte."

Diese biederherzige Bemerkung, die für den Wissenden eines komischen Anstrichs nicht entbehrt, zeigt gleichwohl, wofür auch andere Zeichen sprechen, daß Constants Ansehen in der Gesellschaft Weimars unter der für jeden andern etwas zweideutigen Stellung eines Cicisbeo nicht zu leiden hatte. Und wenn er auch hinter der blendenden und rauschenden Erscheinung seiner berühmten Reisegefährtin mehr zurücktrat, so fiel er dafür auch — zumal er fließend Deutsch sprach — den Einheimischen nicht durch eine ähnliche Unruhe, Überlebhaftigkeit und Unersättlichkeit im Debattieren auf die Nerven, wie Frau von Staël, die in ewiger Bewegung war, alles wissen, immer brillieren wollte und schon allein durch die ungemeine Schnelligkeit ihres Sprechens ihre Zuhörer derart strapazierte, daß Schiller nach ihrer Abreise in den Stoßseufzer ausbrechen konnte: es sei ihm zumute, als habe er eine schwere Krankheit überstanden.

Über den gesellschaftlichen Verpflichtungen vernachlässigt Constant auch in Weimar die Arbeit an seinem wissenschaftlichen Werke nicht. Er studiert dafür verschiedene religions- und sagengeschichtliche Werke, vertieft sich in die Schriften Herders, für den er sich begeistert, beschäftigt sich mit Schellings Ästhetik, an deren französischer Übersetzung Frau von Staël um diese Zeit zu arbeiten begann, erfreut sich an der idyllischen Einfalt von Vossens „Luise" und findet noch die Zeit, den Moderoman „Valérie" der Frau von Krüdener zu lesen, die sich im vorangehenden Jahre in Genf mit Frau von Staël angefreundet hatte. Daneben nimmt ihn die weitere schriftliche Ausarbeitung seines eigenen Werkes

in Anspruch, die Lektüre von Broschüren und Zeitschriften, nicht zuletzt auch der öftere Besuch des Hoftheaters, wo er unter anderen mit besonderem Mißvergnügen Kotzebues „Hussiten“ spielen sieht. Er findet das Stück, dessen Autor ihm auch menschlich antipathisch war, schlechthin widerwärtig; ebensowenig kann er den Schauspielen Ifflands, des „deutschen Mercier“, Geschmack abgewinnen, die er für trivial und in ihrer sentimentalen Idealisierung der Frauen für überspannt erklärt.

Anfang März setzte endlich Frau von Staël die um Benjamins willen so lang als möglich aufgeschobene Weiterreise nach Berlin fort. Er gab ihr noch bis Leipzig das Geleit und trat dann selbst die Rückreise an. Der Abschied von Weimar, zu dem ihn die Sorge um sein verlassenes Besitztum und Familienangelegenheiten nötigten, fiel ihm aufrichtig schwer. Seine außerordentliche Sympathie für deutsches Wesen, deutsches Wissen, deutsche Gründlichkeit hatte in der geistigen Atmosphäre der thüringischen Residenz noch bedeutend zugenommen. Dazu kam die durchaus ehrenvolle Aufnahme, die ihm zuteil geworden war. Der Herzog selbst, der schon Constants Vater von Holland her kannte, hatte sich ihm wohlgesinnt erwiesen und ihm seine Kabinettsbibliothek zur Verfügung stellen lassen. Von den Damen der Hofgesellschaft war ihm besonders die muntere kleine Göchhausen, (die ihn in manchem, auch in der Gestalt, an seine Cousine Rosalie erinnern mochte) eine gute Freundin geworden. Der alte Wunsch, sich auf deutschem Boden dauernd niederzulassen, wo er der ersehnten Ruhe gewiß war und wo ihm für seine Zwecke ganz andere literarische Hilfsmittel zu Gebote standen, hatte sich wieder eingenistet, und er verließ Deutschland mit der

Vous avez eu la bonté de m'offrir
hier votre place au parterre, si
Schiller ne pouvoit pas m'en
procurer une à l'orchestre, et vous
m'avez assuré que cela ne vous dé=
rangeoit point, parce que vous
comptiez dans tous les cas aller dans
votre loge. Schiller me fait dire qu'on
ne pourra rien voir de l'orchestre, à
cause des Musiciens. Veuillez me faire
savoir si vous persistez dans vos
bonnes intentions, et si cette com=
plaisance ne vous contrarie en
rien. Faites moi dire aussi quand
je pourrai vous voir encore une
fois, car je voudrais jouir de cet
extrême plaisir, et malheureuse=
ment je pars après demain

Admiration et attachement
sincere. B Constant.

Brief Constants an Goethe (Weimar 1804)
Original im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar

festen Absicht, im folgenden Winter dahin zurückzukehren.

Seine Angehörigen in der Schweiz hatten ihn mit sehr gemischten Gefühlen als Ritter und Gefolgsmann Frau von Staëls über den Rhein ziehen sehen. Von Frau von Nassau sowohl als von Rosalie, die ihn vor dieser Reise seiner fast zehnjährigen Vasallenschaft endlich entronnen geglaubt hatten, blieben ihm Vorwürfe seiner vermeintlichen Schwäche und Rückfälligkeit halber nicht erspart. Diesmal aber durfte er solche Anklagen mit gutem Gewissen von sich weisen. „Weshalb um alles in der Welt wirft man mir Charakterschwäche vor?“ schreibt er von Weimar aus seiner Tante nach Lausanne. „Dieser Anklage sind wohl alle aufgeklärten Menschen zeitweilig ausgesetzt, weil sie die Dinge von zwei, oder richtiger gesagt, von hundert Seiten sehen und nicht einseitig Partei nehmen. Aber darin liegt ihre Einsicht, nicht ihre Schwäche. Ich fühle mich heut tatsächlich von jeder Schwäche frei; ich habe meinen Charakter sehr genau geprüft, ich kenne ihn und suche ihm die besten Seiten abzugewinnen, anstatt ihm Gewalt anzutun wie einem Pferd, das man absolut zu einer seiner Natur fremden Gangart zwingen will. Was ist denn geschehen? Ich hatte vergangenen Winter Gelegenheit, jemandem einen sehr großen Dienst und eine sehr große Wohltat zu erweisen; diese Gelegenheit habe ich ohne Besinnen wahrgenommen: ich habe also nur eine gute Handlung vollbracht und bin keineswegs schwach gewesen.“

Auch Rosalie gegenüber wehrte er sich energisch seiner Haut und suchte ihr begreiflich zu machen, daß er ein Unmensch hätte sein müssen, wenn er Frau von Staël

der Hilf- und Schutzlosigkeit, in der sie sich im Moment ihrer Verbannung befand, einfach überlassen hätte. „Mein Gewissen sagt mir, daß ich nicht nur eine Pflicht erfüllt, sondern auch einem gütigen und vornehm denkenden Wesen einen wichtigeren Dienst erwiesen habe, als wenn ich ihr das Leben gerettet hätte. Ich darf also durchaus mit mir zufrieden sein, auch dann noch, wenn sich für mich selbst aus meinem Verhalten Unzuträglichkeiten ergeben sollten. Als Beweis dafür, daß ich nicht schwach bin, mag es gelten, daß ich in spätestens einem Monat bei euch zu sein gedenke.“

Die Reise ging mit längerem Aufenthalt in Gotha, wo der geistvolle Erbprinz ihn zur Tafel zog, und Frankfurt, wo ihn eine Vorstellung von „Emilia Galotti“ zu seinem Erstaunen völlig kalt ließ, zunächst nach Ulm, wo ein Wiedersehen mit den alten Freunden Ludwig und Therese Huber gefeiert wurde. Sein mangelhafter Gesundheitszustand, Unbilden des Wetters, schlechte Wege und eine allgemeine seelische Verstimmung, über die er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, bedrückten ihn. Er schafft sich unterwegs einen kleinen Hund an, nur um während der langen Wagenfahrten etwas Gesellschaft und Aufheiterung zu haben, und liest in einem Zuge ein halbes Dutzend Tragödien von Sophokles und Euripides. . . . In seinem Tagebuch legt er sich die Frage vor, was die Ursache seiner Depression sein könnte. „Habe ich wirklich so sehr die Herrschaft über mich selbst verloren? Liegt denn nicht mein Schicksal ganz in meiner Hand? Habe ich nicht meine Arbeitskraft in einem mir selbst unerwarteten Grade wiedergefunden? Nur am Willen fehlt es mir, um glücklich zu sein. . . . Drei Entschlüsse müßte ich fassen, um es zu werden: mich aus-

schließlich literarisch zu beschäftigen; mich den Angelegenheiten fernzuhalten, von denen ich mich durch ein absolut einwandfreies Verhalten losgelöst habe; und mich ganz in einem Lande niederzulassen, in dem ich den nötigen Grad von Aufklärung, Sicherheit und Unabhängigkeit finde. Dies ist alles, was mir nottut. Darauf allein will ich jetzt alle meine Anstrengungen richten. Ich will und muß ein Mittel finden, mein Leben ganz im Literarischen zu verankern. In ihm werde ich mein volles Genüge finden. Was ich bereits weiß und was ich noch lerne, schafft mir ausreichende Befriedigung. Mit den Werken der Griechen schon allein könnte ich hundert Jahre alt werden."

Und etwas später: „. . . Es gibt gewisse Dinge in meiner gegenwärtigen Situation, die mich mißstimmen. Aber ich sage mir: alle Situationen tragen ihre geheimen Unerfreulichkeiten in sich, die man erst dann zu beurteilen vermag, wenn man sich selbst darin befindet. Mein Charakter bringt mich immer in Konflikt zwischen meinem Interesse und den Forderungen des Zartgefühls und der Gerechtigkeit. Daher kommt es, daß ich in den Augen der Welt so selten das Recht auf meiner Seite habe. Wer im Urteil der Öffentlichkeit anderen gegenüber Recht erhalten und Zustimmung ernten will, muß entweder hartherzig oder ungerecht oder ein Schwachkopf sein. Ist man hartherzig, so profitiert man von allen Vorteilen, ohne sich durch das Unglück anderer Leute stören zu lassen. Ist man ungerecht, so macht man sich alle Feinde seines Gegners zu Parteigängern, die dabei einen sehr viel größeren Eifer entwickeln, als unsere eigenen Freunde. Ist man ein Schwachkopf, so hat man sämtliche anderen Schwachköpfe auf seiner Seite,

und deren Zahl ist Legion.“ Immer wieder erscheint ihm Deutschland als die beste Zufluchtsstätte. „Nur dort,“ versichert er sich selbst, „werde ich die Anregungen und den Mut finden, das Werk zu vollenden, das jetzt der einzige Trost und das einzige Ziel meines Lebens ist.“

Über Schaffhausen und Lenzburg traf er nach dreiwöchiger Reise endlich in Lausanne ein. Aber kaum dort angelangt, empfing er die Nachricht, daß in Coppet am 10. April Necker seinen Leiden erlegen sei. Niemand wußte besser als er, welch niederschmetternde Wirkung dies Ereignis auf Frau von Staël haben mußte, doppelt niederschmetternd, da sie die Nachricht in weiter Entfernung von der Heimat und den Freunden erreichte. Und sofort stand sein Entschluß fest: die eben zurückgelegte, lange und beschwerliche Reise noch einmal zu machen, um ihr in der fassungslosen Gebrochenheit, in der er sie jetzt im voraus schon wußte, nahe und eine Stütze zu sein. An Neckers Bahre in Coppet kommt es ihm zum Bewußtsein, daß er eigentlich der einzig wirklich Trauernde unter allen Leidtragenden ist. „Ich weiß niemand außer mir,“ vertraut er seinem Tagebuche an, „der sich so leicht dazu bringen läßt, für andere mehr und stärker zu fühlen, als für sich selbst; das Mitleid nimmt mich hin, und der Kummer, der sich allmählich abschwächen würde, wenn es sich nur um mich persönlich handelte, erneuert sich immer wieder durch die Vorstellung, daß nicht ich es bin, der des Trostes bedarf. Mein eigenes Leid überwinde ich nicht so sehr durch eigene Kraft als durch meine geistige Beweglichkeit. Ich besitze manche vortreffliche Eigenschaft — Stolz, Großmut, Aufopferungsfreudigkeit — aber ich bin mir selbst

gegenüber nicht zuverlässig. In mir leben zwei Naturen, von denen immer eine die andere beobachtet und sehr wohl weiß, daß diese Zuckungen des Schmerzes nur vorübergehend sind. In diesem Augenblick zum Beispiel bin ich voller Trauer, und doch, wenn ich wollte, wäre ich schon im nächsten Moment — ich will nicht sagen, getröstet, aber doch derart von meinem Schmerz abgelenkt, daß ich ihn nicht mehr empfände. Aber ich will es nicht, weil ich weiß, daß Frau von Staël jetzt nicht nur meines Trostes, sondern auch der Gemeinschaft meines Schmerzes bedarf."

Wieder geht die wochenlange Fahrt über Schaffhausen und durch Württemberg nach dem Herzen Deutschlands, diesmal in Begleitung Sismondis, der sich aus Anhänglichkeit für Frau von Staël angeschlossen hat. „Nichts Melancholischeres," sagt das Journal intime, „als genau dieselben Strecken und Orte wieder zu passieren, die man kurz vorher mit ganz anderen Gedanken beschäftigt durchfahren hat. Und was erwartet mich diesmal? Die Aussicht, die Frau, die meinem Herzen am nächsten steht, in einem Abgrund der Verzweiflung wiederzufinden! Ich sehe im Geist, wie die unbarmherzige Faust des Schicksals sich allmählich auf sie herabsenkt, um sie mit der schrecklichen Gewißheit, die ihrer wartet, zu Boden zu schmettern; ich kann keine Stunde schlagen hören, ohne zu denken, daß damit dieser furchtbare Moment für sie wieder näher gerückt wird. Meine Lage gleicht dem Vorgefühl einer Hinrichtung, die auf eine bestimmte Stunde angesetzt ist. . . . Es scheint meine Schickung zu sein, daß ich meine Gesundheit und meine Begabung aufbrauche, ohne weder Befriedigung noch Erfolg davon zu haben. Indessen, der Zeitpunkt ist noch

nicht vorüber, wo ich den Rest meines Lebens noch sicherstellen und die Schaffensfähigkeit noch dazu benutzen kann, der Nachwelt einige Spuren von mir zu hinterlassen. Vorläufig drängt es mich, meiner unglücklichen Freundin zu Hilfe zu eilen. Aber wie auch immer ihre künftige Existenz sich gestalte, die meinige kann nur noch in voller Unabhängigkeit dem literarischen Beruf gehören. Ich muß das festhalten, denn mit fünfzig Jahren würde ich es schwer bereuen, wenn ich mir keinen Namen gemacht haben sollte. In Genf und der Schweiz überhaupt fehlen mir die Hilfsmittel, und der Wetteifer Gleichgesinnter; und wenn ich in Frankreich aufkommen will, muß ich zunächst ein Werk von Bedeutung geschaffen haben. Das ist unmöglich, wenn ich die bisherige Lebensweise fortsetze. Darum: Weimar, Weimar, eine gute Bibliothek, nur so viel äußere Zerstreuung, als nötig ist, um ihrer auch ohne Bedauern entraten zu können, geregelte Finanzverhältnisse und Ruhe, endlich Ruhe! Das Gefühl erfüllter Pflichten ist ein wunderbares Stärkungsmittel und läßt jede Art Mißgeschick nur noch halb so schwer erscheinen. Nur die Unentschlossenheit ist unser Marterpfahl*), und gegen sie schützt uns einzig die fest umgrenzte Pflicht. . . .“

Während seine Gedanken dem Ziel der traurigen Fahrt entgegeneilen, ahnt er schon, daß dieser neue Zwischenfall neue Komplikationen in seinen Beziehungen zu derjenigen hervorrufen wird, der seine Reise gilt. „Sehr leidenschaftlichen Naturen ergeht es ähnlich wie den Fürsten,“ grübelt er. „Man täuscht sie, ohne es zu wollen, nur weil man durch offenherziges Sprechen einen

*) Wörtlich dieselbe Wendung enthält ein gleichzeitiger Brief an Frau von Nassau.

Ausbruch zu entladen fürchtet. Zu dieser Betrachtung gibt mir gerade jetzt meine arme Freundin de Staël den Anlaß. Die Überlegenheit ihres Geistes und die heftige Erregbarkeit ihres Temperaments haben ihre Umgebung derart gezügelt, daß man ihr nichts frei heraus sagt, womit man ihr wehzutun besorgen muß. Und diejenigen, die sie lieb haben, machen sich selbst alle möglichen Illusionen, um sie mit gutem Gewissen zufrieden stellen zu können. So hat sich zum Beispiel alles beeifert, sie über den Gesundheitszustand ihres Vaters durch Beruhigung zu täuschen: die Folge dieser Willfährigkeit wird jetzt nur ein um so grausamerer Schmerz sein."

In Weimar traf er mit Frau von Staël, die auf die Nachricht von einer Erkrankung ihres Vaters aus Berlin abgereist war, zusammen: dem klugen und zartfühlenden Fräulein von Göchhausen fiel die schwere Aufgabe zu, der Verstörten die volle Wahrheit zuerst zu sagen. Ihr Schmerz war konvulsivisch, fassungslos, und die Fülle der Kondolenzen war nicht dazu angetan, ihn zu lindern. In Constant regte sich eine förmliche Empörung über die banale Zudringlichkeit und Leere der gesellschaftlichen Phraseologie, mit der man die Trauernde überschüttete. „Das nennt die Welt Gefühl!" ruft er aus. „Es wundert mich nicht, daß man mir so oft vorwirft, keines zu haben. Offenbar versteht man unter diesem Wort allgemein etwas Anderes, als was ich darunter verstehe."

Außer ihm und Sismondi war jetzt noch August Wilhelm Schlegel an ihrer Seite, den sie sich auf Goethes Empfehlung in Berlin als Erzieher ihrer Kinder verpflichtet und der sich ihr von dort aus gleich angeschlossen hatte. Constant fand in ihm einen ausgezeichneten

Literaturkenner und einen Mann von Geist, aber, wie ihm gleich von Anfang an schien, nicht frei von Dünkel und in seinen Ideen völlig von Schellings Naturphilosophie beeinflußt, der er selber kühl ablehnend gegenüberstand. In Würzburg, das man kurz nachher auf der gemeinsamen Rückreise nach Coppet passierte, sollte er übrigens Schellings persönliche Bekanntschaft machen, über die er in seinen Aufzeichnungen bemerkt: niemals habe ein Mensch einen ähnlich unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht. „Ein kleiner Mann, hochnäsig, mit kaltem, stechendem, unruhigem Blick, geringschätzigem Lächeln, harter Stimme, dabei wortkarg und von einer gewissen überlegenen Art des Zuhörens, die mehr auf Übelwollen als auf Höflichkeit deutet: der menschliche Gesamteindruck der eines schlechten Charakters, der geistige der einer Mischung von französischer Geckenhaftigkeit und deutscher Metaphysik."

Nach Möglichkeit suchten die drei Reisegefährten Frau von Staël in ihrem großen Schmerze zu zerstreuen, und manche Disputation zwischen Constant und Schlegel über literarische und philosophische Streitfragen mag vorab diesem Zwecke gedient haben. Auch diesmal suchte Benjamin in Ulm die Hubers auf, und er berichtet, daß Therese ihm bei der Gelegenheit eine Heirat mit ihrer Tochter Therese Forster nahe gelegt habe. Dem jungen Mädchen, das damals schon seit Jahren in Colombier als Stütze der Frau von Charrière lebte, wurden auch wirklich alle guten Eigenschaften nachgesagt, aber Constant fand den Moment zu solchen Erörterungen schlecht gewählt und erinnerte sich überdies, daß er vor genau fünfzehn Jahren mit seiner ersten Frau vor den Altar getreten war — „wie einst im Mai". Über Zürich und



Schloß Coppet bei Genf

Bern kam die kleine Karawane endlich Mitte Mai wieder in Coppet an, wo Frau von Staël nun mit der Sinnfälligkeit des erlittenen Verlustes dessen ganze Größe erst empfand und sich ihrer Trostlosigkeit mit dem vollen Ungestüm ihres leidenschaftlichen Temperamentes hingab. Jeder Gedanke an eine Trennung wäre Benjamin jetzt als ein Verbrechen erschienen: er vertagte alle seine Vorsätze — und blieb.

X

Zwischenspiel

Wie es ihrem Temperament entsprach, suchte Frau von Staël die Vergessenheit für ihren frischen Schmerz in um so regerem Verkehr mit ihren Freunden. Schlegel, das neue Mitglied des Hauses, Bonstetten und Sismondi, die im benachbarten Genf ansässig waren, bildeten von jetzt an und auf Jahre hinaus mit Constant das Stammquartett von Coppet, bekleideten in dem kleinen Hofstaat ihrer Königin ohne Land die vier Erzämter. Aber auch andere Freunde und Gäste kamen und gingen beständig, und Benjamin, dem seine Arbeit jetzt vor allem am Herzen lag, hatte Mühe, in dieser geistig absorbierenden und zerstreuenden Umgebung seine Gedanken zu sammeln, die durch die Unterbrechungen der langen Reise verlorenen Fäden wiederzufinden. Unter dem Vorwande, die Bibliothek in Lausanne benutzen zu müssen, zog er sich für eine Weile dorthin zurück; die Beflissenheit seiner Verwandten jedoch, ihm mit weisen Ratschlägen und Heiratsprojekten zuzusetzen — diesmal handelte es sich zur Abwechslung um seine zwanzigjährige Cousine Antoinette de Loys — trieb ihn bald wieder nach Coppet zurück, wo er sich vergleichsweise doch noch heimischer fühlte.

Das Tagebuch floriert um diese Zeit: nahezu die Hälfte des ganzen gedruckten „Journal intime“ entfällt auf die Spanne vom Sommer bis zum Ende des Jahres

1804. Es füllt sich mit Notizen über eine erstaunliche Menge gelesener und exzerpierter Bücher, vorzugsweise griechischer Klassiker, mit Meditationen über den eigenen Charakter, über die Ehe, über die Menschen des näheren Umgangs, mit geistreichen Aphorismen, seufzenden Fragen, melancholischen Reminiszenzen an frühere Erlebnisse und wird so zum Seelenspiegel eines gegen sich selbst bis zur Grausamkeit aufrichtigen Menschen, den die eigene Unentschlossenheit stets nur von der Hand in den Mund leben, das Gestern dem Heute, das Heute dem Morgen opfern läßt. Einem mit wachen Sinnen liegenden Scheintoten gleich fühlt und beobachtet er genau, was in ihm vorgeht, ohne die Kraft zu finden, seine Lage zu ändern. Immer mehr zieht er sich in sich selbst zurück und gewöhnt es sich ab, anderen sein Inneres zu zeigen. Immer herbstlicher wird die Stimmung zwischen ihm und „Minette", — wie das Journal die alternde Frau mit dem ihr von Necker einst gegebenen Kindernamen etwas ironisch nennt — und unter vier Augen fallen bittere, stechende Worte, die sich gelegentlich zu stundenlangen Gewitterszenen steigern und bis zum grauenden Morgen hinziehen. An solchen Tagen dünkt ihm in der Erinnerung selbst die Braunschweiger Zeit noch wie ein Paradies, zumal die letzten Jahre, wo er zwar die Aufregungen seines Scheidungsprozesses und die Gehässigkeiten der Gesellschaft auszustehen hatte, dafür aber wenigstens friedsame Stunden des Alleinseins mit seiner Arbeit genoß. Das späte Aufbleiben und lange Debattieren, das der Herrin des Hauses Bedürfnis war, zumal sie an Schlaflosigkeit litt und sich häufig mit Opium betäuben mußte, fällt ihm oft schwer genug. Seine ewig angegriffenen Augen leiden darunter noch mehr. „Es ist

klar," schreibt er mißvergnügt, „daß ich mich verheiraten muß, wenn ich beizeiten schlafen gehen will." Er versteht nicht, daß man von ihm nach einem zehnjährigen Verhältnis und nachdem sie beide den Vierzigen nahe sind, immer wieder Frühlingsgefühle und Leidenschaft verlangt und empört ist, wenn er gesteht, sie nicht zu besitzen. „De l'amour pétrifiée" hatte Frau von Staël selbst schon in Weimar andern gegenüber ihr Verhältnis zu ihm im Tone resignierten Scherzens genannt. . . .

Aber wenn Frau von Staël jene ungemeine weibliche Sensibilität und Schmerzfähigkeit besaß, in der ihr von ihren Zeitgenossinnen keine so wie Rahel Varnhagen verwandt war, so besaß Benjamin Constant in ungewöhnlich hohem Grade die Gabe, diese Schmerzfähigkeit nachzuempfinden, und der Gedanke, das bloße Vorgefühl dessen, was er der ihm menschlich trotz erloschener Flammen nächst- und höchststehenden Frau mit einem endgültigen Bruch angetan hätte, hielt ihn immer wieder wie ein kategorischer Imperativ von dem letzten Schritte zurück. Unter solchen Umständen erschien selbst seiner weltklugen Tante Frau von Nassau, die bis dahin seinen Beziehungen zu Frau von Staël gegenüber immer eine ablehnende Haltung eingenommen hatte, die Legitimierung des Verhältnisses durch eine Heirat als der vergleichsweise beste Ausweg, und sie selbst gab dem Neffen jetzt den Rat zu dieser Lösung der Dinge. Benjamin lehnte auch den Vorschlag seinerseits nicht ab, er verlangte nur — seiner alten Diplomatie getreu — einen Aufschub von vorläufig sechs Wochen: dann, Mitte Oktober, gedachte Frau von Staël nach Wien zu reisen, ein halbes Jahr dort zu bleiben, und im Verlaufe dieser Trennungszeit würde sich, so meinte er, die Lage so oder

so geklärt und es sich gezeigt haben, ob für sie und ihn auch dann noch eine Ehe wünschenswert erschiene. „Glauben Sie mir, liebe Tante," schrieb er, „es lebt in dieser Frau viel mehr Wahres, Gutes und Tiefes, als sich ahnen läßt. Es ist wirklich nicht gewöhnliche Schwäche, die mich so lange schon im Bann hält. Unter ihrer temperamentvollen Unbesonnenheit birgt sich eine im tiefsten Wortsinne gütige Natur. Schwäche allein hätte nicht zehn langen Prüfungsjahren stand gehalten, und das vielfach unterbrochene, aber zeitweilig unendlich große Glück, das sie mir geschenkt, hat mir die Überzeugung von ihrem großen persönlichen Wert gegeben."

Im Laufe des Sommers hatte er sich wieder in Genf selbst eingemietet und zur Schonung seiner Augen einen Sekretär genommen, dem er nun, so schwer ihm das fiel, an seiner Arbeit weiter diktierte. Ohne das hemmende Augenleiden glaubte er sie im Laufe des Winters endlich fertig stellen zu können; aber es ging mit diesem ewigen religionsgeschichtlichen Werke ähnlich wie mit dem Teppich der Penelope: was er an einem Tage geschrieben hatte, stieß er oft am nächsten wieder um. Ungefähr zwanzig verschiedene Grundpläne dafür lagen damals schon in seinem Pulte. Frau von Staël war um dieselbe Zeit mit der Biographie ihres Vaters beschäftigt, die Constants wärmste Bewunderung erregte und die er noch in späteren Jahren für das Beste erklärte, was ihrer Feder entstammte. Von den Weimarer Freunden erschien während des Sommers mehrfach Johannes von Müller in Coppet als Gast. Friedrich Schlegel, der damals gleichfalls längere Zeit zu Besuch dort weilte, erregte durch sein pfauenhaft eitles Gebaren Constants lebhaftes Unbehagen: er fand, daß seine philo-

sophischen Anschauungen „ebenso absurd“ seien, wie die seines Bruders, und daß beider Überzeugungen alle mehr in rein persönlichen und egoistischen Motiven wurzelten, besonders ihre Neigung für den Katholizismus, in dem er selbst jetzt und immer den Hort aller Reaktion zu sehen gewohnt war. Dabei blieb sein ästhetisches Urteil durch solche Anschauungen doch so wenig getrübt, daß er beispielsweise Tiecks „Sternbald“, den er auf Schlegels Empfehlung las, trotz dem katholisierenden Einschlag höchst eigenartig und anziehend fand. Auch hinderte ihn seine Meinung von Friedrich Schlegels Charakter nicht, dessen geistiger Bedeutung gerecht zu werden, ebenso wie der seines Bruders August Wilhelm, mit dem er in Coppet oft und lange über religionsphilosophische und andere Fragen zu diskutieren pflegte.

Aus der für Oktober geplanten Reise Frau von Staëls nach Wien wurde allerdings vorläufig nichts, dafür verwirklichte sie nun einen lange gehegten Lieblingswunsch und schickte sich im November zu ihrer ersten Italienfahrt an. Benjamin hatte mit wachsender Nervosität den Zeitpunkt herbeigewartet, der ihm die seit einem Jahr entbehrte Möglichkeit ungestörten Arbeitens und Alleinlebens zurückgeben sollte; er benutzte die letzten Wochen ihrer Reisevorbereitungen, um seinen Vater in seinem Juradorfe zu besuchen und ihm Rat und Tat in seinen stets entwirrungsbedürftigen Angelegenheiten zu leihen, und traf sich dann noch einmal mit Frau von Staël in Lyon, wo sie ihm vor der voraussichtlichen langen Trennung Lebewohl sagen wollte. Sie hatte Camille Jordan als Begleiter zu gewinnen gehofft, der aber ungalanterweise ablehnte; so blieb Schlegel ihr und ihrer Kinder alleiniger Reisemarschall. Vor

der Abreise aus Coppet hatte sie für alle Fälle ihr Haus bestellt und auch an Benjamin ein Kodizill in Briefform gerichtet, das ihm ihren letzten Willen ans Herz legte. „Freuen Sie sich für mich," begann das Schriftstück, das die ergriffene Stimmung seiner Verfasserin deutlich spiegelt, „wenn die Vorsehung mich vor Ihnen sterben lassen sollte: nach dem Tode meines Vaters wäre es mir unmöglich, auch noch den Ihrigen zu überleben." Und weiter hieß es: „Nehmen Sie sich meiner Kinder an! Ich habe auch sie brieflich gebeten, in Ihnen den Mann zu sehen, den ihre Mutter aus Herzenstiefe geliebt hat. Ach, dies Schicksalswort ‚geliebt' — was mag es in der andern Welt noch zu bedeuten haben?" Sachlich bestimmte der Brief, daß ein Haus der Rue neuve des Mathurins in Paris, das Frau von Staël und Constant zu gleichen Teilen gehörte — seine Tante Frau von Nassau hatte ihm durch ihre finanzielle Beteiligung den Ankauf ermöglicht — für seine Lebensdauer sein alleiniger Besitz sein, dann aber an ihre Tochter Albertine übergehen sollte. Zöge er vor, es zu verkaufen, so sollten die Zinsen des Kapitals ihm allein, dieses selbst nach seinem Tode Albertine gehören. Und die Schlußworte lauteten: „Leben Sie wohl, mein lieber Benjamin, ich hoffe zu Gott, daß Sie wenigstens bei mir sein werden, wenn ich sterbe. Meinem Vater habe ich die Augen nicht selber schließen dürfen — wollen Sie dafür die meinen schließen?"

Ende 1804, der Festrausch der Kaiserkrönung war eben verflogen, befand sich Benjamin wieder in Paris und teilte seinen Aufenthalt zwischen der Stadt und der Stille von Les Herbages. Die winterlich-öde Erstarrung der Natur auf dem Lande bedrückt ihn nicht, tut ihm

eher wohl und kommt seinem Bedürfnis nach Einsamkeit und Sammlung entgegen. Er sieht dort draußen niemanden bei sich, als hin und wieder den Ortsgeistlichen oder einen Gutsnachbar. In Paris dagegen — wo er übrigens trotz seiner offenkundigen Verbündung mit der verfehmten Frau von Staël keinerlei Belästigungen seitens der politischen Polizei erfährt — kann er sich einem regen freundschaftlichen Verkehr mit den früheren Bekannten nicht entziehen. Seiner mittäglichen Tischgenossenschaft gehört hier unter anderen der Publizist und Literaturkritiker Hochet an, ferner der junge Prosper de Barante, mit dem ihn fortan trotz dem Altersunterschied eine mehr als flüchtige Freundschaft verbindet, und der Lothringer Charles de Villers, der begeisterte Herold Kants und des deutschen Geistes überhaupt in Frankreich, der im Winter vorher in Metz mit Constant und Frau von Staël auf deren Reise nach Weimar zwei Wochen lang zusammen gewesen war. Er hatte seine Adoptivheimat bald nach der Revolution in Lübeck gefunden und war dort der intime Freund von Dorothea Rodde, geborenen Schlözer geworden und geblieben, deren Andenken sich weniger durch das Phänomen ihrer frühen Gelehrsamkeit, als durch Trippels Marmorbüste lebendig erhalten hat. Constant, der mit ihm auch in der Folge in Briefwechsel blieb, schätzte ihn aufrichtig hoch und lebte später in Göttingen mit ihm jahrelang in fast täglichem Verkehr. Weniger nahe standen ihm von Frau von Staëls Freunden die beiden Lyoner Camille Jordan und Degérando, denen er jetzt wieder begegnet. Von bedeutenden Ausländern treten zu dieser Zeit Alexander von Humboldt — Wilhelm war damals in Rom Frau von Staëls Berater — und der Däne Baggesen in sei-

nen Gesichtskreis: diesen lernt er im Salon der noch immer schönen Madame Condorcet kennen, mit der, wie schon erwähnt, sein Freund Claude Fauriel liiert war. Außer bei ihr bewegt er sich öfters in den Salons von Madame Pourrat, derselben, um deren Tochter willen er achtzehn Jahre früher seinen mißglückten Selbstmordversuch gemacht, von Sophie Gay, die ihrem späterhin berühmten Töchterchen nach Frau von Staëls Romanheldin den Namen Delphine gegeben hatte, von Madame Récamier, die ihm damals noch nicht gefährlich zu werden vermag, während die pikante Irländerin Madame Lindsay, bei der er sich noch dann und wann sehen läßt, längst wieder aufgehört hatte, ihm gefährlich zu sein. Folgenreicher sollte sich bald die Erneuerung der Bekanntschaft mit seiner einstigen Braunschweiger Freundin Charlotte von Hardenberg erweisen, die er jetzt in Paris als Gattin eines Vicomte Dutertre wiederfand und alsbald aufsuchte, nachdem er schon in den Jahren vorher verschiedentlich, zuletzt noch durch seine Cousine Rosalie, dies und jenes von ihr gehört hatte.

Von all diesen Frauen besaß vorläufig keine seine Sympathieen in annähernd gleichem Grade, wie Julie Talma, die er zu seinem Schmerz diesmal schon in sehr leidendem Zustande wiedertraf. Sie hatte während der letzten drei Jahre rasch nacheinander ihre drei Söhne verloren: der Tod des letzten, bei dessen Pflege sie sich aufrieb, hatte ihrer schwankenden Gesundheit den Todesstoß versetzt, und sie lag nun, von den Ärzten aufgegeben, monatelang in langsamer Auflösung. So oft er konnte und ihr Zustand es erlaubte, weilte Benjamin, manchmal halbe Tage und Nächte, in ihrem Krankenzimmer, denn ihr klares Bewußtsein verließ sie bis zur letzten

Minute nicht, und als sie, seine Hand in der ihrigen, ihr Leben verhaucht hatte, war er im tiefsten Grunde seines Wesens erschüttert und von Schmerz zerrissen. „Wenn zufällig jemand lesen sollte,“ bemerkt sein Tagebuch, „was ich hier früher gelegentlich über diese wundervolle Frau geschrieben habe, wird er sich keine Vorstellung davon machen, welchen grausamen und unersetzlichen Verlust ich erlitten habe. Es ist wahr, ich beurteile meine Freunde mit großer Strenge, aber ich bin ihnen dafür auch so treugesinnt, wie nur irgend wer. Ich kann mich besser aufopfern und mehr Anhänglichkeit bewähren, als alle die Menschen, die sich so viel auf ihr Gefühl zugute tun und sicher andern keine bessere Stütze in Not und Unglück zu sein vermögen, als ich. Nun habe ich selbst die beste, treueste, selbstloseste aller Freundinnen verloren!“ Und der frische Schmerz beseelte seine Feder zu der einst berühmten „Lettre sur Julie“, die er als Immortellenkranz der toten Freundin auf den Sarg legte. Nie wieder fand er seiner eigenen Versicherung nach eine ihn in gleichem Grade verstehende, ebenso richtig wie nachsichtig beurteilende Seele, von der ihn vielleicht nur eine einzige tiefere Verschiedenheit trennte: ihre absolute Irreligiosität, an der sie als Enthusiastin der Revolution (oder doch dessen, was die Revolution erstrebt hatte) ebenso bis zum letzten Atemzuge festhielt, wie an ihrem Haß gegen die neu errichtete Militärmonarchie.

Für Constant waren die Wochen vor ihrem Tode auch sonst von mancher Trübnis beschattet. Ein ihm und Frau von Staël nahestehender alter Bekannter, der Marquis de Blacon, der 1789 Deputierter des Dauphiné gewesen war, nahm sich fast vor seinen Augen durch

einen Pistolenschuß das Leben, durch Schulden und Familienzerwürfnisse zur Verzweiflung getrieben. Ein paar Monate vorher war in Ulm auch Ludwig Ferdinand Hubèr gestorben: seiner Witwe Therese berichtet Constant jetzt schmerzerfüllt von den neuen Verlusten, die er erlitten, und fügt melancholisch hinzu: „Ich bin der Menschen völlig müde und lebe nur noch mit meinen Erinnerungen und meinen Toten.“ Und seinem Tagebuche klagt er: „Die Welt entvölkert sich; die Guten sterben, die Monstra bleiben leben. Mir ist, als habe die Natur jeden Reiz verloren, und das Leben auf dem Lande, das ich so liebte, sagt mir nichts mehr. Für wen soll ich meine Bäume weiter pflanzen! Wer soll künftig in ihrem Schatten ruhen! Alle meine Freunde sterben weg, und doch kann ich mich nicht erinnern, jemals auch nur einen einzigen meiner Feinde haben sterben zu sehen.“

Als er dieses schrieb, war auch seine Stimmung für die in Italien weilende Frau von Staël nichts weniger als freundlich. Je länger die Trennung währte, desto mehr Vorwürfe mußte er sich seiner angeblichen Gleichgültigkeit wegen gefallen lassen, die sie in seinen Briefen oder in deren Spärlichkeit zu finden glaubte. Schließlich nahm er sich vor, ihr gar nicht mehr zu antworten. „Diese ewigen Vorwürfe von ihrer und die ewigen Rechtfertigungen von meiner Seite wachsen mir zum Halse heraus.“ Aber der Sommer führte ihn doch wie gewöhnlich nach der Schweiz zurück, Hochet und Prosper de Barante machten diesmal die Reise mit ihm, und der Juli fand sie alle drei in Coppet, wo kurz vorher Frau von Staël wieder eingetroffen war. In Lausanne hatten ihn die Seinen festhalten und ihn abermals mit

einer seiner beiden Cousinen Antoinette oder Adrienne de Loys verloben wollen, von denen jede über die annehmbare Rente von dreißigtausend Francs verfügte, aber er entglitt auch diesmal den ausgeworfenen Netzen. . . . „Je suis repris par Madame de Staël,“ meldet das Tagebuch mit einer Kürze, die etwas von moralischem Katzenjammer verrät. Noch mehr Unzufriedenheit mit sich selbst läßt es erkennen, wenn er die Bilanz seiner letzten beiden Jahre zieht und feststellt, daß er von siebenhundertvierzehn Tagen zweihundertneunundfünfzig arbeitslos verbracht habe. Und so fand er sich im Grunde noch oder wieder genau an derselben Stelle, wie im Sommer vorher, noch immer vom Schatten der eigenen Gefühle im Kreis herumgeführt. . . .

In dieser Zeit, der zweiten Hälfte des Jahres 1805, die er teils bei ihr in Coppet, teils im nahen Genf verbrachte, schrieb Frau von Staël unter den Eindrücken, die sie in Italien empfangen hatte, an ihrem Roman „Corinne“, für den ihr selbst alsbald ein großer Teil der entzückten Mitwelt die Dichterlorbeerkrone reichte. Im übrigen hatte ihre Situation sich um nichts gebessert, und all ihre gelegentlichen Versuche, den Kaiser durch Vermittlung Dritter zur Milde zu stimmen, blieben ergebnislos. Die Sorge um die Zukunft ihrer heranwachsenden Kinder zwang sie jetzt auch, eine Geldangelegenheit mit größerem Nachdruck zu betreiben, in der sie aus Diplomatie, um sich nicht noch mehr zu schaden, bis dahin Zurückhaltung bewahrt hatte: die Rückerstattung der zwei Millionen Francs, die Necker im Jahre 1790 bei seinem Rücktritt freiwillig dem französischen Staate als Bürgschaft für die Korrektheit seiner Finanzverwaltung hinterlegt hatte. Ihre Rückzahlung war in den seither

verstrichenen fünfundzwanzig Jahren von keiner der wechselnden Regierungen zu erlangen gewesen, und auch Napoleon gefiel sich darin, die Angelegenheit in der Schwebe zu lassen, zumal die Forderung mit etwas Rabulistik angefochten werden konnte, denn Necker hatte zeitweise auf der Liste der Emigranten gestanden, deren gesamtes Hab und Gut der Einziehung verfiel. Diese allmählich dringlich werdende Vermögensfrage und die Unmöglichkeit, ihren Kindern in Paris selbst die gewünschte Erziehung geben zu können, ließen sie ihr Exil nur um so bitterer empfinden. Eine ihrer Hoffnungen war und blieb die unveränderliche Freundschaft Madame Récamiers, die in Paris noch über manchen wichtigen persönlichen Einfluß verfügte, aber der unerwartete Zusammenbruch des Bankhauses Récamier im nächsten Jahre bedeutete auch im Leben der schönsten aller französischen Frauen eine einschneidende Wendung. Die Passiva in diesem — von Napoleon mit Absicht nicht verhinderten — Bankrott betrugen nach Constants Angaben, der in einem Briefe an Frau von Nassau dieser Katastrophe mit großem Mitgefühl für das ihm befreundete Ehepaar gedenkt, etwa siebenundzwanzig Millionen.

Der Rest des Jahres 1805 brachte so wenig Erfreuliches wie sein Anfang. Benjamins Augenleiden kehrte dank dem feuchtkalten Herbstwetter und dem Wehen der am Genfersee gefürchteten Bise in solcher Verstärkung wieder, daß er wochenlang unfähig war, etwas zu lesen, und genötigt war, eine grüne Schutzbrille zu tragen. Nachrichten von seinem Vater, den einer seiner zahlreichen und endlosen Prozesse an den Rand des finanziellen Ruins zu bringen drohte, hielten ihn in Unruhe. Und kurz vor Jahresschluß traf ihn auch noch die Nach-

richt vom Tode Frau von Charrières, die nach den mancherlei Verlusten der beiden letzten Jahre und bei seiner melancholischen Grundstimmung starken Eindruck auf ihn machte und viele wehmütige Erinnerungen an glücklichere und jüngere Tage wieder wachrief. Er hatte sie, der er seit sieben Jahren nicht mehr begegnet war, in Colombier besuchen wollen, als er hörte, daß ihr Ende zu erwarten sei, es dann aber unterlassen, da sich bei der Schwäche ihres Zustandes jede Aufregung von selbst verbot.

„Wenn es, wie ich hoffe, ein Wiederfinden im Jenseits gibt," schrieb er noch fünf Jahre später an Frau von Nassau, „so ist sicher Frau von Charrière einer von den ersten Menschen, die ich dort suchen gehen werde." Und nochmals nach drei Jahren heißt es in einem Briefe an dieselbe Adresse: „Ich zähle die Zeit, die ich mit ihr verbracht habe, zu den zwei oder drei Epochen meines Lebens, an die ich stets mit Sehnsucht zurückdenke." Er durfte es ohne Selbstvorwürfe; denn daß für seine siebenundzwanzig Jahre dereinst Frau von Staël der stärker anziehende Pol gewesen, konnte er sich so wenig im Ernst als Schuld anrechnen, wie daß Frau von Charrière sich mit dieser Wendung nicht mehr abzufinden vermochte. Er hatte redlich versucht, durch sein späteres Verhalten und durch manchen Freundschaftsdienst, den er ihr noch erwies, gut zu machen, was ohne sein Wollen verletzend und verbitternd gewirkt hatte, und seine Dankbarkeit, die auch auf den ersten Seiten des „Adolphe" noch ihren Ausdruck finden sollte, ehrte ihn um so mehr, als er sich je später, je deutlicher bewußt ward, daß der geistige Einfluß, den er in und aus Colombier empfangen hatte, ihn auf die Dauer niemals zu höheren Lebenszielen geführt haben würde.

Von solchen schien er allerdings jetzt wieder so weit denn je entfernt, da ihn Frau von Staëls Schicksal von neuem für viele Monate an Coppet und Genf gefesselt hielt. Nachdem ihre verschiedenen Gesuche um Pässe nach Frankreich abgeschlagen worden waren, versuchte sie auf jede mögliche Weise, sich für die entbehrten Anregungen der Großstadt Ersatz zu schaffen, und so verfiel man auf die Idee, sich mit der Einstudierung und regelrechten Aufführung ganzer dramatischer Werke die Zeit zu vertreiben, wobei die Herrin und die Intimen des Hauses sich in die tragenden Rollen teilten. Voltaire als der klassische genius loci wurde zunächst zum Hauspoeten erkoren, und seine „Mérope“ war das erste Stück, das im Winter 1805/06 zur Darstellung kam, gefolgt von „Alzire“, „Zaire“ und anderen. Frau von Staël, die hierbei ein nicht unbedeutendes Darstellungstalent entfaltete, spielte in allen diesen Stücken die Titelrolle, auch in Racines „Phädra“, an die man sich später wagte, und Benjamin, so zuwider ihm das Auswendiglernen großer Rollen war, mußte gute Miene zum eigenen bösen Spiel machen und mit probieren und agieren. Erst als Frau von Staël im April 1806 dank der Vermittlung des ihr wohlgesinnten Genfer Präfekten Barante, Prospers Vater, die Erlaubnis zur Abreise nach Frankreich erhielt — wo sie sich freilich stets mindestens vierzig Kilometer von Paris entfernt zu halten hatte — wurde die neuerwachte Theaterpassion durch wichtigere Interessen abgelöst.

Sie begab sich vorläufig nach Auxerre, nur um dem verbotenen Ziel ihrer Sehnsucht einstweilen näher zu sein, und schickte von dort ihre beiden Söhne mit Schlegel nach Paris, indes sie selbst an ihrem ältesten und

treusten Freunde Mathieu de Montmorency einen ergebenen Gesellschafter fand. Benjamin war noch in der Schweiz zurückgeblieben und verbrachte wieder einige Zeit in Lausanne bei seinen Verwandten, wo sich das alte Spiel um seine Fesselung erneuerte. Diesmal bot man ihm die Hand seiner Cousine Antoinette direkt und offen an: er lehnte jedoch ebenso offen ab, obwohl sie ihm durchaus angenehm erschien und sich auch ihrerseits sehr für ihn eingenommen zeigte. „Wahrscheinlich werde ich es bereuen," gesteht er sich ein. „Ach, wenn ich könnte! Dies wäre endlich die Ruhe. . . ." Aber die Briefe, die Frau von Staël ihm schrieb, verscheuchten jeden Gedanken der Art. Daß er anstatt gleich zu ihr erst noch nach Dôle zu seinem Vater fuhr, reizte ihre nervöse Ungeduld und Eifersucht zu den wahnwitzigsten Drohungen: sie ahnte nicht, daß ihr gekrönter Todfeind diese Briefe dank der Tätigkeit seines schwarzen Kabinets zu lesen bekam und sich weidlich darob amüsierte. „C'est l'ébranlement de l'univers et le mouvement du chaos!" ruft Benjamin nach dem Empfang eines solchen geschriebenen Ungewitters aus; „und dennoch! — mit all ihren Fehlern steht sie für mich noch immer hoch über allen andern."

In Auxerre angelangt, traf er sie in sehr gedrückter Stimmung, da die lähmende Atmosphäre der kleinen Provinzstadt und die Enttäuschung ihrer Hoffnungen auf Begnadigung sie tief entmutigten. Um für sie tätig zu sein, begab er sich nun selbst nach Paris, suchte Joseph Bonaparte, den Minister Fouché und andere bei Napoleon einflußreiche Persönlichkeiten auf, aber ohne jeden greifbaren Erfolg. Mit welcher persönlichen Gefährdung solche Freundschaftsmühen für ihn immerhin verbunden waren, zeigt Napoleons Bemerkung in einem Brief an

Fouché vom Juni desselben Jahres: „Behalten Sie auch Benjamin Constant im Auge. Sowie er sich in das Geringste einmischt, schicke ich ihn nach Braunschweig zu seiner Frau. Ich dulde von dieser ganzen Clique nichts und will nicht, daß sie Proselyten mache."

Als er unverrichteter Dinge nach Auxerre zurückkehrte, begleitete ihn Madame Récamier, nach deren Besuch Frau von Staël sehnlichst verlangt hatte. Auch Camille Jordan und andere Freunde kamen hierher, der Verfolgten ihre Sympathieen zu bezeigen, vor allen aber Prosper de Barante, für den Frau von Staël um diese Zeit zweifellos andere als nur freundschaftliche Gefühle hegte. Ihre Briefe an Madame Récamier, von denen deren Biograph Eduard Herriot einige veröffentlicht hat, lassen deutlich erkennen, daß sie von einer ziemlich heftigen Leidenschaft für den einnehmenden jungen Mann erfaßt worden war, der sich seinerseits bald nachher für eine Weile durch die schöne Juliette in Fesseln geschlagen fand. Die Figur des Oswald in „Corinne", die nach dem Zeugnis Madame Récamiers Prospers Züge trägt, — und nicht die Constants, wie behauptet worden ist — ist das literarische Beweisstück für die unglückliche Passion seiner Verfasserin, ein Beweisstück zugleich dafür, daß Benjamins Unentbehrlichkeit für Frau von Staël diese keineswegs hinderte, auch andere Flammen in ihrem Herzen zu nähren.

Im September siedelte sie von Auxerre zu längerem Aufenthalt nach Rouen und späterhin auf das ihr zur Verfügung gestellte Schloß Acosta in Seine-et-Oise über, wo außer Constant und August Schlegel jetzt auch wieder dessen Bruder Friedrich monatelang ihre nie versagende Gastfreundschaft genoß. Auch der junge Graf

Elzéar de Sabran, den seine schöngeistigen Interessen in diesen Kreis geführt hatten, schloß sich ihm an und war in den folgenden Jahren ein ständiges Mitglied der kleinen Kolonie von Coppet. Benjamin selbst blieb bis nach Neujahr und verbrachte dann die ersten Monate des Jahres 1807 teils in Paris, aufs neue erfolglos bemüht, durch verschiedene Besuche bei dem allgewaltigen Fouché Vergünstigungen für Frau von Staël zu erwirken, teils in Les Herbages, um dort nach dem Rechten zu sehen. Zu wissenschaftlicher Arbeit fand er freilich jetzt so wenig wie während der ganzen vorangegangenen Monate häufigen Aufenthaltswechsels die Ruhe und Gelegenheit: dafür nahm nun eine andere Idee von ihm Besitz, die ihn längere Zeit nicht losließ. „Ich habe einen Roman angefangen, der meine eigene Geschichte sein wird," notiert das Tagebuch, das schon nach weiteren zwei Wochen melden kann, der Roman sei fertig.

Indessen sollte der Roman „Adolphe", dessen Geburtsurkunde hier vor uns liegt, erst volle neun Jahre später der Öffentlichkeit übergeben werden, für die er ursprünglich nicht bestimmt war. Ihn schon jetzt herauszugeben konnte und durfte seines Verfassers Absicht um so weniger sein, als um eben diese Zeit durch seine rasch intimer werdenden Beziehungen zu Charlotte du Tertre, der einstigen Frau von Marenholtz, die unabwendbare Krisis in seinem Verhältnis zu Frau von Staël in bedrohliche Nähe gerückt war.

XI

Charlotte

Nach Benjamins endgültigem Abschied von Braunschweig hatte die junge Frau Charlotte von Marenholtz für ihre enttäuschten Hoffnungen ziemlich schnell einen Tröster gefunden. Einer der zahlreichen nach der Welfenresidenz verschlagenen Emigranten, der um mehrere Jahre jüngere Vicomte Alexander du Tertre, gewann ihr Herz und bald auch ihre Hand, nachdem der legitime erste Gatte mit weltmännischer Höflichkeit auf seine Rechte verzichtet hatte. Mit diesem zweiten Gemahl, der zu der weniger erfreulichen Sorte der von sich selbst durchdrungenen Provinz-Emigranten gehörte und überdies bigott-katholisch war, siedelte die nunmehrige Madame du Tertre nach der Herstellung des Kaiserreiches in die französische Hauptstadt über, und da auch die neue Ehe ihr die innere Befriedigung nicht gebracht hatte, fühlte sie sich bei der Wiederbegegnung mit Benjamin Constant — Ende 1804 — von neuem und in verstärktem Grade zu diesem hingezogen.

Mehrere Jahre hindurch war es von seiner Seite bei gelegentlichen freundschaftlichen Besuchen und Begegnungen geblieben; nun aber, im Frühjahr 1807, während Frau von Staël noch in Acosta weilte und er selbst sich durch sein verschlimmertes Augenleiden besonders anschlußbedürftig fühlte — die Gefahr einer völligen Erblindung war nicht ausgeschlossen — begann plötzlich der

Zauber von Charlottens sanfter und anpassungsfähiger Persönlichkeit stärker zu wirken. Sie erschien ihm jetzt trotz ihrer fast vierzig Jahre anmutiger als je, und seine Umwerbung wurde bald so ungestüm, daß sich eines Tages Charlotte bereit fand, ihm auf einige Zeit in der ländlichen Einsamkeit von Les Herbages Gesellschaft zu leisten. „Sie ist ein Engel von Güte und Liebenswürdigkeit," schwärmt er in seinen Aufzeichnungen, „und ich muß sie von Tag zu Tag lieber haben. Welch böser Geist hat mich vor zwölf Jahren dazu getrieben, sie von mir zu stoßen! Wie verrückt war ich mit meinem Unabhängigkeitsbedürfnis, das mir doch weiter nichts genützt hat, als mich von dem herrischsten Geschöpf der Welt unterjochen zu lassen!"

Verglichen mit der Scirocco-Temperatur von Frau von Staëls Leidenschaft und dem allezeit tropischen Klima ihrer Seele, mußte ihm die duldsame, zartfühlende, hingebende Weiblichkeit Charlottens wie das milde, klare Licht des Mondes erscheinen, und unter dem Eindruck der so entstandenen partiellen Sonnenfinsternis faßt er aufs neue revoltierende Entschlüsse. Die Kontrastwirkung beider Frauen steigert seine Empfindungen, er glaubt einen ganz neuen Frühling seines illusionslosen Herzens zu erleben und nimmt sich vor, Charlotten zu heiraten, sobald ihre Scheidung sich ermöglichen läßt. Die Herrschaft der eisernen Hand, die Frau von Staël — „l'homme-femme" nennt er sie wohl in solcher Stimmung bissig — seit zehn Jahren über ihn ausgeübt, muß und will er abschütteln. Aber wie es seiner Zweiseelen-Natur entspricht: der Zweifel streift ihn schon jetzt, ob seine neue Leidenschaft lange von Bestand sein werde. „Sollte es nur ein vorübergehendes



Charlotte Constant, geb. v. Hardenberg

Nach einem Pastell im Besitze der Baronin E. Nolde geb. v. Marenholtz (Wirgen in Kurland)



Fieber sein," fragt er sich nach einem der mit Charlotte verbrachten Abende, „und die Ernüchterung schon beginnen? Ich habe eine Heidenangst davor. Sie hat wohl vielen Charme, aber eigentlich wenig Wandlungsfähigkeit und eine große Unruhe des Empfindens." Doch schon ein paar Tage später widerruft er sich selbst: „Nein, ich tu ihr Unrecht: sie ist doch ein Engel!".

Freilich wurde es ihm nicht eben leicht gemacht, sich der ungewohnten Flitterwochenstimmung zu freuen. In der Gesellschaft, der seine Beziehungen zu Madame du Tertre nicht lange verborgen blieben, begannen schon die bösen Zungen ihr Geschäft zu Ungunsten der armen Charlotte, die sich als doppelt geschiedene Frau einem drohenden Boykott gegenübersah. Der Vicomte du Tertre seinerseits gefiel sich darin, einstweilen noch den Othello zu spielen, offenbar nur, um sich seine Einwilligung zur Scheidung möglichst teuer abkaufen zu lassen. Benjamins Vater, dessen Prozeßangelegenheit er nebenbei in Paris wahrzunehmen hatte, verlangte dringend nach seinem Kommen. Eine Erkrankung seiner Tante und einstigen Pflegemutter Frau von Nassau rief ihn an deren Lager nach Lausanne. Und aus Coppet, wohin Frau von Staël Anfang April auf scharfe Weisungen von oben her wieder hatte zurückkehren müssen, kam Brief auf Brief, worin im höchsten Diskant der Erregtheit seine Rückkehr verlangt wurde. „Du hast keine Idee von diesen Briefen," schreibt er erbittert an Rosalie; „in ihrem Übermaß an ausfallender Ungerechtigkeit ersticken sie allemal jedes wärmere Gefühl im Keime, das sich in mir regen will. . . . Sie schreibt mir Dinge, die man keinem überführten Raubmörder sagen würde, und nicht nur an mich, auch an gemeinsame Freunde, bei denen

sie mich meines Charakters wegen verdächtigt. Und das, nachdem ich sie wieder fast ein Jahr lang von Gasthof zu Gasthof begleitet, mich ihretwegen in eine Lebensweise geschickt habe, die meinen Neigungen so zuwider wie meiner Gesundheit schädlich ist, und ritterlich genug war, mich von aller Welt falsch beurteilen zu lassen, einzig und allein, weil ich sie verbannt und unglücklich wußte!"

Er verließ Paris Ende Juni 1807, um seinen kränkelnden Vater in Dôle aufzusuchen, fest entschlossen, vorerst nicht nach der Schweiz zurückzukehren. Aber ein plötzlich einlenkender, ruhig und resigniert gehaltener Brief Frau von Staëls, in dem sie ihn um eine letzte und entscheidende Aussprache bat, damit sie wenigstens Freunde bleiben könnten, machte ihn noch einmal wankend. Mitte Juli war er wieder in Coppet — der Empfang, den er dort fand, erschütterte ihn, und der Anblick des konvulsivischen Schmerzes, als dessen Ursache er sich fühlte, spannte ihn von neuem auf die Folter des alten Dilemmas. Jeder Versuch einer ruhigen Auseinandersetzung erwies sich als vergeblich: sie wollte von nichts anderem hören, als daß er ihr bleiben müsse, was er ihr bisher gewesen, und schwor, sich sofort den Tod zu geben, wenn er noch einmal den Versuch unternähme, sich von ihr loszureißen. Sie machte das ganze Haus, ihre Kinder, ihre Freunde zu Zeugen dieser Drohung, derart, daß er in den Augen aller derer, die an ihr hingen, und nicht zuletzt in seinen eigenen als ein wahres Scheusal an Herzlosigkeit erscheinen mußte, wenn er diesem Übermaß einer vom Schmerz geheiligten Liebe gegenüber noch egoistisch an seine eigenen Interessen denken wollte. Ratlos, fassungslos gegenüber ihrem neuen Ansturm auf

sein Herz und seinen Hochsinn, wandte er sich an Rosalie und bat sie, ihm ihr Gewissen zu leihen, da das seinige durch all das Erlebte nachgerade stumpf und taub geworden sei, und ihm zu sagen, was er tun sollte.

Rosalies Briefe aus jenen Tagen an ihren Bruder Charles, die die Bibliothek zu Genf noch aufbewahrt, sind denn auch die beste Quelle für die tumultuarischen Auftritte, die sich in den Augustwochen abspielten. Rosalie war die einzige von all den Zeugen dieses langjährigen Herzensdramas, die beide Teile genau kannte und die deshalb, obwohl sie Benjamin seine Schwäche oft genug vorwarf, doch begriff, daß und warum er aus dem Irrgarten seiner einstigen Liebe den Ausgang nicht finden konnte. Sie erzählt, daß er Anfang August aus Coppet nach Lausanne förmlich flüchtete, um einige Zeit bei Frau von Nassau zu verbringen; aber schon wenige Tage später kam Frau von Staël angereist, mietete sich in Lausanne für einen Monat ein Haus und brachte in ihrer Begleitung Madame Récamier mit, die kurz vorher auf Besuch in Coppet eingetroffen war. In einer langen Unterredung mit Rosalie de Constant suchte sie diese für sich zu gewinnen und zu bestimmen, auf Benjamin zu ihren Gunsten einzuwirken. Rosalie nahm kein Blatt vor den Mund und sagte ihr gerade heraus: vor Jahren sei es wohl ihr Wunsch gewesen, daß sie beide einander heirateten; dadurch, daß sie es damals nicht getan, hätten sie sich gegenseitig einen unwiderruflichen Beweis der Nichtachtung gegeben, und Frau von Staël habe Benjamin überdies durch ihre offen gezeigte Vorliebe für andere Männer — die Anspielung ging vor allem auf Prosper de Barante — in eine schiefe Stellung der Welt gegenüber gebracht. Benjamin habe etwas

Besseres verdient, und sie könne es ihr, seiner nächsten Verwandten und schwesterlichen Freundin, nicht verdenken, wenn sie jetzt vor allem sein Glück und seinen guten Ruf im Auge habe. Frau von Staël beschwor dasselbe von sich und erklärte sich zu einer Heirat noch jetzt bereit, wenn Rosalie ihr dazu ihre Bundesgenossenschaft leihen wollte. Aber diese ließ sich nicht erschüttern. „Wie wird, wie soll das enden?" schreibt sie ihrem Bruder Charles. „Frau von Nassau und Madame de Loys (gleichfalls eine Schwester von Benjamins Mutter) verabscheuen und verachten die Dame und wollen einen vollständigen Bruch. Ich selber bin in großer Sorge um den armen Benjamin. Wenn er auch alles sich selbst zuzuschreiben hat, und wenn auch sein Charakter an allem die Schuld trägt, er bleibt darum nicht weniger des Mitleidens wert!"

Sein Tagebuch weist die Spuren seiner zerwühlten Stimmung auf. Durch die Trennung verklärt, erschien ihm Charlotte jetzt vollends wie eine Licht- und Huldgestalt gegenüber „dieser Furie, die mich verfolgt, Schaum vor dem Munde, den Dolch in der Hand." Der Dolch war allerdings nicht gegen seine, sondern gegen ihre eigene Brust gerichtet, denn mit der Drohung, sich zu töten, hielt sie ihn jetzt alle Augenblicke im Schach, sodaß einmal sogar Schlegel sich bei Constant ins Mittel legen zu müssen glaubte, weil er ein Unglück befürchtete. Vielleicht wäre ihm trotzdem die Entschließung zum Bruch leichter geworden, wenn nicht gleichzeitig auch seine beabsichtigte Heirat mit Charlotte bei seinen Angehörigen auf Widerspruch und Abraten gestoßen wäre, da man sich von einer zweimal geschiedenen Frau nichts Gutes versah. Er plante eine heimliche Abreise, um sich

alledem durch die Flucht zu entziehen, fand aber die Energie dazu nicht, blieb und spielte die Komödie weiter. Nicht nur die eigene; auch als Akteur einer von Frau von Staël in Lausanne arrangierten Aufführung von Racines „Andromaque“, worin sie die Hermione, Madame Récamier die Titelrolle, Sabran den Orest, Benjamin den Pyrrhus tragierte. Nach dieser Vorstellung reisten die Gäste aus Coppet dorthin zurück, Benjamin blieb noch in Lausanne mit dem Versprechen, ein paar Tage später nachzukommen. Da er zögerte, schickte Frau von Staël Wagen, Pferde und Dienerschaft aus Coppet, die ihn abholen sollten. Neue Aufregung, neue Besorgnisse, neue Beratschlagungen mit den Seinigen, die schließlich das einzige Heil für ihn darin sahen, Frau von Staël zwischen einer sofortigen Heirat oder einem endgültigen gütlichen Auseinandergehen die Wahl zu lassen. . . . Mit dieser Losung fuhr er auch ab, aber nur, um schon am folgenden Vormittag nach dritthalbstündigem Ritt zu Tode erschöpft unverrichteter Dinge wieder in Lausanne einzutreffen. Sobald er ihr sein Ultimatum gestellt hatte, war sie aufgesprungen, hatte Schlegel und ihre drei Kinder herzugerufen und zu diesen gesagt: „Da seht euch den Mann an, der mich vor die Wahl stellt, entweder zugrunde zu gehen oder eure Existenz und euer Vermögen aufs Spiel zu setzen!“ Dann hatte sie sich auf die Erde geworfen, laut geschrieen, sich mit dem Taschentuch zu erdrosseln versucht und sich so irrsinnig gebärdet, daß Benjamin gar nicht anders konnte, als ihr wieder gute Worte zu geben und sie durch Zärtlichkeiten zu beruhigen. Über Nacht aber war er zum Bewußtsein seiner beschämenden Lage gekommen und im Morgengrauen ohne Abschied Hals über Kopf davon geritten.

Seine Erzählung von diesen Vorgängen war noch nicht zu Ende, als auf dem Treppenflur erregte Stimmen laut wurden und von draußen Frau von Staël zitternd, aufgelöst, mit fliegendem Haar und derangierter Toilette ins Zimmer stürzte: „Wo ist er? Ich muß ihn wiederfinden!", dann Benjamin an den Hals flog, an ihm niederglitt und ihn schluchzend mit Vorwürfen überhäufte, alles in Gegenwart seiner Tante und Rosalie. Das Ergebnis des für alle peinvollen Auftritts war, daß sie ihm sein Wort abzwang, noch sechs Wochen in Coppet zu bleiben bis zu ihrer für den Winter geplanten großen Reise nach Wien. Und wehrlos wie ein Gefangener ließ er sich in ihrem Wagen wieder mit entführen — denselben Weg zurück, auf dem sie einander vor genau dreizehn Jahren zum ersten Male begegnet und den sie damals nach Lausanne gemeinsam gefahren waren. Rosalie wurde von den Aufregungen dieses Tages krank, erklärte, Frau von Staël nie im Leben wieder sehen zu wollen, und ließ monatelang auch Benjamins Briefe ohne Antwort.

Fürs erste trat nun Beruhigung ein. Um sich abzulenken, nahm er eine französische Bearbeitung von Schillers „Wallenstein" in Angriff, wozu ihn teils Frau von Staël, die damals schon die Vorstudien zu ihrem Buche über Deutschland begonnen hatte, teils seine darstellerische Beschäftigung mit den französischen Klassikern angeregt haben mochte: nachdem er so viele Alexandriner memoriert und rezitiert hatte, reizte es ihn, sich selbst in dieser Verssprache zu versuchen. Die Arbeit wurde mit Feuereifer gefördert und im Verlaufe weniger Wochen zum größten Teile fertig gestellt, unter ständiger Anteilnahme Frau von Staëls. „Benjamin," schrieb diese am

13. Oktober an die Großherzogin Luise von Weimar, mit der sie in Korrespondenz geblieben war, „hat es unternommen, aus ‚Wallensteins Tod‘ ein Stück für die französische Bühne zu machen und hat drei wundervolle Akte bereits fertig. Wir wollen das Drama auf dem Theater in Coppet spielen, bevor unsere Gesellschaft auseinandergeht und ich abreise. Benjamin will dann zusehen, ob er es in Paris zur Aufführung bringt.“ Zu einem Gastspiel von Schillers Helden auf der kleinen Schloßbühne kam es allerdings nicht mehr, dafür wurde in diesen Herbstwochen desto fleißiger allerhand anderes gespielt: von den Tragödien des vorhergehenden Jahres „Mérope“, „Mahomet“ und „Phädra“, dazu Racines „Plaideurs“ und die in Lausanne schon dargestellte „Andromaque“, worin Benjamin wieder den König Pyrrhus von Epirus spielte und damit in Genf zu dem malitiösen Wortspiel Anlaß gab: „On ne sait pas si c'est le roi d'Epire (des pires), mais c'est bien le pire des rois.“ Auch ein Genovefa-Drama von Frau von Staël, in dem ihre Kinder mitspielten, kam jetzt zur Aufführung.

Coppet erlebte überhaupt in diesem Spätsommer und Herbst 1807 vielleicht seine interessanteste Zeit während der Verbannungsjahre seiner Herrin. Außer den Getreuen des Hauses, in deren Orden noch, ergeben der Gebieterin, der junge Graf Elzéar de Sabran eingetreten war, und außer Madame Récamier, die im ganzen volle fünf Monate blieb, war zur selben Zeit auch deren glühender Verehrer Prinz August von Preußen sechs Wochen lang Gast des Hauses; Prosper de Barante mit seinem Vater, dem Präfekten von Genf, erschien regelmäßig; der jugendliche François Guizot, der künftige doktrinäre Staatsmann, zollte der Verfasserin der

„Corinne“ persönlich den Tribut seiner Bewunderung. Inmitten dieses an- und aufgeregten Treibens, das die Frau von Staël feindliche Madame de Genlis fünfundzwanzig Jahre später in ihrem Roman „Coppet en 1807“ zu schildern versucht hat, spielte sich der bekannte Liebesroman zwischen dem ritterlichen Hohenzollernprinzen und der „beauté sans égale en Europe“ Juliette Récamier ab, der bis zum Austausch schriftlicher Treuschwüre gedieh, um dann an Juliettes moralischen Bedenken gegen eine Scheidung zu scheitern. Constant aber langweilte sich bei alledem innerlichst und hatte nur noch Interesse für seine Wallenstein-Nachdichtung, die er unter allen Umständen jetzt fertig stellen wollte. Der Gottesfriede zwischen ihm und Frau von Staël hielt dabei leidlich stand: während sie sich ihres augenblicklichen Sieges freute, vertröstete er sich immer wieder auf ihre bevorstehende Abreise, die ihm die Möglichkeit gab, nach Paris und zu Charlotte zurückzukehren.

Diese war inzwischen bei der ganzen Entwicklung der Dinge recht eigentlich der leidende Teil gewesen. Es war ihr gelungen, nach Benjamins Abreise aus Paris und auf sein Drängen hin sich mit Herrn du Tertre dahin zu einigen, daß er gegen eine Abfindungssumme und die notarielle Zusicherung einer lebenslänglichen Rente in eine Scheidung wegen „unbezwinglicher Abneigung“ willigte; und sie saß nun welt- und gottverlassen in Paris, von dem zweiten Gatten geschieden, mit dem dritten noch nicht vermählt, ein gesellschaftliches Ding der Unmöglichkeit. Auf die Dauer konnten ihr die wahren Gründe von Benjamins andauerndem Fernbleiben nicht entgehen, sie litt entsetzlich darunter, doch es entsprach ihrer weichen nach-

giebigen Gemütsart nicht, ihn mit Vorwürfen zu überfallen; sie versuchte vielmehr, seine Lage zu verstehen und zu entschuldigen, so lange es irgend ging, und rührte ihn durch ihr duldendes Vertrauen mehr, als durch Anklagen und Beschuldigungen. Aber schließlich wurde ihre Lage unerträglich, und da sie es in Paris nicht mehr aushielt, kam sie nach Besançon, wo er schon Ende Oktober mit ihr hatte zusammentreffen wollen, wenn er nach dem benachbarten Dôle zu seinem Vater reiste. Dessen Krankheit nahm er nun zum Vorwand, um sich Ende November in Coppet zu beurlauben, wenige Tage bevor das Haus sich von seinen Gästen leerte und Frau von Staël mit Schlegel und den beiden jüngeren Kindern ihre Reise nach Wien antrat. Es war hohe Zeit, daß er in Besançon eintraf: er fand Charlotte ernstlich krank vor Aufregung, in Fieberphantasien, und empfand bei diesem Wiedersehen ehrliche Reue darüber, durch sein wankelmütiges Zaudern beinahe ein anderes Menschenleben aufs Spiel gesetzt zu haben. Dank seiner Anwesenheit und Fürsorge erholte sie sich verhältnismäßig rasch, und beide verbrachten fast zwei Monate bei seinem Vater in Brevans bei Dôle, der die ihm zugedachte Schwiegertochter mit um so größerer Sympathie willkommen hieß, als er in Frau von Staël bis dahin stets Benjamins bösen Geist gesehen hatte.

Während die gefeierte Verfasserin der „Corinne“ sich in der Kaiserstadt an den Huldigungen der dortigen Gesellschaft für die Bitternisse ihrer Verbannung schadlos hielt, kehrte Benjamin im Februar 1808 aus Dôle — das um jene Zeit auch der ständige Wohnsitz Charles Nodiers war — in Charlottens Begleitung nach Paris zurück. Die nächsten Monate sollten vor allem der Ar-

beit am „Wallenstein“ gehören, der sich für die praktischen Bedürfnisse des Theaters noch als beträchtlich zu lang erwies und auch sonst noch manche durchgreifende Änderung erforderte. Gleich nach seiner Übersiedlung in die Hauptstadt hatte Constant in Madame Récamiers Salon sein Werk vor zahlreichen Zuhörern, — darunter auch Talma, der für die Titelrolle interessiert werden sollte — selbst vorgelesen, aber der Erfolg entsprach keineswegs seinen hochgespannten Erwartungen. Talma, der sich nur an die Hauptrolle hielt, fand diese nicht dankbar genug, und die anderen urteilten ähnlich, was Constant nicht wenig schmerzlich war und ihm für eine Woche die Laune gründlich verdarb. „Ich sehe jetzt ein,“ schreibt er an Prosper de Barante, „daß ich überhaupt nicht für die französische Bühne arbeiten kann. Diese verlangt nun einmal so bestimmte Richtlinien und so ausgesprochene Farben, wie meine Natur sie nicht zu geben vermag. Für mich beruht die Naturwahrheit einzig und allein in den Nüancen, in Frankreich aber kennt man für das Theater nur eine bestimmte Zahl von Charaktermodellen: ein Despot muß so gezeichnet sein, ein Verschwörer so, und so weiter. Nicht Menschen hat man zu schaffen, sondern einfach gegebene Rahmen auszufüllen. Bestimmte Lokalfarben will man auch nicht, und die Sitten aller Jahrhunderte sind für die Konvention des Theaters ein und dieselben. . . . Dieses Kulturvolk ist so alt, daß es von der Natur nichts mehr kennt, als ein paar herkömmliche Gefühle, von denen ihm gesagt worden ist, sie existierten angeblich in einer Gegend, die man das menschliche Herz nennt.“

Die vertrauten Briefe an Barante müssen uns auch sonst jetzt gelegentlich das Journal intime ersetzen, das

mit dem Beginn des Jahres 1808 abbricht und erst nach mehr als drei Jahren noch einmal für kurze Zeit aufgenommen wird. Deutlicher noch als in den Lakonismen des Tagebuchs spiegelt sich in diesen ausführlichen Herzensergießungen der allgemeine ennui, die pessimistische Grundstimmung der damaligen Intellektuellen wieder, die der Keimboden für das bald so üppig wuchernde Kräutlein Weltschmerz werden sollte. Zugrunde lag ihr die tiefe Enttäuschung aller derer, die von der Götterdämmerung der Revolution ein neues glorreiches Zeitalter der Freiheit erträumt hatten und nun statt dessen den Cäsarismus und Absolutismus in seiner schroffsten Form über die halbe Welt triumphieren sahen. „Sie und ich, mein lieber Prosper,“ heißt es in einem dieser Briefe, „sind nicht geschaffen, in diesem Jahrhundert zu leben und zu wirken. . . . Es gibt keine Individuen mehr, nur noch Bataillone in Uniformen. Wir armen Teufel, die statt einer Uniform noch immer unsere eigenen Kleider tragen, wissen nicht mehr, wohin wir gehören.“ Alles erscheint ihm reglementiert, schabloniert, kommandiert. „China! China!“ ruft er bitter aus, „das ist das Ziel, auf das wir mit Riesenschritten lossteuern.“ Als Symptom seiner zunehmenden Apathie dem Unabänderlichen gegenüber, führt er an, daß ihm selbst die Unterhaltung in geistig ebenbürtiger Gesellschaft nachgerade unmöglich werde, einfach weil ihm jede Diskussion zwecklos und unfruchtbar erscheint in einer Zeit, die alles selbständige und unabhängige Denken paralysiert. In der Einsamkeit von Les Herbages, wohin er sich im April für kurze Zeit zurückzog, überfiel ihn der Alpdruck seiner Erinnerungen, das Gefühl eines unerfüllten Daseins, der Gedanke an Tod und Vergehen mit

noch nicht gekannter Gewalt. „Von Tag zu Tag verstehe ich das Leben weniger," klagt er dem Freunde, „und ich möchte mich manchmal auf die Erde werfen, um ihr ihr Geheimnis abzulauschen. Hat denn jedermann dieses Gefühl und verbirgt es nur, wie ich es verberge? Trägt jedermann eine Maske und stellt sich charakterlos und gemein, nur um nicht für einen Narren gehalten zu werden? Wo gibt es wirkliche Menschen, denen dies Leben so wie es jetzt ist, zusagt, denen es als eine ganz selbstverständliche Sache erscheint: geboren zu werden, andere ringsumher sterben zu sehen, die unsichtbare Hand auf sich lasten zu fühlen, die ihre Gesichter furcht, ihre Stimmen zum Flüstern dämpft, — und schließlich selbst zu sterben?"

Den Ausgleich für diese innere Disharmonie suchte er teils in der Arbeit, teils in der Gesellschaft Charlottens, teils in den Sensationen des Spieltisches und anderer Dinge. Er interessiert sich, wie es um dieselbe Zeit auch Goethe tat, für die Experimente und Vorträge des Phrenologen Doktor Gall, der eben damals aus Deutschland nach Paris übergesiedelt war und mit seiner sonderbaren Schädellehre viel Aufsehen und Widerspruch erregte. Er probiert gleich Wallenstein sein Heil im Glauben an das Übernatürliche und sucht eine von der vornehmen Welt frequentierte Wahrsagerin auf, ähnlich wie er schon im Jahre vorher in Lausanne ein paar Mal an den mystischen Religionsübungen im Hause eines angeheirateten Vetters, des Chevalier von Langallerie, kuriositätshalber teilgenommen hatte. Aber weder Konventikel noch Hexenküche vermochten seine Selbstkritik zu narkotisieren, und je näher der Sommer heranrückte, der Frau von Staël nach Genf zurückführen

und dann notwendig neue heftige Wirbelstürme heraufbeschwören mußte, um so mehr empfand er die Notwendigkeit, daß etwas geschehen müsse, daß er es sich und Charlotte schuldig sei, die Konsequenzen des letzten Jahres zu ziehen und sie zu heiraten. Auch sein Vater drängte zu diesem Schritt, von dem er sich Benjamins endliche Befreiung versprach, und dieser selbst gab sich dem Wahne hin, daß Frau von Staël einer vollzogenen und unwiderruflichen Tatsache gegenüber wohl oder übel ihre Ansprüche an ihn werde aufgeben müssen. Ende Mai reiste er mit Charlotte von Paris wieder nach Brevans bei Dôle ab, und hier wurde am 5. Juni*) im Hause des zweiundachtzigjährigen Generals Constant der Trauungsakt durch einen befreundeten, protestantischen Geistlichen aus dem nahen Besançon vollzogen — allerdings, wie sich später ergab, nicht in rechtsgültiger Form, da einigen gesetzlichen Formalitäten damit nicht genügt war.

Der Rubikon war nun überschritten, aber wie wenig er sich dabei als Sieger über sich selbst fühlte, läßt ein wenige Tage nach der feierlichen Handlung an Barante geschriebener Brief erkennen, in dem er — ohne das Ereignis selbst mit einer Silbe zu erwähnen — auf die große Unentschlossenheit seines Charakters zu sprechen kommt und die Tragik seines Lebens in die Worte faßt:

---

*) Prof. Eugène Ritter hat in seinen „Notes sur Mme. de Staël“ (1899) einigen Scharfsinn auf den Beweis seiner Behauptung verwandt, daß die Vermählung erst im Dezember desselben Jahres stattgefunden habe. Er ist im Irrtum: die Heiratsurkunde, die mir im Original vorlag — sie befindet sich im Archiv der Familie v. Marenholtz in Groß-Schwülper — ist vom 5. Juni 1808 datiert, was für die Vorgänge der nächsten Monate keineswegs gleichgiltig ist.

„Ich habe oft und viel darunter gelitten, daß man aus dem, was ich *sagte*, auf das schließen zu dürfen glaubte, was ich hätte *tun* müssen.“ Und er erläutert dies Bekenntnis dahin: „Die meisten Menschen, wenn nicht alle — denn es handelt sich dabei nicht um einen Mangel an Freundschaft oder Verständnis, sondern um ein Naturgesetz — sehen das, was die andern angeht, als etwas Bestimmtes, Geschlossenes, fest Umgrenztes an, weil sie nichts wahrnehmen, als die Tatsachen, obwohl nur selten unsere Schmerzen durch konkrete Tatsachen verursacht sind (sondern durch das, was dazwischen liegt). Das Herz ist ein unmittelbares Stück unsrer selbst. Es kennt Krankheiten, von denen es nicht geheilt werden will, obgleich es von ihnen geheilt zu werden vermag. Zufällige Umstände führen wohl diese Heilung trotzdem herbei; aber, wie gesagt, solange sie nicht stattgefunden hat, wünscht man sie sich nicht. Nur die guten Freunde wünschen sie, und was sie alles sagen, um darauf hinzuwirken, die Unzufriedenheit, die sie einen merken lassen, wenn sie sehen, daß man aus der Situation nicht heraus will, über die man sich beklagt, verschärfen nur den inneren Zwiespalt, anstatt ihn zu bessern. . . .“

Glosters Frage drängt sich hier auf: ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit? Und man fühlt ohne weiteres, daß aus solchen Reflexionen noch kein zur Entschlossenheit Geheilter spricht, daß der letzte Akt dieser Stella-Tragikomödie erst noch bevorstand.

XII

„Wallstein“

Es war vereinbart worden, daß die vollzogene Heirat einstweilen streng geheim gehalten werden sollte. Benjamin wußte Charlotte davon zu überzeugen, daß er nun, nachdem er ihr den Beweis von dem Ernste seiner Absichten gegeben, noch einen gewissen Spielraum gebrauchte, sich vollends mit Frau von Staël auseinanderzusetzen. Charlotte kannte aus seinen Schilderungen seine schwierige Lage: sie war verständnisvoll und gutherzig genug, sich zu der ihr zugemuteten, für eine stolzere Natur demütigenden Rolle zu verstehen, und während ihr eben angetrauter Gatte noch einmal als Vasall an den Hof seiner früheren Gebieterin zurückkehrte, nahm sie vorläufig auf dem Lande bei Neuchatel Aufenthalt, der weiteren Entwicklung der Dinge dort zu harren. Benjamin seinerseits war keineswegs der rücksichtslose Egoist, der ein solches Opfer als selbstverständlich hingenommen hätte: er war vielmehr von der Größe dieser Entsagungsfähigkeit voll Dankes durchdrungen und kann in seinen Briefen an Frau von Nassau Charlottens gütigen Charakter nicht genug rühmen, der ihm mehr denn je die Gewißheit gebe, daß er in ihr sein Glück endlich gefunden habe.

Im Juli war Frau von Staël aus Wien auf dem Rückweg über Weimar in Coppet eingetroffen, wo sich der alte Kreis schnell wieder zusammenschloß. Es ist

fälschlicherweise früher so dargestellt worden, als habe Constant sie gleich nach ihrer Rückkehr brieflich um eine Zusammenkunft in der Nähe von Genf ersucht und hier der Ahnungslosen plötzlich Charlotte als seine Gattin vorgestellt: vielmehr erfolgte diese Bekanntschaft nicht vor dem nächsten Jahre, und gerade darin bestand jetzt das Komplizierte und Heikle seiner Lage, daß er seinen alten Platz in Coppet wieder einnahm, ohne daß Frau von Staël von seiner bereits geschlossenen Ehe auch nur das geringste ahnte. Was früher Diplomatie des Herzens gewesen war, wurde jetzt eine unausgesprochene Lüge: dies sich einzugestehen, besaß er Selbsterkenntnis genug. Aber er tröstete sich damit, daß diese letzte Galgenfrist nicht von langer Dauer sein könnte, denn Frau von Staël trug sich damals mit dem schon seit Jahren erwogenen Plan einer großen Reise nach Amerika, wo sie noch von ihrem Vater her Ländereien besaß, und gedachte im Herbst, spätestens im Winter, diese Absicht auszuführen: lag erst der atlantische Ozean zwischen ihr und ihm und erfuhr sie dann die bittere Wahrheit, so war die Gefahr, daß sie sich zu extremen Unbesonnenheiten hinreißen ließ, die vielleicht ihr und anderer Unglück gewesen wären, erheblich verringert. „Ich bin überzeugt," heißt es in einem Briefe Benjamins an Frau von Nassau, „daß die wahre Moral darin besteht, andern so viel Schmerz als möglich zu ersparen, und daß man die Pflicht hat, diesem Zweck nicht nur das eigene Glück, sondern nötigenfalls bis zu einem gewissen Grade sogar die eigene Reputation zu opfern." Als Motiv seiner Handlungsweise bezeichnet er immer wieder nichts anderes, als die Pietät für ein lange bestehendes Herzensband, die Selbstverleugnung zugunsten einer ihm be-

wahrten Zuneigung, die er auch künftig noch um jeden Preis schonen möchte, trotzdem sein Leben jetzt eine neue Wendung genommen habe.

Frau von Nassau war nächst seinem Vater die einzige, die um den wahren Sachverhalt wußte — selbst Rosalie, sonst seine unbedingte Vertraute, durfte nichts erfahren, damit in keinem Falle vor der Zeit etwas nach Coppet dränge — und da ihm an der Meinung der klugen alten Dame viel gelegen war, veranlaßte er Charlotte, sie in Lausanne zu besuchen. Ende Juli kam diese in Begleitung einer mittlerweile aus Deutschland bei ihr eingetroffenen Tante dahin, und Frau von Nassau, die den beiden Damen ausgesuchte Aufmerksamkeit erwies, konnte ihrem darob beglückten Neffen nur von den günstigsten Eindrücken berichten. Dieser selbst blieb gleichwohl während der Zeit in Coppet, da er erklärte, es fehle ihm ein plausibler Grund, sich zu entfernen, ohne Verdacht zu erregen; dafür kamen die beiden Hardenbergschen Damen alsbald nach Genf, wo Constant unter dem Vorwande, daß es sich um Bekannte aus seiner Braunschweiger Zeit handle, öfters mit ihnen zusammentraf, ohne Frau von Staëls Mißtrauen zu erregen, und natürlich auch ohne daß die alte Frau von Hardenberg etwas von der bereits vollzogenen geheimen Heirat ihrer Nichte wußte. „Jamais il n'y eut une situation plus bizarrement travaillée que la mienne," konnte Benjamin mit Fug in diesen Tagen an Frau von Nassau schreiben. Er empfand es aber doch jetzt stärker als bisher, daß von seinem künftigen Verhalten nicht mehr sein Wohl und Wehe allein, sondern auch das einer Andern abhing, deren Schicksal er mit dem seinigen verkettet hatte, und er suchte in diesem Gedanken eine moralische Rückenstärkung.

Indessen mußte es ein äußerer Grund zunächst rechtfertigen, daß sein Aufenthalt in Coppet sich vom Sommer in den Herbst und zuletzt bis zum Winter hinzog. Der Druck seines „Wallstein“, für den er Frau von Staëls Verleger Paschoud in Genf gewonnen hatte, begann im September und nahm, da Constant ihn selbst überwachen mußte und noch in der Korrektur vieles änderte, mehrere Monate in Anspruch: Vorwand genug für ihn andern und sich selbst gegenüber, alle weiteren Entscheidungen bis nach der Beendigung des Druckgeschäftes zu vertagen. Charlotte, die sich inzwischen wieder in ihre Einsamkeit nahe bei Neuchatel zurückgezogen hatte, scheint sich denn auch mit keinem Vorwurf gegen diese neue harte Geduldsprobe gewehrt zu haben, aber so großherzig diese entgegenkommende Nachsicht und Standhaftigkeit war, sie leistete doch mehr der fatalistischen Unentschlossenheit ihres jetzigen Gatten in partibus, als seiner Willenskraft Vorschub.

Der Sommer und Herbst dieses Jahres 1808 gestaltete sich für Coppet gesellschaftlich noch bewegter, als der des vorigen Jahres. Die Zahl der anwesenden Gäste betrug zuzeiten zwischen zwanzig und dreißig. Man traf sich um elf Uhr beim gemeinsamen Frühstück, nahm die begonnenen literarischen und wissenschaftlichen Gespräche beim Diner wieder auf und setzte sie zumeist bis zu dem um elf Uhr abends stattfindenden Nachtmahle fort, manchmal auch noch über die Gespensterstunde hinaus. In diesem regen Spiel der geistigen Kräfte, dem unerschöpflichen Austausch der Anschauungen, dem scharfen Gefecht der blitzenden Wortklingen fühlte sich Frau von Staël in ihrem Elemente, aber auch nur dann, wenn sie in Benjamin den gewohnten Partner besaß. Er nur

verstand sie in einem Grade zu elektrisieren, daß sie beide gewöhnlich allein die Unterhaltung beherrschten, bei der die andern vorwiegend die Zuhörerrolle spielten. Er war für sie, was für eine schöne Frau ihr Spiegel: er warf ihr gleichsam das Bild ihrer geistigen Persönlichkeit mit all seinen blendenden Vorzügen zurück und entzückte sie dadurch. Er allein vermochte es, der Schnelligkeit ihres impulsiven Denkens zu folgen, auf jede unerwartete Wendung einzugehen, jede Anspielung im Fluge aufzufangen und sie durch diese Schlagfertigkeit und Gedankenbereitschaft so weit hinzureißen, daß sie ihn vor anderen für „le premier esprit du monde" erklären konnte, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Des Reichtums ihrer eigenen Geistesgaben ward sie sich jedesmal erst im Verkehr mit ihm im vollen Umfang bewußt, und dieses Hochgefühl konnte ihr niemand je ersetzen, zumal es auf voller Gegenseitigkeit beruhte. Ihre ungeheure geistige Lebhaftigkeit verbrauchte Ideenmaterial, wie eine Maschine Kohlen verbraucht, aber unerläßlich blieb es freilich, daß ein Kreis von ebenbürtigen Zuhörern bei solchen Gesprächsturnieren und Geistesfeuerwerken zugegen war. Eine oft bezeugte Äußerlichkeit war für ihre nervöse Beweglichkeit charakteristisch genug: sie konnte nicht fließend sprechen, ohne in ihrer Hand einen kleinen Zweig, einen Papierknäuel, ihren Fächer, ein Falzbein oder Ähnliches spielend hin- und herzudrehen, und mußte deshalb stets etwas dergleichen bei sich haben. Andererseits störte sie das Gespräch der andern nicht im mindesten bei eigener Tätigkeit, und es ist bekannt, daß sie inmitten ihrer plaudernden Gäste ihre Korrespondenz zu erledigen, wohl auch wissenschaftlich zu arbeiten pflegte.

Von literarisch bedeutenden Besuchen sah das Schloß in diesen Monaten unter anderen den im Morgenlichte seines Ruhmes stehenden Dänen Adam Öhlenschläger, dessen Bekanntschaft Frau von Staël zwei Jahre vorher in Acosta gemacht hatte. Er war auf dem Wege nach Italien und wollte nur kurze Zeit ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, ließ sich aber dann durch das anregende und angeregte Leben in Coppet bewegen, bis ins Frühjahr hinein zu bleiben. „In Frau von Staëls Hause," erzählen seine Lebenserinnerungen, „war ewige Lustigkeit, wenn auch nicht eben immer Freude. Fast jeden Tag gab es prächtige Diners und abends Soupers. Ich habe kein Haus gekannt, in dem es so flott zuging. Sie war ungeheuer reich, bekam außerdem ein außerordentlich hohes Honorar für ihre Schriften, liebte selbst das gute Leben und fühlte sich sehr wohl an der Spitze ihres Tisches. . . . Das war das Katheder, auf dem sie Vorlesungen hielt." Von ihrer Erscheinung bemerkt er, sie sei nicht schön gewesen, aber in ihren strahlenden schwarzen Augen habe etwas unwiderstehlich Anziehendes gelegen. „Sie besaß im höchsten Grade die Gabe, auch widerstrebende Naturen zu bezwingen und durch ihre Liebenswürdigkeit Menschen der gegensätzlichsten Art einander zu nähern. Ihr Organ war etwas zu laut, ihr Gesichtsschnitt etwas zu männlich, aber ihr Herz zartfühlend und gütig."

Öhlenschläger traf außer den Paladinen Schlegel, Constant, Sismondi, Bonstetten und de Sabran, noch den alten Baron Voght aus Altona, einen verdienten Philanthropen, der noch Lessing persönlich gekannt hatte und dessen „Nathan" der Schloßgesellschaft deutsch vorlas, ferner den Bildhauer Friedrich Tieck, Ludwigs



Frau von Staël
Nach einer Büste von Friedrich Tieck (Coppet 1808)
Original in der Großh. Hofbibliothek zu Weimar

jüngeren Bruder, der hier die jetzt in der Weimarer Bibliothek befindliche Marmorbüste der Herrin von Coppet modelte, und endlich als interessantesten Gast Zacharias Werner, der sich gleichfalls auf dem Weg nach Italien befand. Er hatte den Winter vorher in Weimar verbracht und war in Interlaken, als sich Frau von Staël dort im August ein paar Tage aufhielt, dieser durch den Kronprinzen Ludwig von Bayern vorgestellt und von ihr nach Coppet eingeladen worden, wo er im Oktober eintraf. Auch er war von ihrer Persönlichkeit bezaubert. „Man muß sie," schrieb er aus Coppet einem seiner Bekannten, „anbeten, wie meine Freunde August Wilhelm Schlegel und Benjamin Constant." Während seines Aufenthaltes, der bis in den November währte, wurde viel gemeinsam gelesen, deutsche, spanische, klassische Dramen, und was nicht gelesen wurde, wurde auf den Brettern dargestellt. Werners Schicksalstragödie „Der 24. Februar" erlebte in diesen Wochen auf der kleinen Bühne von Coppet ihre erste Aufführung. Auch ein neues dramatisches Gedicht von Frau von Staël, die biblische Szene „Die Sunamitin", in der sie selbst und die elfjährige Albertine die Hauptrollen nach Werners Zeugnis „mit unglaublicher Genialität" spielten, übte starke Wirkung.

Benjamin Constant hatte in diesem kleinen Drama die Rolle eines Propheten übernehmen müssen, und er hätte wahrscheinlich viel darum gegeben, wirklich einer zu sein, um vorauszuwissen, wie sich seine nächste Zukunft gestalten werde. Mit der zu Ende gehenden Drucklegung seines „Wallstein" schwand ihm der Vorwand dahin, unter dem er seinen Aufenthalt derart hatte verlängern können. So unfähig wie je, den gordischen

Knoten seiner Situation glatt zu durchschneiden, überließ er es abermals der Zeit und dem Schicksal, was sie für ihn tun wollten, und in den Briefen an Barante aus jenen Tagen macht sich ein auffallender religiöser Einschlag und der Glauben an das Walten göttlicher Fügung bemerkbar. Da Frau von Staëls Amerikapläne mittlerweile verschoben worden waren, fiel auch diese Hoffnung auf eine Lösung ohne Gewaltsamkeit vorerst weg. Anfang Dezember endlich konnte er sich durch die Notwendigkeit, seinen Vater zu besuchen und in Paris für seinen „Wallstein“ persönlich tätig zu sein, wieder Bewegungsfreiheit verschaffen. Er eilte, Charlotten aus ihrer Einsamkeit und Ungeduld zu erlösen, und fuhr mit ihr zunächst nach Brevans, wo ihn diesmal zur Abwechslung wieder familiäre Unerquicklichkeiten und Verstimmungen erwarteten. Der Hintergrund dieser Trübungen, die den Beziehungen zu seinem Vater jetzt wieder von dessen Seite eine peinliche Gespanntheit gaben, war, wie so oft schon, finanzieller Natur, das treibende Element Frau Marianne, die zweite Frau des alten Generals, und die Opfer, zu denen sich Benjamin seinem Vater zuliebe immer wieder verstehen mußte, überstiegen seine nicht eben glänzenden Verhältnisse schon erheblich. Er wäre bald wieder abgereist, wenn nicht eine schwere Brandverletzung der einen Hand ihn wochenlang gefesselt und ihm erst Anfang Januar 1809 erlaubt hätte, mit seiner Frau — die es noch immer nicht der Welt gegenüber sein durfte — nach Paris zurückzukehren.

Da der Verleger Paschoud (bei dem auch „Corinne“ erschienen war) den fertigen „Wallstein“, für dessen erste Auflage er seinem Verfasser das ansehnliche Honorar von zweitausendfünfhundert Francs bezahlt hatte, der

Nachdrucker wegen in Genf nicht früher als in Paris veröffentlichen wollte, schrieb man bereits Ende Januar, als das Buch unter dem etwas langatmigen Titel „Wallstein, tragédie en cinq actes et en vers, précédée de quelques réflexions sur le théâtre allemand et suivie de notes historiques, par Benjamin Constant de Rebecque“ endlich erscheinen konnte. Seltsamerweise war Schillers Name auf dem Titelblatt überhaupt nicht genannt, obwohl die historisch-kritische Einleitung keinen Zweifel darüber ließ, daß das Werk eine Bearbeitung der deutschen Bühnendichtung sein sollte und wollte. Aber unbewußt hatte Constant damit an seiner Arbeit selbst die richtigste Kritik geübt; denn unschillerischer kann nicht leicht etwas sein, als dieser dramatische Wechselbalg deutschen und französischen Bühnenstils; gründlicher konnte Schillers Dichtung ihres Charakters nicht entkleidet werden, als in dieser auf Alexandriner gezogenen „tragédie“ klassizistischer Observanz. Schon die Personennamen deuten zum Teil auf die Umformung hin. Der aus metrischen Gründen unbrauchbare Name des Friedländers hat sich die Abkürzung in „Wallstein“ gefallen lassen müssen, eine etwas willkürliche Variante für die einem französischen Munde der gehäuften Konsonanten wegen unaussprechliche ältere Namensform Waldstein. Dieselbe Rücksicht auf den Tonfall des Alexandriners hat aus Piccolomini (was übrigens teilweise der historischen Wahrheit entsprach) einen Gallas, aus Max einen Alfred, aus Questenberg einen Géraldin, aus dem Obersten Wrangel einen Harald werden lassen. Schlimmer als diese Nebensächlichkeiten ist die Zertrümmerung vieler wesentlicher Einzelheiten zugunsten der notwendigen Vereinfachung und Kürzung, denn noch war —

trotz Merciers früheren dramaturgischen Waffengängen — auf dem französischen Theater ein Stück unmöglich, das nicht das aristotelische Korsett der drei Einheiten trug. Es war also von vornherein ausgeschlossen, die ganze Trilogie zu übertragen: das „Lager“ mußte als erstes Opfer fallen, und die rund sechstausendfünfhundert Verse des Hauptdramas mußten auf wenig mehr als ein Drittel eingeschmolzen werden. Dazu kam, daß der Alexandriner dank der gedoppelten Symmetrie seiner Vershälften und seiner Reime für jeden poetischen Gedanken zu einem förmlichen Streckbett werden mußte, das die Gedrungenheit des Blankverses häufig zu wortreicher Umschreibung dehnte.

In seiner ausführlichen Einleitung hat Constant auf diese Schwierigkeiten selbst hingewiesen und dabei für seine Landsleute sehr treffend die Verschiedenheiten der deutschen und der französischen Bühnengesetze betont. „Wir haben,“ sagt er, „ein Bedürfnis nach Einheit und sträuben uns aus diesem Bedürfnis heraus gegen alles, was dem Einheitscharakter unserer Tragödiengestalten Abbruch tun könnte. Wir lassen deshalb auch das ganze Vorleben unserer Helden einfach ausscheiden, soweit es nicht notwendig mit der Handlung selbst verknüpft ist. . . . Daher kommt es, daß die Franzosen selbst in solchen Stücken, die auf überlieferter oder historischer Grundlage ruhen, jeweils nur einen Vorgang und nur eine Leidenschaft dichterisch ausgestalten, während die Deutschen innerhalb eines Dramas ein ganzes Leben, einen ganzen Charakter aufrollen, das heißt, ihre Stücke umschließen natürlich nicht den ganzen Lebensgang ihres Helden, aber sie lassen kein wichtiges Faktum daraus unerwähnt. Ebenso steht es mit den Charakteren. Die

Deutschen lassen von dem Charakterbilde ihrer Personen keinen der Züge weg, die deren Individualität ausmachen, sie zeigen sie uns mit all ihren Schwächen, ihren Inkonsequenzen, kurz mit allen Widersprüchen, die in der menschlichen Natur begründet sind und die zur Lebenswahrheit gehören. Demgegenüber bietet natürlich die Isolierung, in der die französischen Bühnendichter einen einzelnen Konflikt herausheben und nur das eine Motiv behandeln, von dem er getragen wird, ihre unbestreitbaren Vorteile." Das Interesse, heißt es weiter, wird leichter auf einen Punkt konzentriert und abgegrenzt; andrerseits kann diese Art Kunst nie den Schein der Wahrheit erreichen, und der Hörer behält das Gefühl, daß er nicht einer wirklichen historischen Gestalt, sondern einer künstlich geschaffenen Persönlichkeit gegenübersteht.

Zu diesen technischen und ästhetischen Schwierigkeiten, auf die der französische „Wallenstein"-Bearbeiter stieß, kam noch eine mehr praktische: die Unvertrautheit des französischen Publikums mit dem historischen Stoff, oder richtiger gesagt: das mangelnde Interesse der Franzosen für Stoffe der ausländischen Geschichte überhaupt. Um diesem Umstand Rechnung zu tragen, war es erforderlich, nicht nur die Handlung auf möglichst einfache Grundlinien zu reduzieren, sondern auch das bunte Gewimmel der Personen an Zahl erheblich einzuschränken. So finden sich von den etlichen dreißig Einzelrollen des Schillerschen Doppeldramas in Constants Bearbeitung nur eben ein Dutzend noch vor. Von den Offizieren sind außer den Piccolomini (oder Gallas) nur Terzky, Illo, Isolan und Buttler übrig geblieben, die Herzogin und Gräfin Terzky fehlen ganz, Thekla ist — ganz im Sinne

der französischen Tradition — allein auf ihre Vertraute, die gute Neubrunn, angewiesen, die hier unter ihrem Vornamen Elisa erscheint.

Der eingeschrumpften Personenzahl entspricht die verkleinerte Handlung, die sich vom Mittag bis zur Nacht des historischen 25. Februar und durchweg in Eger abspielt. Sie setzt an demselben Punkte wie bei Schiller mit der Ankunft Géraldins (Questenbergs) im Lager ein und zieht die beiden ersten Akte des Originals in einen zusammen, dessen Schluß die ziemlich wortgetreu übernommene Szene zwischen dem kaiserlichen Abgesandten und Wallenstein im Kreise seiner Generale bildet. Aus Theklas Munde, die von der Reise in Begleitung Alfreds eintrifft, erfährt man, daß sie den eben erlittenen Verlust ihrer Mutter beklagt. Alfred selbst ist in einen lyrischen Operntenor verwandelt, der der Geliebten alsbald in einer gesäuselten Liebesarie Trost zu spenden sucht:

Thécla, fille du ciel, mon unique espérance,
Thécla, mélange heureux d'amour et d'innocence,
De quel trouble enchanteur ta voix remplit mes sens!
Quel bonheur dans mon sein pénètre à tes accens!

Vom dritten Akt der „Piccolomini" ist nichts gerettet, der prachtvolle Bankett-Akt durch einen kurzen Bericht Terzkys an Wallenstein dürftig ersetzt. Am Schluß von Constants zweitem Aufzug stehen wir bereits da, wo der fünfte Akt der „Piccolomini" absetzt. Der dritte Aufzug beginnt dann mit Wallensteins stark verkürztem großem Monolog „Wär's möglich, könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?" in der Fassung:

Eh quoi! c'en est donc fait . . . du sort inexorable,
L'arrêt est prononcé . . . l'arrêt irrévocable!

Die folgende Szene zwischen dem Herzog und Harald entspricht ziemlich wörtlich der Wrangel-Szene des Originals, dann aber springen wir wieder ohne weiteres zur siebenten Szene von Schillers drittem Akt, worin Illo und Terzky Gallas-Octavios Verrat offenbar machen, und den Rest des Aufzuges bestreitet ein Duett zwischen Thekla und Alfred, der emphatisch erklärt, seines Vaters Treulosigkeit an Wallenstein durch den Tod im Kampfe für diesen sühnen zu wollen. Von der grandiosen Stretta des Schillerschen Mittelakts mit dem Aufmarsch und Abzug der Pappenheimer ist nichts übrig geblieben. Im vierten Akt bei Constant erscheint nach einigen Einleitungsszenen Wallenstein mit großem Gefolge, an der Hand Thekla und Alfred, der ihm soeben im Kampfe mit aufrührerischen Soldaten das Leben gerettet hat. An die versammelten Generale und Soldaten hält der Herzog eine schwungvolle Ansprache, worin er sie offen zum Abfall von dem „meineidigen" Kaiser auffordert, der die verbrieften Rechte Böhmens mit Füßen getreten habe. Aber als er nun die beiden Liebenden zusammengeben will, rührt sich bei Alfred das Gewissen, und er erklärt, nachdem er den Verrat des Vaters durch den Einsatz seines Lebens für Wallenstein gesühnt habe, nun von allen beiden nichts mehr wissen zu wollen:

Dans l'un je vois un traître, dans l'autre un rebelle.

Nun entspinnt sich jene Überredungsszene zwischen ihm und Wallenstein, die bei Schiller schon der zweite Akt enthält und in der sich die Stelle „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort" u. s. w. also ausnimmt:

La jeunesse, imprudente en ses éclats fougueux,
Distribue au hasard des noms injurieux,
Et ne réfléchit pas, légère aux ses murmures,
Qu'elle fait dans les coeurs de profondes blessures.

Dieser Auftritt ist mit Maxens Abschiedsszene (bei Schiller III, 21) unmittelbar verschmolzen und bildet den vierten Aktschluß. Zu Beginn des fünften redet Wallenstein der gemütskranken Thekla zu, die Werbung des Prinzen von Dänemark anzunehmen (ein solches Heiratsprojekt hatte zu einem früheren Zeitpunkt in der Tat bestanden), aber indem sie noch ihre Weigerung begründet, kommt die Nachricht, daß Alfred im Kampfe gefallen ist, worauf der Bote, hier statt des schwedischen ein sächsischer Offizier, den Hergang der Katastrophe der erschütterten Thekla erzählt. Während diese die Bühne verläßt, um sich mit ihrem Fräulein zum Aufbruch an Alfreds Bahre zu rüsten, sucht Buttler — den schon im ersten Akte Géraldin-Questenberg gegen Wallenstein aufzuwiegeln vermochte — den schwankenden Isolan zur Mitverübung der Mordtat zu bewegen, die er vorbereitet hat; Wallenstein hält seinen letzten schicksalsbangen Monolog, und nachdem er sich zurückgezogen hat, will Thekla heimlich mit ihrer Neubrunn das Schloß verlassen, findet jedoch die Ausgänge schon durch die Mannschaften des eben wieder eintreffenden Gallas versperrt, der vom Kaiser den Auftrag hat, Wallenstein das Kommando abzunehmen, ihm aber Leben und Freiheit zu lassen. Bevor es indessen dazu kommt, ist auch Buttlers Mordanschlag hinter der Szene vollzogen, und Gallas, der Thekla gegenüber seine Schuldlosigkeit an dieser ungeheuren Tat beteuert, muß nun aus deren Munde zu seinem Schrecken hören, daß auch in seinem Hause die Trauer eingekehrt, daß Alfred gefallen ist. Ein sentimental-versöhnliches Schlußwort Theklas an den Vater ihres Geliebten gibt der Tragödie den Ausklang.

Der äußere Erfolg des Buches war unbestreitbar

groß und die erste Auflage schon binnen sechs Wochen vergriffen. Aber die Urteile der Kritik waren sehr geteilt. Während angesehene Organe, wie der „Publiciste“ es außerordentlich rühmten, erklärten es andere — so das „Journal de Paris“ in einer Serie von vier Artikeln — für „une monstruosité littéraire“. Jedenfalls war das Interesse für das Buch, wie auch der schon erwähnte rasche Absatz zeigt, unerwartet lebhaft. „Ich habe Ihnen ‚Wallenstein‘ geschickt,“ schrieb am 20. Februar 1809 Frau von Staël an die Großherzogin Louise von Weimar, „und bin sehr gespannt, Ihre Meinung darüber zu hören. . . . Das Stück hat in Paris große Sensation gemacht. Es ist dort ein literarisches Ereignis, um das heftig für und wider gestritten wird.“ Auch Napoleon las es, äußerte sich aber seinem Vertrauten Roederer gegenüber ziemlich wegwerfend. Aus einer Unterredung, die er am 4. März im Elysée mit dem Kaiser hatte, notierte sich Roederer die Worte: „Benjamin Constant hat da eine Tragödie und eine Poetik verfaßt. Diese Leute wollen schreiben und haben nicht die Anfangsgründe der Literatur hinter sich gebracht! Er soll erst Poetik studieren, besonders die von Aristoteles! Es ist keine Willkürlichkeit, wenn die Tragödie die Dauer der Handlung auf vierundzwanzig Stunden beschränkt: das geschieht, weil sie die Leidenschaften auf ihrem Höhepunkte zeigt, im intensivsten Moment ihrer Entwicklung, also da, wo die Dinge weder eine Ablenkung, noch eine zu lange Dauer vertragen. Constant will, daß während der Handlung gegessen wird! Derlei kommt bei ihm vor! Wenn die Handlung beginnt, sind die Darsteller in Aufregung, im dritten Akt sind sie erhitzt, im letzten in Schweiß gebadet!“

Bei der Entschiedenheit, mit der der Geschmack des Kaisers dem klassischen Tragödienideal zuneigte, war es nur begreiflich, daß er in Constants Stück das Neue nicht gut und das wenige Gute nicht neu finden konnte. Daß dieser sich mit seinem Versuch, Schiller französisch zu frisieren, gründlich zwischen zwei Stühle — um nicht zu sagen: zwischen zwei Stile — gesetzt und es damit niemandem recht zu Dank gemacht hatte, zeigt auch das Epigramm, das Goethe nach dem Empfang des ihm übersandten Buches unterm 22. Februar 1809 an „die Frau Hofrätin von Schiller" richtete und das halb Wohlwollen für den geschätzten Verfasser, halb Ironie über die entstandene Zwittergeburt verrät:

Der Du des Lobs Dich billig freuen solltest,
O guter Constant, bleibe still!
Der Deutsche dankt Dir nicht, er weiß wohl, was er will,
Der Franke weiß nicht, was Du wolltest.

So wenig Geschmack fand Goethe an der ihm unsympathischen Arbeit, daß er sie offenbar gar nicht durchgelesen hat, denn das in seiner Bibliothek aufbewahrte Exemplar ist noch heute . . . erst teilweise aufgeschnitten.

Tatsächlich wirkt auf den deutschen Leser das Stück nur wenig besser denn als eine Karikatur des Originals. Bei dem notwendigen Prozeß des Verkürzens und Zusammenschiebens, des Abstreifens von Einzelheiten, des Ausschaltens wichtiger Motive ist nicht weniger als alles verloren gegangen, was diesem stolzesten Monumentalbau unter Schillers Dramen seinen Reichtum, seine Seele, seine unvergleichliche Dynamik gibt. Es war ersichtlich Constants Bemühen, wenigstens alles für die Person Wallensteins Charakteristische herüberzuretten, ihm sogar seinen Aberglauben zu lassen, obwohl grade

Wallstein
Tragedie en cinq Actes

Der du des Lobs dich billig freuen solltest,
O! guter Constant, bleibe still!
Der Deutsche dankt dir nicht; er weiß wohl
was er will,
Der Franzе weiß nicht was du wolltest.

d. 22. Febr. 1809. G.

Epigramm Goethes auf Constants Wallenstein-Übersetzung
(„An Frau Hofrätin v. Schiller")

dieses tragische Motiv im aufgeklärten Frankreich Gefahr lief, lächerlich zu wirken. Aber der Versuch mußte an den unzureichenden Mitteln scheitern, zumal nicht nur das „Lager“ fehlte, das allein nach Schillers Wort Wallensteins Verbrechen erklären sollte, sondern auch fast das ganze psychologische Räderwerk, der genial ineinandergefügte Mechanismus von Ursachen und Beziehungen, der bei Schiller den ehernen Gang des Schicksals als zwingende Notwendigkeit erscheinen läßt. Alles erscheint verflacht, wichtige dramatische Vorgänge sind der verringerten Personenzahl geopfert und durch einfache Berichte ersetzt, das reiche Gedankenschnitzwerk des Dialogs ist vom Hobel konventioneller Rhetorik weggenommen, obwohl nicht geleugnet werden soll, daß der Bau der Verse hin und wieder an die tönende Eleganz klassischer französischer Vorbilder heranreicht und daß das überhaupt unlösbare Problem, neuntausend Schillersche Blankverse auf knapp ein Drittel zu reduzieren und obendrein in Alexandriner-Währung umzuwechseln, an und für sich mit technischem Geschick bewältigt ist. Wo der Übersetzer dem Original wörtlich zu folgen bemüht war — womit er sich allerdings wohlweislich auf einige Hauptszenen beschränkte — tut er es mit sprachlicher Virtuosität, aber eine Stelle etwa, wie die Wiedergabe von Wallensteins mystischem Motto „Es gibt im Menschenleben Augenblicke“ mit der verdoppelten Wortzahl:

Il est, pour les mortels, des jours mystérieux,
Ou, des liens du corps, notre âme dégagée
Au sein de l'avenir est tout à coup plongée,
Et saisit, je ne sais par quel heureux effort,
Le droit inattendu d'interroger le sort —

zeigt in ihrer begrifflichen Verdünnung und Verbreite-

rung, zu welchen Aushilfen der Reimzwang den Bearbeiter nötigte. Constant selbst empfand wohl bei der Arbeit die „monotonie excessive“ des Alexandriners, mit der er zu kämpfen hatte, aber der Gedanke, von diesem liturgischen Versmaß abzugehen, lag ihm natürlich, wie jede reformatorische Absicht, ferne.

Bei alledem war sein Unternehmen, für den interessantesten Schillerschen Dramenhelden um Bühnenrecht zu werben, weder ohne Verdienst noch ohne Bedeutung. Die Bedeutung bestand darin, daß hier fast ein Menschenalter vor Victor Hugo und der eigentlichen Romantik zum ersten Male wieder der Versuch eines historischen Dramas gemacht wurde, wie es die französische Bühne bis dahin noch so gut wie gar nicht besaß. Die Klassiker von Racine bis Voltaire hatten ihre Stoffe fast ausschließlich dem grauen Altertum, dem fernen Orient, allenfalls, wie im Cid, dem frühen Mittelalter entnommen, aber stets mit solch geflissentlicher Vermeidung jeder zeitlichen und örtlichen Charakteristik, daß es sich gleich blieb, ob die Vorgänge in Rom oder Ninive, zu Homers Zeiten oder während der Kreuzzüge spielten. Ein französisches Geschichtsdrama, wenn man von Chéniers erfolgreichem, aber nach der Revolution schnell wieder vergessenem „Charles IX.“ absieht, gab es überhaupt nicht, und Raynouards damals vielbewunderte „Templiers“ galten schon als kühne Neuerung, weil sie einen, wenn auch zeitlich sehr entlegenen Stoff aus Frankreichs Vergangenheit behandelten. Mit „Wallstein“ unternahm Constant, freilich mehr auf Schillers als auf eigene Unkosten, den ersten absichtlichen Schritt zu einem aus der Neuzeit geschöpften historischen Drama und wurde damit ein erster früher Vorläufer des fran-

zösischen romantischen Dramas, wurde es vielleicht nicht so sehr durch seine wenig glückliche Nachdichtung selbst, die keine tiefere Spur hinterließ, als durch den schon erwähnten historisch-kritischen Essai, den er seinem Buch als Einleitung voranschickte und der sich, in entsprechend umgearbeiteter Form, in seinen 1829 gesammelt herausgegebenen „Mélanges de Littérature et de Politique“ wiederfindet. Zieht man in Betracht, daß Frau von Staëls Buch über Deutschland, das nach Goethes anerkennendem Zeugnis in die „chinesische Mauer“ zwischen Frankreich und uns die erste breite Lücke brach, erst drei Jahre später erschien, so war diese dramaturgische Abhandlung — deren Gedanken sich übrigens im 15. Kapitel von Frau von Staëls Werk teilweise wiederholt finden — der erste öffentliche Vortrag über die deutsche dramatische Literatur, der dem gebildeten französischen Publikum gehalten wurde, und die erste kritische Analyse der tiefgehenden Unterschiede in der Bühnenästhetik beider Nationen. Ihr historischer Wert ist also nicht gering anzuschlagen, und Constant durfte, als er zwanzig Jahre später kurz vor seinem Tode noch in der „Revue de Paris“ einen Essai über die Tragödie veröffentlichte, sich mit Recht als denjenigen bezeichnen, der zuerst den Wendepunkt in der Geschichte des französischen Dramas, das Abwerfen der alten Regeln, mit seiner „Wallstein“-Einleitung signalisiert habe. Frau von Staël selbst hat in ihrem Buche über Deutschland auf diese nach ihrem Zeugnis „vielbewunderte“ Einleitung nachdrücklich Bezug genommen und die Gelegenheit benutzt, ihren Freund gegen die kritischen Ausstellungen, die an seinem „Wallstein“ gemacht worden waren, mit beredten Worten zu verteidigen, das heißt, für alle seine Fehler nur die zu

weit getriebene Rücksicht auf die überlieferten Vorschriften der französischen Bühne verantwortlich zu machen, vor allem auf die Einheiten der Zeit und des Orts, die sie selbst als eine zwecklose Fessel verwarf. Und mit dieser Form der Verteidigung traf sie den richtigen Punkt, denn Constants Versuch mußte eben daran scheitern, daß er den neuen Wein Schillerscher Dichtung in die alten Schläuche der klassischen Regeldramatik umfüllen zu können glaubte. Er mußte freilich auch scheitern, weil Benjamin Constant überhaupt kein Dichter war, sondern nur ein literarisch bewanderter, sprachgewandter und geistreicher Schriftsteller, der für eine derart eingreifende Bearbeitung allzu wenig aus eigenen Mitteln zu steuern hatte.

Er war im übrigen zwar der erste, der den „Wallenstein" ins Französische übertrug, aber nicht der erste, der sich mit dieser Absicht beschäftigte. Die Ironie des Zufalls wollte es, daß sein Vorgänger auf diesem Wege kein anderer war, als sein einstiger Vorgänger in der Liebesgunst Frau von Staëls: Graf Louis Narbonne, der Vater ihres zweitgeborenen Sohnes Albert. Er hatte sich, da er noch als Emigrant in Deutschland weilte, zuerst an Cotta und dann auf dessen Vermittlung hin direkt an Schiller um die Autorisation zur Übersetzung des „Wallenstein" gewandt, die ihm bereitwillig erteilt wurde. Da ihm jedoch bald nachher der Umschwung der politischen Verhältnisse und seine Amnestierung die Rückkehr nach Frankreich ermöglichte, erklärte er (in einem Briefe an Schiller aus Eisenach vom April 1800) sein lebhaftes Bedauern, die Arbeit nicht ausführen zu können, denn er hatte sich nur in der Voraussetzung daran wagen wollen, sie in Schillers Nähe und unter seiner unterstützenden Aufsicht ausführen zu können.

Die Bühnenprobe hatte Constants „Wallstein" niemals zu bestehen. Erst am 22. Oktober 1828 ging eine fünfaktige Tragödie „Wallstein" von Charles Liardières über die Szene des Théâtre français und errang, wie die Kritiken in den „Débats", dem „Mercure de France" und andere beweisen, einen entschiedenen Erfolg. Im Jahre vorher hatte auch Theodor Villenave fils der Comédie einen „Walstein, drame en 5 actes en vers, précédé du Camp de Walstein, prologue en vers" eingereicht, der — vielleicht nur mit Rücksicht auf die schon angenommene Version von Liadières — abgelehnt und jedenfalls erst geraume Zeit später, im März 1845 am Odéon ohne sonderlichen Erfolg gespielt wurde, nachdem daraus das „Lager" allein in der Revue germanique vom März 1837 erschienen war. Später folgten noch andere Übersetzungen von Th. Braun (Straßburg 1864) und die von Régnier in der französischen Gesamtausgabe von Schillers Werken.

XIII

Trennung

Der Erfolg seiner Wallenstein-Bearbeitung, obwohl es, von den ersten politischen Broschüren abgesehen, der erste literarische Erfolg seines Lebens war, brachte Constant über die beklemmende Unzufriedenheit nicht hinweg, die ihn gefangen hielt. Noch immer stand ihm bevor, was er seit zwölf Jahren hundertmal beschlossen und beschworen, hundertmal aufgegeben hatte. Nur daß er jetzt erst durch seine Heirat die Schiffe hinter sich verbrannt hatte und auf kein Zurück mehr rechnen durfte.

Am 9. Mai 1809 endlich fiel der harte Schlag. Er hatte sich mit Charlotte nach Sécheron bei Genf begeben und Frau von Staël dort um ein Rendezvous gebeten: nach einem Berichte Sainte-Beuves, der sich auf unveröffentlichte Tagebuchfragmente Benjamins stützt, habe er ihr hier in einem Gasthof Charlotte ohne weitere Vorbereitung als seine Frau vorgestellt, und Frau von Staël sei von dieser Eröffnung um so mehr zerschmettert worden, als ihr die „fadesse allemande" ihrer Nebenbuhlerin auf die Nerven gegangen sei, die halb zu ihrer Beruhigung, halb zu seiner Entschuldigung immer wieder die Phrase gebraucht habe: „C'est que Benjamin, voyez-vous, est si bon!" Constant selbst berichtet am 13. Mai 1809 seiner Tante nur so viel: die so lange aufgeschobene Mitteilung sei endlich erfolgt; er habe von Frau von Staël das Versprechen ihrer fortdauernden Freundschaft

erlangt und sich nur verpflichten müssen, die Tatsache seiner Verheiratung noch für eine Weile geheim zu halten, um ihr Zeit zu lassen, die öffentliche Meinung in der Weise vorzubereiten, als ob sie diejenige gewesen sei, die ihn verabschiedet habe.

Charlotte hatte heroischer Weise selber, um ihrem Gatten härtere Krisen zu ersparen, angesichts der Verzweiflung, deren Zeugin sie ward, dieses Anerbieten gemacht, wie sie sich auch freiwillig bereit erklärt hatte, zur Abkürzung des Verfahrens der Medea von Coppet persönlich gegenüberzutreten, wozu nach allem vorangegangenen und nach allem, was sie zu gewärtigen hatte, eine nicht gewöhnliche Herzenstapferkeit gehörte. Aber mit der aufregenden Ausführung dieses entscheidenden Schrittes war auch ihre standhaft behauptete Energie plötzlich gebrochen, eine Art Willenslähmung kam über sie, und sie erklärte sich zu Benjamins gelinder Verzweiflung außer Stande, der Abmachung gemäß gleich nach der kritischen Begegnung von Sécheron wieder abzureisen: sie wollte überhaupt nicht mehr reisen, sich nicht mehr herumschleppen und versteckt halten lassen, sondern in Benjamins Nähe bleiben, und dieser mußte seine ganze Überredung aufbieten, um sie zur Vermeidung alles Aufsehens zu bestimmen, wenigstens vorläufig wieder zu seinem Vater nach Dôle zurückzukehren. Dort wollte er sie einige Zeit nachher, wenn der Sturm in Frau von Staëls verwundetem Gemüt ausgetobt haben würde, wieder treffen, und von dort aus sollte die Veröffentlichung ihrer Heirat erfolgen. Inzwischen blieb er selbst in Coppet und bemühte sich, seiner schwer erbitterten Freundin klar zu machen, daß und warum eine Geheimhaltung auf längere Dauer nicht möglich sei. An-

fang Juni begleitete er sie, ihre Kinder und die Getreuen des Hauses nach Lyon, wo alles den dort gastierenden Talma spielen sehen wollte und wo auch Madame Récamier sich nach fast zweijähriger Trennung mit Frau von Staël wieder traf. Hier spielten sich neuerdings stürmisch erregte Szenen ab, und hier soll, nach einer Version, deren Richtigkeit nicht völlig geklärt ist, die ihrem Gatten nachgereiste Charlotte aus Verzweiflung einen Selbstvergiftungsversuch unternommen haben.

Zu keiner Zeit seines Lebens sah Constant die „Pfeil' und Schleudern des wütenden Geschicks“ derart von allen Seiten auf sich gerichtet, wie in diesen Wochen. Niemand verstand ihn mehr, alles verurteilte ihn, der Kreis um Frau von Staël, wie der seiner Angehörigen, nur Charlotte scheint trotz ihrer vorübergehenden Hoffnungslosigkeit ihr geduldiges Vertrauen wiedergefunden zu haben und ließ sich vorläufig wieder nach Paris schicken. Benjamin selbst, durch sein gegebenes Ehrenwort empfindlich daran gehindert, anderen sein Verhalten zu erklären, riß von Lyon aus und fuhr nach Dôle, um mit seinem Vater die nötigen Maßnahmen zu besprechen. Aber hier holte ihn bereits einige Tage später der jetzt neunzehnjährige Auguste de Staël ein, den die seelische Verfassung seiner Mutter das Schlimmste befürchten ließ und der in verzweifelter Entschlossenheit Constant eine Forderung in Aussicht stellte, falls er nicht mit ihm nach Coppet zurückkomme. Ein solches Duell wäre schlimmer und für Constant kompromittierender gewesen, als jeder sonstige Skandal, und unter diesem Zwange stellte er sich Mitte Juli abermals in Coppet ein. Nun aber hielt sein Vater die Zeit für gekommen, seinerseits einzugreifen, und teilte Frau von Staël direkt mit, daß er den

verwandten Familien in Lausanne Benjamins Verheiratung offiziell zur Kenntnis bringe.

Für diesen ward der Aufenthalt in Coppet, wo ihn nur noch kalte oder vorwurfsvolle Blicke trafen, unter solchen Umständen ein wahres Inferno, und nur der fessellose Schmerz, dem sich Frau von Staël ohne jeden Versuch der Selbstbeherrschung vor aller Augen hingab, hielt ihn im Bann, denn es blieb seine Hoffnung, daß sie sich in seiner Anwesenheit immer noch eher zur Beruhigung und zu einer vernünftigeren Beurteilung der Sachlage zurückfinden werde, als wenn er sie sich selbst überließ. In seinen Briefen an Frau von Nassau, die jetzt fast Tag für Tag einander folgen und in denen — es muß gesagt sein — die ewige Wiederkehr derselben Rechtfertigungsphrasen einigermaßen peinlich berührt, zeigt er sich beflissen, die Unmöglichkeit anders zu handeln mit Gründen zu belegen und immer wieder zu versichern, wie schwer ihm das Getrenntsein von Charlotte und die ihr auferlegten Opfer auf der Seele lasteten. Immer wieder führt er alles einzig auf seine Unfähigkeit zurück, einer Frau, mit der ihn seit fünfzehn Jahren Bande der engsten Art verbinden, den tödlichen Schmerz anzutun, und auf den Wunsch, ihr das Unvermeidliche und Unwiderrufliche wenigstens so erträglich als möglich zu machen. Kein Wort des Vorwurfs oder der Bitterkeit gegen Frau von Staël und ihr wahrhaft rabiates Verhalten fällt in diesen vertrauten Briefen: nur immer die Bitte, dafür zu sorgen, daß über sie nicht um seinetwillen Schlechtes gesprochen werde. Er äußert denselben Wunsch auch Rosalie de Constant gegenüber, die, seit sie die angewiderte Augenzeugin jener dramatischen Kniefall-Szene gewesen, eine unüberwindliche Abneigung

gegen „la terrible et trop célèbre dame“ hegte. Was alles an Gerüchten über ihn selbst in Lausanne und anderwärts umlief, wollte er für seine Person ertragen, so lange sonst niemand dadurch geschädigt wurde, nur gegen die Behauptung, daß er Charlotte ihres Geldes wegen geheiratet und daß sie sechzigtausend Francs Rente habe — in Wahrheit war es kaum der vierte Teil davon — setzte er sich zur Wehr, da sie für sein Gefühl mehr eine Herabwürdigung seiner Frau als seiner selbst in sich schloß. Und für Charlotte, ihre Großherzigkeit, Selbstverleugnung und himmlische Güte ist ihm in all dieser Zeit kein Superlativ zu stark, kein Dankeswort zu heiß.

Wie die weiteren Kreise die Situation beurteilten, mag die Stelle eines Briefes erweisen, den eine Verwandte und Jugendgespielin der Frau von Staël, die geistig hochstehende Madame Rilliet-Huber in Genf, Ende August an Heinrich Meister nach Zürich richtete. „Frau von Staël,“ heißt es darin, „trägt gegenwärtig an einem schweren Kummer: der Vermählung Benjamins, die für diesen Herbst festgesetzt ist. Seit sechs Jahren weigert sie sich, ihn zu heiraten, und vermag doch den Gedanken nicht zu ertragen, daß er eine andere zur Frau nimmt. Dieser Widerspruch könnte absurd erscheinen, aber er ist es nicht für diejenigen, die mit dem menschlichen Herzen einigermaßen Bescheid wissen: sind es doch just die Kreuzungen, die Sprünge und Gegensätze in dem, was wir wollen, die für die Wahrheit unserer Natur Zeugnis ablegen. Frau von Staël hat jedem in ihrer Umgebung und jedem, der sie besucht, verboten, auch nur mit einem Wort die Angelegenheit zu berühren, die alle ihre Gedanken beschäftigt und verzehrt: sie will ganz durch und aus sich allein die Kraft

gewinnen, sich abzufinden, und sie ist gegen verschiedene Leute, die davon zu sprechen anfingen, schroff ausfallend geworden."

Wie man sieht, existierte Benjamins neugeschlossene Ehe für die Öffentlichkeit und selbst für die Intimen von Coppet auch jetzt noch nicht, sie war nur inoffiziell durch die briefliche Anzeige seines Vaters an die verschiedenen Familienangehörigen bekannt geworden, und Frau von Staël benutzte diese Sachlage, um ihrerseits die Heirat zu ignorieren und sich anderen gegenüber nichtswissend zu stellen. Damit brachte sie Benjamin, über dessen Verbleiben in Coppet fern von seiner Frau ohnehin ein befremdetes Gerede umlief, auch noch insofern in eine schiefe Lage, als die Eingeweihten glauben mußten, er habe Frau von Staël, während er noch monatelang ihr Gast war, über den wahren Sachverhalt getäuscht. Indessen, er hatte sich in Sécheron das Versprechen entreißen lassen, drei Monate noch zu bleiben, und glaubte, nun an dieser letzten Gnadenfrist auch festhalten zu müssen, zumal Charlotte um diese Zeit noch in Paris die Regelung ihrer Vermögensangelegenheiten abzuwickeln hatte. Um seinen Abschied von der Stätte, die ihm in fünfzehn Jahren so oft und lange eine Heimat gewesen war, behutsam vorzubereiten und die Auffälligkeit eines Exodus mit Kisten und Kasten rücksichtsvoll zu vermeiden, sandte er den Seinen lieferungs- und paketeweise zu, was sich von Manuskripten, Papieren, Büchern und so weiter von ihm in Coppet angesammelt hatte. Mitte Oktober endlich trat er die Reise nach Paris an und bezog wenige Wochen später mit Charlotte das kleine Haus in Les Herbages, in dem sie schon zwei Jahre früher die Seine geworden war.

Frau von Staël schien indessen vorerst noch wenig geneigt, das Unvermeidliche zu tragen, und versuchte, die Erinnyen auf die Spuren des Flüchtlings zu hetzen. Nach Rosalie de Constants Zeugnis ließ sie Benjamins Verhalten und Charakter ihren gemeinsamen Freunden gegenüber im denkbar schlechtesten Lichte erscheinen und traf ihn noch empfindlicher dadurch, daß sie seinen Vater jetzt durch Zusicherung materieller Vorteile für seine Kinder zweiter Ehe — Benjamins Stiefbruder Charles de Rebecque verschaffte sie eine Anstellung in Genf — auf ihre Seite zu ziehen und gegen Benjamin einzunehmen wußte. Dieser litt schwer unter solcher Verunglimpfung, aber er trachtete, diese Erfahrungen nicht als Gift, sondern als heilsame Arznei auf sich wirken zu lassen, und forderte von den Seinen immer wieder genauere Mitteilungen, um seine entwürdigten Gefühle für die Urheberin dieser Schmerzen damit womöglich abzutöten. Seine Ehe, deren Rechtsgültigkeit mittlerweile durch Nachholung versäumter Formalitäten gesichert worden, ward jetzt offiziell bekannt gegeben. Er hatte die Genugtuung, von den in Paris weilenden Angehörigen seiner Frau — einer ihrer Brüder war Oberlandjägermeister am Hofe König Jérômes in Cassel — mit ebensoviel Auszeichnung als Herzlichkeit aufgenommen und nach Deutschland eingeladen zu werden. Der briefliche Verkehr mit Coppet dauerte inzwischen fort, doch betraf er vorwiegend die Regelung finanzieller Angelegenheiten zwischen ihm und Frau von Staël, den peinlichen Erdenrest ihrer fünfzehnjährigen intimen Beziehungen, der noch der Ablösung harrte.

Es wurde früher schon erwähnt, daß Constants Vermögensverhältnisse seit den großen Prozeßverlusten sei-

nes Vaters niemals glänzend und vor allem niemals sonderlich geordnet waren. Durch seine Landankäufe und -verkäufe, durch die finanziellen Krisen nach der Revolution, durch die Anforderungen, die sein Vater später immer häufiger an ihn stellte, durch seine Spielverluste und Gewinne, seine langwierige Ehescheidung, seine zahlreichen Reisen befand sich sein Besitzstand in einer ewigen Fluktuation, und obwohl er für seine Person anspruchslos und nach keiner Richtung hin Epikuräer war, traten Momente an ihn heran, wo er die ihm mit einem gewissen Ungestüm aufgedrängte Hilfe der Frau von Staël in Anspruch nahm und ihr Schuldner ward. Er war nicht der einzige, dem sie, großzügig und opferwillig, wie sie stets in solchen Dingen war, auf diese Weise ihre Zuneigung zu beweisen suchte: Camille Jordan und andere, besonders die beiden Schlegel konnten davon erzählen. Jetzt fand Constant den Zeitpunkt gekommen, ehrenhalber auch diese pekuniäre „douloureuse“ zu begleichen, und er kam Ende Februar 1810 nach Besuchen in Dôle und Lausanne noch einmal nach Coppet, um die nötigen notariellen Abmachungen zu treffen. Vorher hatte Frau von Staël nie von solchen Auseinandersetzungen hören wollen, jetzt ließ sie sich von der Notwendigkeit wenigstens einer formellen Regelung überzeugen. Doch lehnte sie eine Rückzahlung der Summe, die sich auf rund achtzigtausend Francs belief, schon deshalb ab, weil manches von dem, was Constant im Laufe der anderthalb Jahrzehnte von ihr empfangen hatte, auch ihren persönlichen Zwecken — namentlich auf gemeinsamen Reisen — zugute gekommen war; und so wurde nach längerem Hin und Her vertragsmäßig bestimmt, daß das Kapital samt Zinsen erst nach Constants Tode an sie oder ihre

Erben ausbezahlt werden, er aber zu einer früheren Bezahlung in keinem Falle verpflichtet sein sollte. Es wird sich zeigen, daß wenige Jahre später Frau von Staël es war, die diese Abmachung rückgängig zu machen suchte.

Sie hatte jetzt nach mehrjähriger Arbeit ihr dreibändiges Buch über Deutschland beendigt und verließ Coppet im April 1810, um in Schloß Chaumont an der Loire die in Paris erfolgende Drucklegung des Werkes zu überwachen, bevor sie die geplante Reise nach Amerika antrat. Der Schmerz über Benjamins Abfall war nicht verwunden, aber er hinderte wenigstens nicht, daß ihr Herz in dieser Zeit noch stärker als zuvor für den mittlerweile zum Präfekten der Vendée aufgerückten Prosper de Barante schlug, wie es ihre Briefe an Juliette Récamier bezeugen. Er hinderte sie auch nicht im Herbst des Jahres, als sie nach der unerwarteten Konfiskation ihres Buches trostlos und entmutigt wieder nach Genf zurückkehrte, zu dem jungen, sie abgöttisch verehrenden Albert Jean de Rocca eine Zuneigung zu fassen, die dann zu einer heimlich geschlossenen Ehe zwischen der Vierundvierzigjährigen und dem kaum halb so alten Manne führen sollte. Der im spanischen Kriege verwundete Offizier, ein Neffe ihres Genfer Hausarztes und früherer Schulgenosse ihrer Söhne, wurde während seiner in ihrem Hause verbrachten Rekonvaleszenz von einer so glühenden Leidenschaft zu der ihn mitpflegenden Frau von Staël erfaßt, daß sie, die bis dahin tragischerweise nie diejenige Liebe gefunden und eingeflößt hatte, nach der ihr heißes und rasches Blut verlangte, sich seiner Werbung gerührt und besiegt gefangen gab. Die große Wunde ihres Lebens aber blutete trotzdem fort und sollte sich nicht eher für immer schließen als ihre Augen.

Denn darin lag das Problematische und dem oberflächlichen Urteil schwer Faßliche in ihrer und Constants Natur und in beider Verhältnis, daß ihre einmal entketteten Seelen sich immer wieder unruhig und unbefriedigt über alle Fernen hinweg suchten. So oft auch, beinahe allzu oft, in seinen Briefen an die Verwandten Benjamin die engelgleiche Weiblichkeit Charlottens verherrlicht und sich im Besitz ihrer Liebe glücklich preist, er notiert doch zugleich in ein flüchtig skizziertes, nur aus Sainte-Beuves Zitaten bekanntes Tagebuch für dieses Jahr 1810 das geheime Selbstbekenntnis: „Ma tête se trouble entre Charlotte et Madame de Staël.“ Und unter dieser Verwirrung des Gefühls sollte er noch oft in stillen Stunden und schmerzlich leiden.

Den Rest des Jahres 1810 verbrachte er mit Charlotte teils in Paris, teils auf seinem Landsitze Les Herbages, den er bald nachher verkaufte, vielleicht weil ihn einige besonders hohe Spielverluste — er selbst beziffert einmal den eines einzigen Abends auf zwanzigtausend Francs — dazu nötigten. Dazwischen allerdings hielt er sich im Laufe des Sommers mehrere Wochen in Chaumont auf, weil Frau von Staël für das vorbereitete Erscheinen ihres Werkes „De l'Allemagne“ seinen Rat und seine Unterstützung bei den Pariser Kapazitäten in Anspruch oder wenigstens ähnliches zum Vorwand nahm. Im Januar des Kometenjahres 1811 verließ er mit Charlotte Paris, um vor beider Übersiedlung nach Deutschland noch seine Verwandten in Lausanne zu besuchen und ihnen seine Frau zum ersten Male offiziell vorzustellen. Er ließ Dôle diesmal links liegen, weil sein Vater sich noch immer feindselig gegen ihn verhielt: dafür kam dieser ihm an den Genfersee nachgereist, um ein

notarielles Schriftstück von ihm darüber zu erzwingen, daß er seiner Stiefmutter Marianne und den beiden Stiefgeschwistern nach seinem, des Generals Tode eine Rente aussetzen werde. Das Unerquickliche dabei war, daß General Constant die Angelegenheit auf das Terrain von Coppet hinüberspielte, wo er und seine beiden jüngeren Kinder mit ostentativer Auszeichnung empfangen wurden. Es kam zu heftigen Auftritten zwischen Vater und Sohn, und Charlotte, die daraufhin ihrem Gatten aus Lausanne nach Genf nachgeeilt war, hatte dank der Einmischung Frau von Staëls in diesen Familienskandal bittere Tage. Zu alledem glaubte nun auch noch der heißblütige Rocca, der sich zur Eifersucht gereizt sah, den Beschützer seines Idols spielen zu müssen, und schickte Constant eine Säbelforderung, die am 20. April morgens an der Arve-Brücke ausgefochten werden sollte, aber im letzten Moment noch beigelegt wurde. Das urkundliche Zeugnis dafür bildet ein noch vorhandenes, vom Tage vorher datiertes Testament Constants, worin er Charlotte nochmals seiner uneingeschränkten Liebe versicherte und sie zur Universalerbin einsetzte, Frau von Staël und seinen Vater aber um Verzeihung für das Leid bat, das er ihnen angetan; gleichzeitig traf er in dem Schriftstück Verfügungen über den Verbleib von sieben versiegelten Paketen mit dem Zeichen Σ, die offenbar Corinnas Briefe an ihn enthielten und von deren Schicksal später noch die Rede sein muß.

Wenige Wochen darnach, am 15. Mai, verließ er die Heimat, um Charlotten in die ihrige zu folgen. „An einem Tage wie heute," heißt es nach Jahren in dem jetzt wieder aufgenommenen Journal intime, „habe ich um elf Uhr morgens auf der Treppe des Hotels zur Krone

in Lausanne von Frau von Staël Abschied genommen, die dabei die Überzeugung äußerte, daß wir uns nie im Leben wiedersehen würden. . . . Ach, meine gute Albertine!" Der Seufzer nach Albertine kehrt noch an anderer Stelle wieder, und es steht außer Zweifel, daß ihm die Trennung von ihr, mit der ihn die engsten Bande des Blutes verbunden hielten, mindestens so hart, manchmal härter ankam, als die von ihrer Mutter. Albertine war sein Liebling von jeher gewesen, und es ist bezeugt, daß namentlich in früheren Jahren er und Frau von Staël um die Wette einen förmlichen Kultus mit dem Kinde trieben, das die Frühklugheit von beiden Eltern geerbt hatte, ohne an Natürlichkeit dadurch zu verlieren. „Er pflegte sich ganz und gar wie ein Papa im Verkehr mit der hübschen Kleinen zu benehmen," berichten die erst jüngst veröffentlichten Memoiren der Komtesse de Boigne, die ihn dabei zu beobachten Gelegenheit hatte und hinzufügt, daß das junge Mädchen die Indiskretion besessen habe, ihm Zug um Zug ähnlich zu sehen.

Die Reise nach Deutschland ging in absichtlich langsamem Tempo über Bern, Basel, Freiburg, Straßburg, Baden-Baden, Heidelberg, wo überall Aufenthalt genommen wurde, zunächst nach Frankfurt und von da nach Wiesbaden und Schwalbach, deren Spielsäle Benjamins Leidenschaft für das grüne Tuch zeitweilig gefährlich wurden. Mit jeder Meile Wegs, die sich zwischen ihn und die Stätte seiner langjährigen Unruhen legte, glaubte er dem ersehnten Seelenfrieden näher gekommen zu sein, und von dem Augenblick, da er deutschen Boden wieder betrat, kehrte auch der alte Arbeitseifer zurück, mit dem er sich jetzt seinem seit Jahren vernachlässigten wissenschaftlichen Werke wieder zuwandte.

In Cassel, wo man Anfang August eintraf, machte er die ihm sympathische Bekanntschaft des zwanzigjährigen Wilhelm von Marenholtz, Charlottens Sohn aus ihrer ersten Ehe, ebenso die der meisten Mitglieder der Familie Hardenberg, und es ward seiner weltmännischen Gewandtheit nicht schwer, sich in dem neuen Verwandtenkreise zurechtzufinden, trotzdem er sich als bürgerlicher Republikaner mit freiwillig abgelegtem Baronstitel inmitten all der angeheirateten Minister, Exzellenzen und Hofchargen in ihren goldbestickten Staatsfräcken und Uniformen einigermaßen verlaufen vorkam. Einige Wochen später reisten die Gatten dann nach Schloß Hardenberg nahe bei Göttingen weiter, wo Charlottens ältester Bruder, der Oberlandjägermeister Karl von Hardenberg und dessen Familie sie gastlich aufnahmen. Eine vorläufig unbegrenzte Zeit friedlicher Arbeit in der willkommenen Sphäre deutscher Wissenschaftlichkeit lag nun vor Benjamin, der sich auf die Schätze der damals an der Spitze aller deutschen Büchersammlungen stehenden Göttinger Universitätsbibliothek mit der Ungeduld eines Kindes freute und sich in solcher Stimmung wohl dem Glauben hingeben durfte, endlich auf gerettetem Boot den „Hafen“ erreicht zu haben, nachdem er so oft im Laufe der Jahre in seinen Aufzeichnungen und Briefen wie ein Schiffbrüchiger gestöhnt hatte.

XIV

Göttingen

Äußerlich waren die zweieinhalb Jahre, über die sich dieser letzte größere Aufenthalt Constants in Deutschland erstreckte, die ruhigsten und seßhaftesten seines Lebens. Von kleinen Abstechern nach Cassel, Hardenberg, Braunschweig abgesehen, fanden sie ihn zumeist in dem stillen Göttingen, nur im Verkehr mit Angehörigen der dortigen Gelehrtenrepublik, mit seinem Freunde Charles de Villers insbesondere, der jetzt als Universitätsprofessor hier wirkte, und ganz den Bücherstudien für seine Geschichte der Religionen hingegeben, die er diesmal zu vollenden entschlossen war. Sein Tagebuch indessen, so kurz und summarisch es diese drei Jahre behandelt, läßt doch, wie ein Transparent bei der Beleuchtung von der Innenseite her, das Trügerische dieser Friedensillusionen erkennen. Das Verhältnis zu Charlotte blieb nicht ungetrübt, die Enge der Verhältnisse brachte von selbst mehr Gelegenheit zu Differenzen mit sich, und die natürlichen Grenzen ihrer geistigen Fähigkeiten traten hier, wo man mehr allein auf einander angewiesen war, fühlbarer zutage. Heftige Anfälle von Heimweh nach Frau von Staël und nach Albertine waren das Ergebnis solcher Zeiten der Enttäuschung, der Unbefriedigung und Langeweile. Kam dann freilich wieder aus Coppet einer der hergebrachten Anklagebriefe, so schlug wohl die Stimmung rasch ins Entgegengesetzte um. Vor allem aber

sorgte der alte Juste Arnold de Constant dafür, daß Benjamins Ruhe noch lange nicht ungestört blieb. Von dem Vermögen, das er dem Sohne bei dessen erster Verheiratung ausgesetzt hatte, machte er ihm nun schon seit langem immer größere Teile zugunsten seiner Kinder aus zweiter Ehe streitig und schickte sich jetzt alles Ernstes an, den Prozeßweg zu beschreiten, ja er ging so weit, ein gedrucktes Libell vorzubereiten, in dem er seine Ansprüche an Benjamin darlegen wollte. Dies und der drohende Rechtsstreit wurde dadurch verhütet, daß dem streitbaren Siebenundachtzigjährigen Anfang Februar 1812 der Tod selbst endlich den Prozeß machte: ein Ereignis, das Benjamin trotz alledem bei der großen und pietätvollen Liebe, die er zeitlebens seinem Vater unerschütterlich bewiesen und bewahrt hatte, aufrichtig zu Herzen ging.

Auf die Dauer empfand er die Enge und Öde des Aufenthalts in Göttingen immer drückender, desselben mit Hofräten und ästhetischen Tees gesegneten Göttingen, in dem nur wenige Jahre nachher der Studiosus Heinrich Heine seine Fuchsenzeit verbrachte, um sich dann für die ausgestandene Langeweile in dem boshaften Anfangskapitel seiner „Reisebilder“ schadlos zu halten. Der Verkehr mit den Professorenkreisen der Georgia Augusta, zu deren wissenschaftlichen Leuchten damals noch der alte Heyne, Therese Hubers mehr als achtzigjähriger Vater, dessen Schüler Benecke, der Zoologe Blumenbach, der Ästhetiker Bouterwek, der Historiker Heeren, der Theologe Schlegel, ein Bruder der beiden Romantiker, und andere gehörten, bot wohl einige Anregungen, und die Freundschaft mit dem ehrlichen Villers (der noch immer der Ritter der grundgelehrten Dorothea Rodde gebore-

nen Schlözer war) half über manche Öde hinweg; aber der Mangel jeglicher Zerstreuung, der geringe Komfort, die Monotonie des äußeren Lebens war nicht geeignet, dem an geistigen Sport und häufigen Umgebungswechsel Gewöhnten für Verlorenes Ersatz zu geben. Daß er in seinem Empfinden Charlotte gegenüber kritischer wurde, erklärt sich bei solcher Gesamtdisposition von selbst. Er stößt sich an seiner Abhängigkeit, an der Verschiedenheit mancher Gewohnheiten und Bedürfnisse, an ihrer Neigung zum Schmollen. „Quelle peste que le mariage!" lautet einer der Stoßseufzer, mit denen er im Journal intime sein Gemüt erleichtert, und ein selbstverspottendes „George Dandin!" ruft er sich ein andermal zu. Immerhin erkennt er dann wieder die guten Seiten ihres Charakters an und kommt zu dem Ergebnis, daß er ihr manches vorwerfe, was nicht ihre Eigentümlichkeit allein, sondern die der meisten Frauen sei. Im Grunde weiß er schon manchmal selbst nicht mehr, weshalb und wofür er noch lebt und warum noch dazu in freiwilliger Verbannung. „Ich komme mir hier vor," schreibt er im Frühjahr 1812 an Prosper Barante, „wie der Doge von Genua in Versailles; täglich erstaunter darüber, daß ich fern von Frankreich weile, und besonders, daß ich aus freien Stücken fern von Frankreich weile. Wenn ich ungestört bei meiner Arbeit bleiben könnte, wäre mein Aufenthalt hier wenigstens nützlich gewesen, wofern man etwas Nützliches darin sehen will, ein Buch zu vollenden, das nachher doch niemand liest." Und seinem Tagebuch klagt er Ende des Jahres: „Quel temps perdu! Quelle vie inarrangeable!"

Hier in Göttingen entstand in arbeitsfreien Stunden die einzige Versdichtung, in der Constant nach der

Wallenstein-Übersetzung sich selbständig versucht hat, eine „épopée antinapoléonenne“ in neun Gesängen, die den Titel „Die Belagerung von Soissons“ führt, und erst in neuester Zeit, im Jahre 1892, als Manuskript entdeckt und an die Öffentlichkeit gegeben worden ist. Nur zwei flüchtige Erwähnungen des Tagebuchs deuten auf diese ziemlich ungenießbare Frucht eines poetischen Spieltriebs hin. „Das Bedürfnis nach Zerstreuung hat mich heut dahin gebracht, Verse zu schmieden. Aber wer wird mir hier sagen, ob sie etwas taugen?“ heißt es aus Göttingen zu Beginn des Jahres 1813; und noch einmal im August 1815 findet sich die Bemerkung: „Inmitten der Politik habe ich mich wieder daran gemacht, an meinem Poem zu arbeiten.“ Dieses selbst ist der sehr mittelmäßige Versuch eines satirischen Heldengedichts auf oder richtiger gegen Bonaparte, die fingierte Bearbeitung eines altfranzösischen Romans aus dem späten Mittelalter. Die historische Zeit, in der die Vorgänge sich abspielen, ist die der ersten Merowingerkönige im sechsten Jahrhundert, deren Reich von den Horden eines aus Italien heranrückenden gekrönten Abenteurers mit Krieg und Verwüstung überzogen wird. Der siegreiche Eroberer, der von niedriger Herkunft ist und unter dem Protektorat eines Höllenfürsten Almansor steht, trägt den ziemlich durchsichtigen Namen Argaléon; er stürzt mit roher Gewalt alte Throne, schickt Könige ins Exil oder macht sie zu seinen Vasallen, bis ihn bei der Bekämpfung des einzigen, der ihm Widerstand leistet, des alten Königs Didier von Soissons, sein Schicksal ereilt: er wird geschlagen und muß sich von dem Fürsten der Finsternis damit trösten lassen, daß sein Name und seine Taten künftigen Geschlechtern unvergessen bleiben werden.

Um diesen Mittelpunkt gruppieren sich wie der Reigen eines Maskenzugs allerhand romantisch verbrämte Vorgänge und Persönlichkeiten, deren zeitgenössische Urbilder nicht eben schwer zu erkennen sind: so trägt König Didier von Soissons die Züge Friedrich Wilhelms III. von Preußen, seine tapfere Tochter Isaure die der Königin Luise, in Argaléons erschlagenen Gesandten Apsimar errät man Talleyrand; Frau von Staël erscheint in der Rolle der Fee Elga, einer Art Armida oder Circe, die ihre erledigten Liebhaber zwar nicht in Rüsseltiere, aber in Zwerge verwandelt, und in dem Ritter Florestan, der diesem bösen Zauber erliegt und lange in Elgas Schlosse schmachten muß, ehe er dazu kommt, das belagerte Soissons von seinem Unterdrücker entsetzen zu helfen, betritt offenbar der Verfasser des Gedichtes selbst die Szene.

Weiter auf dessen Einzelheiten einzugehen, tut nicht not, und die französische Literaturgeschichte wird keine Veranlassung haben, von diesem auf deutschem Boden entstandenen Gewächs der romantischen Zeit noch nachträglich besondere Notiz zu nehmen, das eher in der Geschichte der politischen Satire als in der schönen Literatur einen Platz beansprucht. Ein gewisses literarisches Kuriositätsinteresse besitzt es immerhin, einmal durch seine äußere Form, die mit der Einführung des vers libre in die epische Dichtung an Wielands unabhängige Verstechnik erinnert und von ihr direkt beeinflußt erscheint, sodann durch einige merkbare Reminiszenzen an Goethes „Faust“ und seine Geisterwelt, die hier freilich ganz in die Opernsphäre entrückt ist. Constant selbst hat den geringen dichterischen Wert seiner Arbeit wahrscheinlich nicht verkannt, da sie in seinen Aufzeichnungen kaum, in seinen Briefen überhaupt nirgends erwähnt wird: trotz-

dem scheint er sich Jahre hindurch eine gewisse Liebhaberei dafür bewahrt zu haben, da er sie noch 1815 in Paris wieder vornahm und nun äußerlich vollends abschloß. Die historischen Vorgänge dieses Jahres werden es noch erklären, warum der — erst nach Waterloo entstandene — Schluß ebenso glimpflich und versöhnlich für den entthronten Napoleon lautet, wie sich die ersten Gesänge schroff und feindlich gegen ihn gestimmt zeigen. Die vollzogene Wandlung klingt am deutlichsten aus den anzüglichen Schlußworten Almansors an den seiner Macht beraubten Argaléon hervor:

Console-toi, dit-il, tu vivras d'âge en âge . . . .
Va, de tes successeurs ton nom a rien à craindre.
Ta couronne de fer, qui prétendra la ceindre?
Ton glaive étincelant, qui l'osera porter,
Argaléon? Quels chefs vont régner à ta place?
Des rois, tes instruments, tes flatteurs, tes vassaux,
Des rois qu'on vit trembler à ta moindre menace,
Vétérans de la fuite, apprentis des cachots,
Ils voudront, par la fraude, imiter ton audace.
Ils voudront égaler leurs timides forfaits
Au joug de fer assis sur vingt ans de succès . . . .
Je te quitte à regret. Ton empire est passé;
De tes vils héritiers le règne est commencé.
Je cours les diriger. Sur les malheurs du monde
Tu sais, Argaléon, que mon pouvoir se fonde.
Aux peuples affranchis ils vont rendre des fers
Il faut dans leurs projets que mon art les seconde.
Vulgaire est leur esprit, leur lâcheté profonde.
Ces misérables rois ont besoin des enfers. . . .

Die Jahreswende 1812/13, die zugleich die Schicksalswende für die Geschicke Europas und seines Bezwingers werden sollte, verbrachten beide Gatten in Cassel, wo Charlotte mit ihrem aus dem Feldzug heimgekehrten Sohne zusammen sein wollte. Aber Constant fand die Hof-

gesellschaft Jérômes und die offiziellen großen Diners mit ihren nichtssagenden Unterhaltungen noch erheblich langweiliger als die Kleinstadtluft Göttingens, wo man ihn übrigens mittlerweile zum korrespondierenden Mitglied der Sozietät der Wissenschaften gewählt hatte. Die Politik, die Vorgänge auf dem Kriegstheater entlockten ihm kaum noch Interesse: seine Briefe berühren so gut wie nichts davon, trotzdem sich in seiner nächsten Nähe wichtige Begebenheiten des Jahres 1813 abspielten und der Kanonendonner öfters bis in die stillen Straßen der alten Musenstadt an der Leine drang. So stark überkommt ihn bisweilen die Reue, der Selbstverdruß und die Sehnsucht nach der Vergangenheit, daß er sich eingestehen muß, in Gedanken mit Frau von Staël jetzt oft wieder mehr beschäftigt zu sein, als zehn Jahre früher. Dennoch fühlt er sich Charlotten verpflichtet, von ihrer Güte beschämt, und schwört sich zu, wenigstens sie so glücklich machen zu wollen, wie sie es verdiene und es ihm möglich sei.

Mit verdoppelter Anspannung wandte er sich dann seiner Arbeit wieder zu und begrub sich in seinen Büchern, zumal der Aufenthalt in Göttingen der Kriegsläufte wegen leicht ein plötzliches Ende nehmen konnte. Um ihn auszunutzen, stand er eine Zeitlang schon um fünf Uhr früh auf und arbeitete durch bis sechs Uhr abends, seiner Dinerstunde, die er trotz der abweichenden örtlichen Sitte auch hier beibehalten hatte. „Die hiesige Bibliothek ist ein wahrer Ozean,“ schreibt er an Rosalie nach Lausanne, „man verliert sich völlig darin. Kaum habe ich etwas gefunden, was mir unerläßlich wichtig erscheint, so entdecke ich etwas, was mir noch wichtiger dünkt, und wenn ich zwanzig Jahre hier bliebe, ich

wäre, glaube ich, mit der Abfassung meines Werkes noch nicht weiter wie heute." Und wenn auch wirklich, — er hatte, wie die Dinge lagen, nichts dabei zu verlieren! Wenn er ringsum die Welt von Citadellen starren, Europa in ein Marsfeld und die Menschheit in Armeekorps verwandelt sah, durfte er sich wohl mißmutig fragen, zu welchem Ende er so viel Kraft und Ausdauer an ein Werk verschwendete, für das die Zeit ja doch vorüber war, wie für alles, was nicht dem Zwecke der Völkervertilgung diente; durfte sich jenem Ritter des Ariost vergleichen, der immer noch weiter focht und kämpfte, nur weil er nicht bemerkt hatte, daß er schon lange tot war. „Nie habe ich so wie hier empfunden," äußert er zu Barante, „wie schnell unser Leben verrinnt. Vielleicht ist die große Einförmigkeit dessen, das ich hier führe, mit schuld daran. Jeder Tag gleicht dem andern, jede Stunde ist heute genau, was dieselbe Stunde gestern war. Und die Zeit entflieht, ohne daß ich, außer an dem Fortschreiten meiner Arbeit, an irgend einem Momente Kennzeichen wahrnehme, die ihn von andern vorher und andern nachher unterscheiden. Ich lebe in einer Art von Einsamkeitsrausch, der eine ganz merkwürdige Wirkung auf mein Gedankenleben hat; in dem Gefühle, mit keinem Menschen auf der Welt mehr irgend ein Interesse gemein zu haben. . . . Eine Zukunft gibt es nicht mehr. Die Gegenwart erscheint undurchdringlich. Ungefähr so muß es, denke ich mir, den stygischen Schatten bei Homer zumute gewesen sein, falls seine Unterwelt existiert haben sollte. . . . Ich erschrecke oft selbst über meine völlige innere Abgestorbenheit. Ich leide nicht mehr, ich genieße nicht mehr, ich muß mich bisweilen betasten, um mich zu überzeugen, daß ich noch am Leben bin. Ich lebe sozu-

sagen nur noch aus Höflichkeit, wie ich auf der Straße meinen Hut vor den Leuten lüfte, die mich grüßen, ohne daß ich sie kenne. Wenn ich Sie und eine andere Person ausnehme, fühle ich mich als das einzige Lebewesen meiner Gattung auf dieser verstörten Welt. Solange freilich diese andere Person noch unter den Lebenden weilt, bin ich wenigstens nicht ganz allein. Meine Gedanken wohnen bei ihr. Die Seiten meiner Arbeit sind Briefe, die ich ihr schreibe. . . .“

Ihr wirkliche Briefe zu schreiben, war ihm aus äußeren Gründen in diesen Göttinger Jahren nur mit großen Unterbrechungen möglich, da Frau von Staël im Gegensatze zu ihm jetzt mit ihren Kindern und Schlegel ein unruhiges Wanderleben führte und der briefliche Verkehr durch die großen Entfernungen, den häufigen Ortswechsel und die während der allgemeinen Kriegszeiten peinliche Unsicherheit der Postverbindungen sehr erschwert war. Nach ihrer geheimen Eheschließung mit Rocca hatte sie im Frühjahr 1812 noch in Coppet einem Söhnchen das Leben gegeben, nachdem sie mit erstaunlicher Selbstbeherrschung ihren Zustand sogar vor den eigenen Kindern zu verbergen und durch eine vorgeschützte Krankheit zu maskieren gewußt hatte. (Erst nach ihrem Tode, fünf Jahre später, erfuhr Albertine von der Existenz dieses Stiefbruders, und ihr Hang zu streng methodistischer Frömmigkeit soll durch diese Entdeckung bedeutend verstärkt worden sein.) Im Mai entzog sich die Gefangene von Coppet, denn das war sie durch eine streng verschärfte Beaufsichtigung allmählich geworden, durch die Flucht den polizeilichen Späheraugen und begab sich erst nach Wien und, da sie auch hier keine Sicherheit fand, weiter nach Moskau, Petersburg und Stock-

holm, wo der ihr noch immer freundschaftlich gesinnte Kronprinz ihre beiden Söhne in schwedische Dienste nahm. Dreiviertel Jahre währte ihr Aufenthalt am Mälar, dann schiffte sie sich mit Albertine und Rocca nach England ein, wo ihr die antibonapartistische Gesellschaft einen über Erwarten glänzenden Empfang bereitete.

Ein bald elegisch-bitterer, bald wehmütig-resignierter Ton durchklingt ihre Briefe an Benjamin, der Ton einer gesprungenen Glocke. „Ich führe Ihre Briefe immer mit mir," las er in einem dieser Blätter; „so oft ich mein Schreibpult öffne, gleiten meine Hände darüber hin, betrachte ich die Aufschriften . . . Die Erinnerung an alles, was ich beim ersten Anblick dieser Zeilen gelitten habe, läßt mich zusammenschauern, und doch hoffe ich, noch mehr davon zu erhalten! Mein Vater, Sie und Mathieu [von Montmorency] hausen in einem Teile meines Herzens, der für ewig geschlossen ist . . . und wenn die Wellen über mir zusammenschlagen sollten, würde meine Stimme noch diese drei Namen ausrufen, von denen einer mein Verhängnis ward. . . . Ist es denn denkbar, daß Sie alles so in mir zerstört haben? denkbar, daß eine Verzweiflung wie die meinige Sie nicht bei mir hat zurückhalten können?! — Nein, Sie sind der Schuldige, und nur Ihr ungewöhnlicher Geist täuscht mir noch Illusionen vor. Adieu, adieu! Ach, könnten Sie begreifen, was ich leide! Schreiben Sie mir bald ein paar Worte. Es ist schrecklich, so gar nichts von Ihnen zu hören." Diese Melodie kehrt noch öfter wieder, aber auf den, dem sie galt, übte sie nachgerade durch die zu häufige Wiederholung nicht mehr die frühere Wirkung. Zwar vermißte er sie oft nicht minder und wußte

wohl, wie sehr und warum, aber ihre ewigen Vorwürfe reizten und verstimmten ihn, der sich bewußt war, das Menschenmögliche an Rücksicht, Zartsinn und Schonung gerade ihr gegenüber lange genug geübt zu haben.

Sein Aufenthalt in Göttingen zog sich hauptsächlich um Charlottens willen in die Länge, die durch finanzielle Auseinandersetzungen mit ihren Brüdern zum Ausharren gezwungen war. Erst im Herbst 1813 waren diese Dinge so weit gediehen, daß er daran denken konnte, seine Zelte in Göttingen wieder abzubrechen. Ehe dies geschah, weilte er mit Charlotte zunächst noch ein paar Wochen auf seines Stiefsohnes Familiengut Groß-Schwülper, dann einen Monat in dem benachbarten Braunschweig, wo die wenig erfreulichen Erinnerungen an die einst hier verlorenen Jugendjahre und an seine erste Ehe wieder lebendig wurden, sogar in sehr leibhaftiger Gestalt, denn Frau Wilhelmine, geschiedene de Constant, die er in den zwanzig Jahren seit der Trennung nicht wiedergesehen hatte, erfreute sich noch immer ihres Daseins. Sie zählte jetzt fünfundfünfzig Jahre und hätte dank einer Pension der verstorbenen Herzogin sorgenfrei leben können, wenn sie nicht ihre ganze Existenz und Habe an die vierbeinigen oder gefiederten Hausgenossen gehängt hätte, mit denen sie sich umgeben hatte und ausschließlich beschäftigte. Es waren damals, wie Constant selbst mit malitiöser Genauigkeit seiner Tante Nassau berichtete, nicht weniger als hundertzwanzig Vögel, zwei Eichhörnchen, sechsunddreißig Katzen, acht Hunde und etliche andere Lebewesen, eine wahre Arche Noah, deren Bedienung ein eigenes Personal erforderte.

Constants Absicht war es gewesen, von Göttingen

aus zunächst für einige Zeit in die Schweiz zu gehen, da er die Seinigen seit dritthalb Jahren nicht wiedergesehen hatte; aber das Weltgericht der Leipziger Schlacht sollte ziemlich plötzlich wie seinen Entschlüssen, so auch seinem Leben eine neue Wendung geben. Er war noch in Braunschweig, als die Entscheidung fiel, und begab sich von da nach Hannover, wo eben die Herrlichkeit des Königreichs Westfalen in Trümmer sank, um Genaueres über die Weltlage und die Aussichten der nächsten Zukunft zu erfahren. Hier trat ihm sein Schicksal in Gestalt Bernadottes, des jetzigen Kronprinzen von Schweden, entgegen, der ihn schon aus den Tagen des Direktoriums und Konsulats kannte und neuerdings wieder durch Frau von Staël und Schlegel auf sein ungewöhnliches publizistisches Talent hingewiesen worden war. Der einstige Advokatensohn aus Pau, für dessen Ehrgeiz Schwedens Thron noch nicht genügte, glaubte nun, da Napoleons Ende besiegelt schien, seine Stunde gekommen, um selbst als Bewerber um die französische Krone auftreten zu können. Er zog Constant rasch in sein intimstes Vertrauen, um dessen vielvermögende Feder für seine Pläne zu gewinnen, und die also plötzlich auftauchende Möglichkeit, nach fast zwölfjährigem Privatleben wieder eine politische Rolle zu spielen, scheint dem Umworbenen einigermaßen zu Kopfe gestiegen zu sein. Sein Tagebuch läßt erkennen, daß er sich zwar der abenteuerlichen Unsicherheit von Karl Johanns Thronkandidatur bewußt und zunächst schwankend war, ob er sich diesem anschließen sollte, aber der Ehrgeiz und die durch Bernadottes Bemühungen geschmeichelte Eitelkeit siegten: er ließ sich mit dem schwarzen Bande des schwedischen Nordstern-Ordens dekorieren und verfaßte Ende 1813

noch in Hannover die vielleicht am glänzendsten geschriebene seiner politischen Broschüren: „De l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation européenne,“ worin der konstitutionelle Gedanke in wehrhafter Sprache und metallenem Pathos mit dem Geiste absolutistischer Willkür, der Eroberungssucht und der Usurpationsgelüste konfrontiert wurde.

Die ihrem Titel entsprechend in zwei Teile gegliederte, vierunddreißig Kapitel umfassende Schrift war allerdings nicht jetzt erst entstanden, sondern der Hauptsache nach ein neu redigierter Bestandteil jenes im Jahre 1800 während der Tribunatszeit verfaßten politischen Werkes, das damals — wie früher erwähnt — aus Gründen der Opportunität nicht hatte erscheinen können. In meisterhaft klarem Aufbau gab sie blitzblanke Definitionen, entwickelte praktisch-politische Maxime, zog die Lehren aus der Staatengeschichte der großen Republiken und Monarchien und legte mit zahlreichen logischen Beweisen die Unhaltbarkeit einer usurpierten Willkürmonarchie wie derjenigen Napoleons dar. Dank dieser knappen und zugespitzten Vortragsweise hatte das Buch, das zuerst im Januar 1814 in Hannover anonym gedruckt wurde, gleich einen derartigen Erfolg, daß schon Anfang März bei John Murray in London eine zweite Auflage unter des Autors Namen, Ende April in Paris eine dritte und bald darauf eine vierte erscheinen konnte, wozu noch Übersetzungen ins Deutsche und Englische kamen. Unter den zahlreichen, früheren und späteren politischen Schriften Constants galt und gilt noch heute diese für sein Meisterwerk. Noch fünfundzwanzig Jahre nachher ließ sich der Verleger Charpentier von Charlotte Constant das Verlagsrecht dieses liberalen Muster-Trak-

tats ausdrücklich — zusammen mit dem des „Adolphe“ und der gleichfalls vielbewunderten Einleitung zu „Wallstein“ — für die Dauer von fünf Jahren übertragen, und auch an noch späteren Neudrucken hat es nicht gefehlt.

Die Verbindung gerade mit Murray, dem bekannten Byron-Verleger, dankte Constant, wie vorher die mit Bernadotte, Frau von Staël, die während des ganzen Winters 1813/14 in London weilte und dort im selben Verlage endlich ihr von der Napoleonischen Zensur so lange unterdrücktes Hauptwerk „De l'Allemagne“ hatte erscheinen lassen können. Sie, die ihn von jeher durch ihre Bewunderung seines Talentes befeuert hatte, war auch von seiner neuesten Schrift entzückt und pries in ihren Briefen die unvergleichliche Klarheit seines Stils „à la Montesquieu“ mit begeisterten Worten, nicht ohne etwas anzüglich hinzuzusetzen: „Sie wären für die höchsten Stellen bestimmt gewesen, wenn Sie sich und andern die Treue hätten halten können.“

Er glaubte sich in diesem Moment gleichwohl auf dem Wege zu solcher Bestimmung. Mit Bernadottes Hauptquartier näherte er sich etappenweise der französischen Grenze. Aber schon in Lüttich überraschte ihn die Nachricht von der Proklamation Ludwigs XVIII., mit der des Schweden Luftschloß zusammenbrach. In Löwen traf ihn Auguste de Staël, der ihn auf dem Wege von London aufsuchte. „Auguste liest mir einen Brief seiner Mutter vor,“ bemerkt eine der jetzt sehr hastigen Notizen des Journal intime; „welch unverbesserliche Intrigantin! Mir wird leicht ums Herz in dem Gedanken, daß nun auch das letzte Band zerrissen ist, das noch bestand.“ Als er in Brüssel eintraf, war eben Napoleons Abdankung

bekannt geworden, worauf Bernadotte sofort nach Paris abreiste und Constant nach kurzem Zaudern beschloß, sich in Gesellschaft des jungen Staël ebenfalls dorthin zu wenden, um sich über den Stand der Dinge zu orientieren. Wenig nach ihm traf auch Frau von Staël in der Lichtstadt wieder ein, nach der ihr Herz in fast zehnjähriger Verbannung geschmachtet hatte. Er fand sie, die er volle drei Jahre nicht gesehen hatte, gänzlich verändert, „blaß, abgemagert, zerstreut bis zur Frostigkeit (presque sèche), viel mit sich selbst beschäftigt." Auch gesundheitlich hatte sie sehr gelitten: der gewohnheitsmäßige Opiumgenuß zur Betäubung von Schmerzen und Schlaflosigkeit hatte ihre Nerven zerrüttet. „Elle est devenue très laide," berichtete um dieselbe Zeit auch der Großherzog Karl August mit Bedauern seiner Gemahlin nach Weimar.

Die allgemeine Stimmung war im übrigen wenig genug zu Sentimentalitäten geschaffen. In dem eroberten Paris drängten sich die Monarchen und Diplomaten von halb Europa, um bei der großen Liquidation der Firma Bonaparte ihren Anteil zu erraffen. Constant selbst, der schon am 21. April seinen ersten politischen Zeitungsartikel im „Journal des Débats" hatte erscheinen lassen, fühlte auf dem alten Terrain endlich wieder Boden unter den Füßen, sah wieder Wege und Ziele vor sich. Sein politischer Eifer war neu erwacht, seine Kräfte regten und spannten sich zum Kampfe. Aber in diesem Kampfe standen er und Frau von Staël nicht mehr Seite an Seite, wie zwölf und fünfzehn Jahre früher. Sie hatte Napoleon gehaßt, solange er Gewalthaber war; jetzt, da sie ihn selbst verbannt und ihr Vaterland von der ausländischen Invasion bedroht sah, lehnte sich ihr

Patriotismus gegen die Einmischung der fremden Mächte auf. Sie verglich sich mit jenem Schwedenkönig, dem seine Feinde die Beschießung einer belagerten Festung dadurch unmöglich machten, daß sie seine eigene Mutter auf den Wall stellten. Sie wollte Napoleon besiegt wissen, aber nicht Frankreich. „Sie sind kein Franzose, Benjamin," hatte sie ihm noch von London aus traurigen Herzens geschrieben, „Sie sind nicht durch die Erinnerungen Ihrer Kindheit mit all diesen Stätten verwachsen: das ist der Unterschied zwischen Ihnen und mir. Aber trotzdem — können Sie im Ernste wünschen, die Kosaken in der Rue Racine zu sehen?"

Dahin gingen Constants Wünsche allerdings nicht; aber zum mindesten erschien ihm gleich vielen andern jetzt Rußlands Kaiser als der Hort liberaler Hoffnungen, nachdem Bernadottes Aussichten geschwunden waren. Während Frau von Staël in der Restauration der Bourbonen aus Patriotismus das kleinere Übel sah, obwohl sich Ludwig XVIII. ehedem als Graf Artois ihrem Vater feindselig gezeigt hatte, war Constant deren entschiedener Gegner, sobald er sich überzeugt hatte, daß die zurückgekehrte Dynastie von ernsthaften konstitutionellen Garantien nichts wissen wollte. Seine schon stark verbreitete Schrift „De l'esprit de conquête" machte ihn rasch zu einer vielbeachteten Persönlichkeit. Kaiser Alexander empfing ihn wiederholt in Audienz (einmal zusammen mit Chateaubriand) und erwies sich ausgesprochen gnädig. In den Salons traf er viele alte Freunde und Feinde aus früheren Tagen wieder, Talleyrand, Lafayette, Fouché, Montmorency; verkehrte mit dem Staatskanzler von Hardenberg, einem Vetter seiner — in Deutschland zurückgebliebenen — Frau, mit dem Frei-

herrn vom Stein, Wilhelm von Humboldt, und setzte seine publizistische Tätigkeit mit mehreren Broschüren fort, von denen eine über die Freiheit der Presse an einem einzigen Tage in zwei Auflagen vergriffen wurde, eine andere über die Ministerverantwortlichkeit ihm den Beifall aller Konstitutionellen und die heftigen Angriffe der bourbonischen Presse eintrug. Seine Feder war nie fleißiger und nie glücklicher gewesen, als im Sommer 1814, und er hätte alle Ursache gehabt, mit seinen fortschreitenden Erfolgen zufrieden zu sein, wenn ihm nicht ein Ende August einsetzendes Herzenserlebnis für längere Zeit verhängnisvoll geworden wäre.

XV

Madame Récamier

Seitdem Juliette Récamier jenen denkwürdigen Spätsommer des Jahres 1807 auf Schloß Coppet verbracht hatte, von dessen Ereignissen früher die Rede war, erfreute sie sich einer besonders liebevollen Aufmerksamkeit der Napoleonischen Geheimpolizei. Der Kaiser selbst, der ihr nie verziehen hatte, daß sie es einst in den Firnistagen seiner Monarchie abgelehnt hatte, Palastdame der Kaiserin Josephine zu werden, erklärte bald nachher vor zahlreichen Zuhörern, daß er jeden als seinen persönlichen Feind betrachtete, der im Salon der Madame Récamier verkehrte. Als diese dann im Sommer 1811, zu der Zeit, da Frau von Staël durch das Interdikt ihres Buches über Deutschland, durch den endgültigen Abschied von Benjamin und ihren angegriffenen Gesundheitszustand besonders schwer unter ihrem Verbannungsschicksal litt, allen Gefahren zum Trotz nach Coppet eilte, um der Verfehmten Freundschaftstreue zu erzeigen, traf ebenso wie den beiden Frauen gleich anhänglichen Mathieu de Montmorency auch die schöne Juliette der Bannstrahl der kaiserlichen Ungnade; sie wurde ausgewiesen und blieb es fast drei Jahre lang, die sie teils in Chalons und Lyon, teils in Italien verbrachte. Hier schloß sie sich bei einem längeren Aufenthalte in Neapel und am dortigen Hofe auf das engste an die ihr von früher befreundete Königin Karoline an, eben zu der

Zeit, da die Sorge um seinen Thron Joachim Murat zwang, sich von seinem kaiserlichen Schwager loszusagen und zu den Alliierten überzugehen. Als dann nach Napoleons Festsetzung auf Elba der Wiener Kongreß neben anderen Aufgaben auch über das Fortbestehen der von Bonaparte eingesetzten Dynastieen entscheiden sollte, wandte sich die für ihren Gatten fürchtende Königin an ihre jetzt wieder in Paris weilende Freundin mit der dringenden Bitte, ihr die Unterstützung eines besonders fähigen Publizisten zu verschaffen, der in einer möglichst eindrücklichen Denkschrift die Sache Murats vor dem Kongreß vertreten sollte.

Es ergab sich ganz von selbst, daß Juliettes Wahl zunächst und sofort auf Constant fiel, den sie seit vierzehn Jahren kannte und der eben erst durch verschiedene politische Schriften die allgemeine Beachtung und Bewunderung erregt hatte. Am 27. August — das Datum sollte für Constants Biographie historisch werden — bat sie ihn zu sich und setzte ihm in einer zweistündigen Unterhaltung unter vier Augen ihre Wünsche und die ihres Freundes mit solchem Aufgebot an werbender Überredungskunst auseinander, daß etwas völlig Unerwartetes geschah: der siebenundvierzigjährige Mann mit dem vermeintlich längst verbrauchten Herzen fand sich urplötzlich von dem Taumel einer springflutartigen Leidenschaft erfaßt und alles festen Bodens beraubt. Hundertmal hatte er in diese sieggewohnten Augen gesehen, hundertmal dieser eigentümlich weichen vibrierenden Stimme gelauscht, den jungfräulichen Schmelz und Reiz einer in halb Europa jahrzehntelang gefeierten Schönheit auf sich wirken lassen, ohne im geringsten aus dem Gleichgewicht zu geraten: diese eine Stunde machte ihn

liebeskrank, wie er es nie zuvor gewesen, entschied auf Jahre hinaus über sein Leben. Irgend ein schmachtender Blick, eine Gebärde vielleicht, eine zufällige vertrauliche Berührung hatte genügt, ihn wie Faust vor dem Zauberspiegel der Hexe an diesem hingestreckten Leibe den Inbegriff von allen Himmeln sehn zu lassen. Waidwund wie ein angeschossenes Wild und im Innersten verwandelt, brachte er seine Tage nur noch damit hin, mit brennender Ungeduld die Gelegenheiten abzuwarten, da er sie aus der Nähe oder Ferne wiedersehen durfte; folgte ihr wie ein Schatten in die Salons, in denen sie verkehrte; stellte sich, so oft es unauffällig möglich war, zu ihren abendlichen Empfängen ein, die sie noch nach Schluß der Oper bei sich abhielt; und warf, was er ihr in Gegenwart anderer weder mit Worten noch mit Blicken sagen durfte, in ungezählten Briefen und Billetts auf Papier, deren er ihr oft zwei und drei an einem Tage sandte, im Augenblick des Schreibens schon von Ungeduld nach einer Antwort verzehrt, siech bis zur Erschöpfung, wenn diese ausblieb, von Fieberhitze geschüttelt, mit Tränen kämpfend, wenn er sich zurückgesetzt, mißachtet, vergessen glauben mußte.

Diese Briefe, die der Empfängerin wert genug des Aufbewahrens scheinen mochten, liegen seit ein paar Jahrzehnten zu einem starken Bande vereinigt gedruckt vor und sind sicherlich einer der merkwürdigsten Beiträge zur Naturgeschichte des menschlichen Herzens: in ihrer Gesamtheit der fortgesetzte Monolog eines hoffnungslos Liebenden, der sich dieser Hoffnungslosigkeit vom ersten Moment an bewußt ist und sich doch mit der Gefühlssophistik, der erregten Phraseologie des Verliebten und den Überredungskünsten des geborenen Rhetors über

Wasser hält, verteidigt, aus Selbsttäuschungen Kartenhäuser baut, den Sekundenzeiger zum Zeitmesser macht, immer zwischen Furcht und Hoffnung wie zwischen Tod und Leben schwebt. Manche dieser Briefe, die stets nur durch schleunige Boten direkt bestellt wurden, sind geschriebene Ohnmachtsanfälle, Gebete an eine irdische Madonna, Elegieen eines irrenden Ritters, gezügelt von der beständigen Angst, mit irgend einem Worte zu mißfallen, demütig-willenlos bis zur Selbsterniedrigung, auf nichts bedacht als auf das Gnadengeschenk eines freundlichen Wortes oder eines noch so flüchtigen Wiedersehens.

Juliette Récamier, stets vom Scheitel bis zur Flosse schöne Melusine, sobald sie sich von der Hitze einer Leidenschaft aus nächster Nähe bedroht sah, nahm zunächst die plötzliche Verwandlung eines langjährigen guten Freundes in einen hypnotisierten Anbeter überhaupt nicht ernst. Sie glaubte, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken, wenn sie Benjamins verspäteter Passion mit kühler Ironie und ungläubigem Spott begegnete, und erreichte gerade die umgekehrte Wirkung. Was an Leidenschaftsfähigkeit in ihm war oder was er dafür hielt, war von jeher nur durch die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit des Besitzes gereizt und aufgewühlt worden, aber doch nie zuvor in einem Grade, wie hier, wo das erschwerende Moment hinzukam, daß er sich die äußerste Selbstbeherrschung auferlegen mußte, um seine Gefühle niemandem außer der einzigen zu verraten, der sie galten, und daß diese Gefühle einer Frau gehörten, die um jene Zeit mehr denn je umdrängt, umworben, in eine Weihrauchwolke von Huldigungen gehüllt war, die sich eben jetzt noch zu zahlreichen anderen den Sieger von

Vittoria durch ihre im Zenit stehende Schönheit unterjocht hatte. Daß die Außenwelt nicht merken durfte, wie es um ihn stand, war nicht etwa durch die Rücksicht auf Charlotte bedingt, die noch immer in Deutschland weilte; es war nötig, weil Juliette selbst bei dem geringsten Gerede, schon um Frau von Staëls willen, mit der sie nach wie vor noch befreundet war, jeden Verkehr mit Constant hätte abbrechen müssen.

Zwar war sie keineswegs eine Kokette im gewöhnlichen Sinne des Wortes, von Gesinnung edel und hilfsbereit, aber ebenso unfähig, jemals einen Verehrer zu erhören, wie ihn durch schroffe Entschiedenheit abzuschrecken. Sie glich darin völlig Molières Celimène, gegen deren allen gleichmäßig lächelnde Huld sich der misanthropische Alceste empört. Constant jedoch war kein Alceste oder doch höchstens dann, wenn er mit seinem Journal intime allein war. Diesem vertraute er Tag für Tag seine Qualen an, zeichnete wie die Fieberkurve eines Kranken das Auf und Ab seiner Hoffnungen und Befürchtungen ein, um sich immer wieder gepeinigt aufstöhnend zu gestehen, daß er um keinen Schritt weiter gekommen sei. Politik, Gesellschaft, Literatur, Arbeit, Ehrgeiz — alles hörte auf, ihn zu interessieren und zu beschäftigen. Nur das Spiel mußte zeitweise als Betäubungsmittel dienen, und mehrfach gingen an einem einzigen Abend fünfstellige Summen am grünen Tisch verloren. Juliettes wegen schlug er sich im Duell mit dem Grafen Forbin, dem nachmaligen Generaldirektor der Pariser Museen, den er für einen begünstigten Nebenbuhler hielt. Aber nichts wurde besser, der Zustand der Besessenheit verschlimmerte sich nur mit den Monaten, steigerte sich bis zu Paroxysmen, zu hysterischen



Salon der Madame Récamier



Weinkrämpfen, und das beginnende Jahr 1815 fand ihn noch in derselben hoffnungslosen Verfassung, in der er seit mehr als vier Monaten lebte.

Für die Näherstehenden konnte es schließlich trotz aller Selbstbeherrschung und Vorsicht kein Geheimnis bleiben, wie es um ihn stand. Frau von Staël insbesondere erriet mehr, als sie wußte, welchem Umstande sie seine Teilnahmslosigkeit ihr gegenüber zu danken hatte. Aber sie war nach einer harten Leidensschule nachgerade darüber hinaus, noch an Eifersucht zu kranken. Schon im August, kurz bevor Benjamin in Juliette sein Schicksal finden sollte, hatte sie dieser aus Coppet geschrieben: „Da Sie mir immer und in allen Dingen Liebes zu erweisen trachten, teilen Sie mir mit, daß Benjamin meine Abreise sehr nahe gegangen sei. Aber in den zwei Monaten, die ich kürzlich in Paris verbrachte, habe ich auch nicht den kleinsten Freundschaftsbeweis von ihm erfahren, und ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ich dagegen je so unempfindlich sein könnte. Mein Leben liegt freilich nicht mehr in dieser Richtung, aber fünfzehn verlorene Jahre sind ein Abgrund, den nichts mehr ausfüllen kann. . . .“ Auch als sie sich im Herbst wieder in Paris einfand und mit Albertine ein Landhaus in Clichy bezog, kümmerte sich Benjamin zuerst fast gar nicht um sie, so ganz konzentrierte sich sein Interesse auf das Haus der Rue Basse-du-Rempart, das sein Idol beherbergte. „Frau von Staël,“ schrieb er im November seiner Cousine Rosalie, „weilt, wie du weißt, auf einem Landgut bei Paris. Die Entfernung bewirkt, daß ich sie seltener sehe, als wenn sie in der Stadt wohnte. Ihre Berühmtheit und ihre Anziehungskraft sorgen freilich dafür, daß alles zu ihr kommt, was sich zurzeit in Paris an distinguier-

ten Ausländern und Ausländerinnen aufhält. Aber es ist mit dem persönlichen Interesse, wenn es einmal abnimmt, wie mit dem Vermögen, wenn es zusammenschmilzt. Wer nie mehr besaß, dünkt sich mit tausend Talern Rente ein Krösus; wer zehntausend jährlich zu verzehren gehabt hat, kommt sich mit tausend verarmt vor. Ähnlich glauben Menschen, die sich einst übermäßig geliebt haben, schon indifferent gegen einander zu sein, wenn sie nur noch so viel Zuneigung für einander haben, wie in ihrer Lage der Durchschnitt der anderen." Nur wenige Male im Laufe des Winters suchte er sie auf, und einmal kam es dabei zu einem heftigen Wortwechsel, von dem das Tagebuch mit dem Zusatze berichtet: „Zum Glück hat mich dieser Pariser Aufenthalt von dem letzten Rest meiner früheren Empfindungen für sie befreit." Desto wärmere Worte findet er im selben Moment für die in der Ferne weilende Charlotte, deren Briefe ihn von neuem überzeugt haben, daß sie ein „ausgezeichnetes, vornehmes, sanftmütiges und gütevolles Geschöpf" sei.

Auch die Politik blieb inmitten solcher Herzenswirren längere Zeit vernachlässigt. Er hatte in den ersten Monaten nach der Rückkehr der Bourbonen seinen Frieden mit der Restauration gemacht, denn er vertrat den Standpunkt — und machte ihn denen gegenüber geltend, die in seiner Haltung eine Verleugnung seiner früheren politischen Überzeugungen sehen wollten — daß zwischen einer Republik und einer streng konstitutionellen Monarchie der Unterschied vorwiegend formaler Natur sei und jedenfalls unendlich viel geringer, als zwischen einer konstitutionellen und einer absoluten Monarchie. Freilich mußte er bald einsehen, daß die Bourbonen seit

den Tagen des Blutgerüsts nichts gelernt und nichts vergessen hatten; aber in dem Grade, in dem seine, wie aller Liberalen Hoffnungen auf den achtzehnten Ludwig tiefer sanken, war er bemüht, in zahlreichen Zeitungsartikeln und mehreren Broschüren für die verfassungsmäßigen Garantieen der Volksrechte einzutreten, die öffentliche Meinung aufzurütteln und ihr die liberalen Ideen mundgerecht zu machen. Selbst der sonst kühl und oft absprechend über Constant urteilende Herzog von Broglie, der bald nachher Albertine von Staëls Gemahl werden sollte, stellt ihm in seinen Memoiren das rückhaltlose Zeugnis aus, daß er sich diesem politischen Aufklärungsdienst mit ganzen Herzen und ohne egoistischen Hintergedanken hingegeben und daß eigentlich er zuerst die vom Absolutismus erwachende Nation das Evangelium der Repräsentativverfassung gelehrt habe. „Man kann es nicht hoch genug veranschlagen," schrieb er noch ein halbes Jahrhundert später, „was das Vaterland in dieser Hinsicht Benjamin Constant schuldet: seine verschiedenen Broschüren aus jener Zeit haben vielen das Verständnis geschärft, auf die große Masse des Publikums aufklärend gewirkt und bis dahin noch mißkannten Wahrheiten erst allgemeine Geltung verschafft."

In den letzten Monaten des Jahres 1814, als er sich im Fegefeuer der Leidenschaft unfähig fand, seine Gedanken zu irgendwelcher geistigen Arbeit zu sammeln, blieb er auch als Politiker ziemlich passiv. Man schob seine Zurückhaltung und seine ungewohnte Zerstreutheit im geselligen Verkehr auf die Verstimmtheit eines politisch Enttäuschten, zeitweise auch darauf, daß er für die Akademie vorgeschlagen, aber nicht gewählt worden war, und er tat wohlweislich nichts, diese Annahme zu wider=

legen. Frau von Staël, der sein Wohl und Wehe noch immer am Herzen lag, so wenig er sich mehr bemühte, dieses Interesse zu verdienen, machte ihm freundschaftliche Vorhaltungen. „In diesem Zustande,“ schrieb sie ihm, „gleichviel wodurch er veranlaßt ist, kommen Sie zu gar nichts. Sie verletzen alle Welt damit, daß Sie nicht zuhören, wenn man mit Ihnen spricht, nicht antworten und sich für nichts interessieren. Sie behalten nicht einen Freund übrig, wenn Sie so weiter machen. Ich selber kümmere mich schon nicht mehr um Sie. Ihre Frau wird sich auch noch von Ihnen lossagen, und wenn es die Liebe sein sollte, die Sie in diese Verfassung gebracht hat, werden Sie die Person, der Ihre Zuneigung gilt, sicher so niemals für sich einnehmen.“

Er sah ein, daß sie recht hatte, obgleich er es bestritt, aber er war zu ausschließlich von seiner hoffnungslosen Leidenschaft unterjocht, um der Stimme der Vernunft Gehör zu schenken. Der Gedanke an Juliette beherrschte ihn unumschränkt, die Beredsamkeit seiner gefeierten Feder brauchte er einzig noch dazu, ihr in den brennendsten Worten seine Liebe und seine Leiden zu schildern, seine ganze Diplomatie bot er nur noch dazu auf, sie immer wieder unter jedem ersinnlichen Vorwande zu einem Wiedersehen, einem Lebenszeichen zu bestimmen. Durch die stets erneuerte Versicherung, daß er nichts weiter beanspruchte, als ihr seine grenzenlose Verehrung widmen zu dürfen, daß die Fastenspeise einer idealen Freundschaft der Endpunkt aller seiner Wünsche sei, machte er es der an Herzenssiege bis zur Alltäglichkeit gewöhnten Frau unmöglich, ihn abzuweisen, verstand er es immer wieder, ihr weiches Herz, ihr Mitleiden und ihre immerhin nicht unempfindliche weibliche Eitelkeit derart im

Schach zu halten, daß sie seine Anbetung wenigstens dulden mußte.

Mit seiner Nervenkraft an der Grenze des Erträglichen angelangt, begrüßte er es als einen Wink des Schicksals, daß ihm im Januar 1815 König Joachim Murat durch Madame Récamier den Vorschlag machen ließ, als sein Agent in geheimer Mission nach Wien zu reisen, um dort hinter den Kulissen des Kongresses für seine Sache tätig zu sein. Die Denkschrift, die Constant im Auftrage der Murats und auf Juliettes Bitte verfaßt und die den Anlaß zu seiner Verdammnis gegeben hatte, war inzwischen ohne Namensnennung des Verfassers gedruckt und bekannt geworden. Er war auch jetzt bereit, dem Appell des Königspaares zu entsprechen, aber im Einverständnis mit Madame Récamier stellte er die Bedingung, daß er offiziell als Neapels Vertreter beim Kongreß beglaubigt und einen dementsprechenden Rang erhalten sollte. Da die Königin Caroline in einem Briefe an Juliette diesen Wunsch für unerfüllbar erklären mußte, teils mit Rücksicht auf die in Wien bereits anwesenden bevollmächtigten Minister des Königreichs, teils der Volksstimmung wegen, die an der Vertretung Neapels durch einen Ausländer Anstoß genommen hätte, zog Constant seine Zusage überhaupt zurück. Er war stolz genug, auch ein Honorar von zwanzigtausend Lire nebst einer Ordensauszeichnung, die man ihm aus Neapel für die Abfassung der Denkschrift übersandte, auszuschlagen.

Allmählich gelang es ihm, wenigstens an den Tagen, an denen ihm Juliette durch kleine Beweise ihrer Huld die Fähigkeit dazu gab, seine publizistische Tätigkeit wieder aufzunehmen. Vereinzelte Artikel erschienen im

„Journal de Paris", in den „Débats", die schon früher erwähnte Broschüre „De la Responsabilité des Ministres" brachte seinen Namen wieder in aller Mund. Aber für ihn hatte nur Wert und Bedeutung, was Juliette guthieß und was in ihrem Sinne war. Während es in Volk und Armee gärte und die allgemeine Unzufriedenheit mit der verhaßten Regierung immer höher stieg, hätte er den Thron Frankreichs für eine Stunde des Alleinseins mit ihr gegeben. Und als am Morgen des 7. März der optische Telegraph den Parisern die ungeheuerliche Nachricht übermittelte, daß der gefangene Kaiser aus Elba entwichen und mit Truppen bei Cannes gelandet sei, riß ihn auch dieses weltgeschichtliche Ereignis noch nicht aus seiner Hypnose. Napoleon war für ihn noch immer der Feind, aber in diesem Augenblick nicht der seinige und der der Völkerfreiheit, sondern der Feind Juliettes, der sie in die Verbannung gestoßen hatte, Grund genug, ihn mit Fanatismus zu bekämpfen, — war doch damit eine neue Möglichkeit gegeben, Juliettes Dank und vielleicht einen Beweis ihrer Dankbarkeit zu verdienen!

Aus solcher Desperado-Stimmung heraus ließ er am 11. März im „Journal de Paris" einen geharnischten Artikel gegen den in Eilmärschen heranrückenden Kaiser von Stapel, in dem dieser mit Attila, Dschingis-Chan und anderen Geißeln der Menschheit in Parallele gestellt war, und das „Journal des Débats" brachte aus seiner Feder eine ganze Folge ähnlicher Angriffe von ungewöhnlicher Heftigkeit des Tones. Aufgeregt schrieb Frau von Staël, die ihrerseits bereits die Flucht nach Coppet ergriffen hatte, an Madame Récamier und beschwor sie, Benjamin zu sofortiger Abreise nach der

Schweiz zu veranlassen, da sie seiner Artikel wegen in größter Angst um ihn sei. Aber dieser hatte jetzt nur das verzweifelte Bedürfnis, seiner Himmlischen zu zeigen, wie leicht er Leben und Sicherheit für ihre Sache in die Schanze schlage; es reizte ihn, während alles flüchtete oder zu Bonaparte überging, durch herausfordernde Tollkühnheit die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und so ließ er noch am 19. März, als der Kaiser schon in Fontainebleau angelangt war und Ludwig XVIII. mit dem Hofe die Tuilerien bereits geräumt hatte, in den „Débats“ jenen berühmt gewordenen letzten Artikel in tyrannum erscheinen, an dessen Schluß er in der Fechterstellung eines sterbenden Gladiators weithin öffentlich erklärte: „Ich werde mich nicht als elender Überläufer von der einen Macht auf die Seite der andern schlagen, nicht meine Ehrlosigkeit mit Sophismen bemänteln und entweihte Worte stammeln, um ein schmachbeflecktes Leben damit zu retten . . .“

Er war fest überzeugt, mit diesem Manifest sein Todesurteil geschrieben zu haben, und in der Tat, die Verwegenheit war groß, aber sie war als Demonstration für eine schon verlorene Sache in diesem kritischen Momente fast so unnötig wie das Heldenstück des Ritters Delorges im Löwengarten, nur mit dem Unterschied, daß Constant selbst dem Leu den Handschuh entgegenschleuderte und daß er dafür den Dank seiner Dame ausdrücklich begehrte. „Waren Sie mit meinem Artikel zufrieden?“ fragte sein Brief vom selben Tage begierig und hoffnungsvoll, und er erklärt, sich „noch auf dem Schafott“ glücklich preisen zu wollen, wenn es der Fall wäre. Dennoch gab er dem Drängen seiner politischen Freunde — und wohl auch dem Wunsche Juliettes, die

ernstlich um sein Leben besorgt war, — nach und verließ am dritten Tage nach Napoleons Einrücken die Hauptstadt. Unter dem Schutze des amerikanischen Gesandten wollte er sich nach Nantes begeben, um den dort als Präfekten wirkenden Prosper de Barante aufzusuchen, da er aber in Angers erfuhr, daß Nantes sich bereits für den Kaiser erklärt habe und die Ungeduld, Madame Récamier wiederzusehen, ihn verzehrte, kehrte er um und war fünf Tage nach seiner Abreise wieder in Paris, entschlossen, hier sein Schicksal zu erwarten.

XVI

Die Hundert Tage

Bonaparte kannte keine Gefühlspolitik. Er hatte fast ein Jahr lang Zeit gehabt, als „Souverän“ von Elba darüber nachzudenken, wodurch er sein hohes Spiel verloren hatte, und er war klug genug, auch von den Fehlern seiner Gegner zu lernen. Es war ihm klar, daß er die einmal gewährte Charte, mit der die zurückgekehrten Bourbonen ihren Kredit wiederherzustellen versucht hatten, dem Volke nicht wieder entwinden durfte, sie im Gegenteil mit erheblich stärkeren verfassungsmäßigen Garantien ausstatten mußte, um auch diesmal, wie schon fünfzehn Jahre früher, als Befreier der Nation zu erscheinen. Er mußte deshalb vor allem seine Stützung bei den Konstitutionellen und Liberalen suchen, zum mindesten so lange, bis er auf dem Schlachtfeld wieder den Sieg an seine Fahnen geheftet hatte. Durch nichts aber konnte er seine politischen Gegner schneller und sicherer entwaffnen, als dadurch, daß er ihnen offen die Hand zum Zusammenwirken bot. Es verschlug ihm gar nichts, daß Benjamin Constant, den er einst mit eisernem Besen aus dem Tribunat gefegt hatte, noch wenige Wochen vorher in Zeitungsartikeln mit allen Superlativen der Verachtung und herausfordernden Hohnes gegen ihn aufgetreten war. Die Zeit war zu kostbar und zu kritisch, um mit persönlichen Abrechnungen und Empfindlichkeiten verloren zu werden. Brauchte der

Kaiser jemanden, so war ihm alles andere gleichgültig. Und er brauchte Benjamin Constant, dessen Name ein Programm war, wie er den alten Lafayette gebrauchte, den Cid Campeador der Liberalen, um sich das allgemeine Vertrauen in seine konstitutionellen Absichten zu sichern.

Constant hatte nach seiner allgemein überraschenden Rückkehr von der unterbrochenen Flucht bald Kenntnis davon erhalten, daß er keine Rachejustiz zu fürchten habe. Personen aus Napoleons nächster Umgebung, Joseph Bonaparte und Fouché, der jetzige Herzog von Otranto, gaben ihm beruhigende Versicherungen. Trotzdem lastete die ungeklärte Situation auf ihm, und er trug sich mit dem Gedanken, Paris endgültig zu verlassen und wieder nach Deutschland zu gehen, als ihn am 14. April der diensttuende Kammerherr des Kaisers in dessen Auftrag schriftlich einlud, sich unverzüglich zur Audienz in die Tuilerien zu begeben. Hier empfing ihn der Monarch zu einer langen Unterredung unter vier Augen, bei der er fast allein das Wort führte. Er sprach mit keiner Silbe von der Vergangenheit, nichts von Constants offen feindseliger Haltung. Ohne alles Pathos und mit vollkommener Offenheit erklärte er ihm, daß er durch die Verhältnisse gezwungen sei, sich die Unterstützung der Konstitutionellen zu sichern; wobei er keinen Zweifel daran ließ, daß dieser Entschluß nicht etwa einer Umwandlung seiner eigenen Sinnesart, sondern einfach der kaltblütigen Erkenntnis politischer Notwendigkeiten entspringe. Er war überzeugt, mehr denn je das eigentliche Volk hinter sich zu haben. Das Volk aber wolle keine Konstitution, das Volk wolle ihn. Er könnte demnach auf das Volk allein gestützt, regieren,

aber es paßte ihm nicht, der König einer Jacquerie zu sein.

„Wenn es Mittel gibt," meinte er, „mit einer Konstitution zu regieren — à la bonne heure! . . . Früher strebte ich nach der Weltherrschaft, und um sie mir zu sichern, war mir eine unbegrenzte persönliche Willensmacht vonnöten. Um über Frankreich allein zu regieren, ist möglicherweise eine Konstitution der bessere Weg. . . . Ich wollte die Weltherrschaft, und wer an meiner Stelle hätte sie nicht gewollt? Die Welt forderte mich ja förmlich zum Herrscher. Souveräne und Untertanen stürzten sich geradezu unter mein Szepter! . . . Sehen Sie also zu, was Ihnen tunlich erscheint; bringen Sie mir Ihre Vorschläge! Zensurfreiheit, Wahlfreiheit, Ministerverantwortlichkeit, Preßfreiheit, alles das will ich geben. . . . Besonders Preßfreiheit, — es ist Unsinn, sie unterdrücken zu wollen. . . . Ich bin der Mann, den das Volk wünscht; wenn es diese Freiheiten will, bin ich sie ihm schuldig. . . . Ich hatte große Pläne; das Schicksal hat anders entschieden. Heute bin ich kein Welteroberer mehr, kann es nicht mehr sein. Ich weiß jetzt, was möglich ist und was nicht. Ich habe jetzt nur noch die eine Mission, Frankreich wieder hochzubringen und ihm die Regierung zu geben, die ihm zusagt. . . . Das Werk von fünfzehn Jahren ist zerstört, es kann nicht noch einmal von vorne anfangen. Ich sehe einen schwierigen Kampf, einen langwierigen Krieg voraus. Um ihn zu führen, bedarf ich der Unterstützung der Nation, aber als Preis dafür wird sie ihre Freiheit haben wollen. Und soll sie auch haben. . . . Die Situation ist neu für mich: ich nehme gerne aufklärenden Rat an. Ich werde alt. Man ist mit fünfundvierzig nicht mehr derselbe wie mit dreißig.

Die größere Ruhe, die ein konstitutioneller Fürst genießt, wird mir zustatten kommen. . . ."

Es war sicher der höchste und kritischste Moment in Benjamin Constants Leben, als er sich so plötzlich vor die Möglichkeit gestellt sah, der Marquis Posa dieses größten aller lebenden Selbstherrscher zu werden. Konnte, sollte, durfte er ein Anerbieten frostig oder mißtrauisch ablehnen, das die Verwirklichung aller seiner von jeher vertretenen politischen Forderungen und Maximen in sich schloß? Er hatte sich freilich in seinem tollkühnen Eifer, Madame Récamiers Beifall zu verdienen, durch den viel beachteten Débats-Artikel vom 19. März scheinbar selbst den Weg verrammelt, der ihn auf Napoleons Seite führte. „Je n'irai pas, misérable transfuge me traîner d'un pouvoir à l'autre!" hatte er mit der denkbar schärfsten Betonung vor aller Welt erklärt, und Freund und Feind nagelten ihn jetzt auf dieses Gelöbnis fest. Aber war er wirklich ein Überläufer, wenn er den Auftrag des Kaisers übernahm? Nicht er kam damit dem Absolutismus entgegen, den er auf das bitterste von jeher befehdet hatte, der Absolutismus kam ihm, kam in ganz unerwarteter Weise seinen und seiner Gesinnungsgenossen konstitutionellen Forderungen entgegen, und nur eine unfruchtbare und haarspaltende Politik hätte ihm in diesem Moment die loyale Unterstützung versagen können. Auch wenn man das Moment der persönlichen Eitelkeit ganz außer acht läßt und von der faszinierenden Wirkung absieht, die Napoleon im persönlichen Verkehr ausübte, wenn er wollte, darf man heute ruhig sagen, daß es an sich keineswegs ein Beweis von Charakterlosigkeit und Willensschwäche war, wenn Constant sich gewinnen ließ. Er mußte sich gewinnen

lassen, auch wenn er vorerst Zweifel an des Kaisers liberalen Absichten hegte, er hatte im nationalen und liberalen Interesse geradezu die Verpflichtung, die ihm angebotene Aufgabe zu übernehmen. Wie scharf er auch in all den voraufgegangenen Jahren Bonapartes Selbstherrschaft und Militärmonarchie als die hassenswerteste aller Regierungsformen erst offen bekämpft, später privatim kritisiert hatte: in dem Augenblick, da der Kaiser sich selbst mit einer konstitutionellen Teilung der Gewalt einverstanden und parlamentarisch regieren zu wollen erklärte, war es ein Gebot realpolitischer Einsicht, eine nicht länger stichhaltige Opposition aufzugeben und sich an der positiven Arbeit der Verfassungsreorganisation zu beteiligen.

Die Gerechtigkeit verlangt es, Constants vielgeschmähte Handlungsweise unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten, mag man immer zugeben, daß ihn, den passionierten Hasardspieler, der hohe Einsatz und das Vabanque gereizt haben mag. Aber jedenfalls, wenn es hier einen Tag von Damaskus gab, so war nicht er es, der ihn erlebte, viel eher der Kaiser, der nach fünfzehn Jahren des unumschränkten Absolutismus jetzt mit seinen bisherigen Gegnern zu paktieren wünschte. Die Zeitgenossen freilich sahen es meist anders an, und als Constant nach einer zweiten langen Unterredung mit Napoleon am 17. April die Ernennung zum Staatsrat erhielt und annahm, sah er sich bald da, bald dort geschmäht, als Abtrünnigen gemieden, des Renegatentums geziehen. Der Herzog Victor von Broglie, damals schon der Verlobte Albertinens von Staël, erzählt in seinen Memoiren, daß er am Tage nach Constants Ernennung diesen in seiner Wohnung aufgesucht habe: im Vorzim-

mer lag auf einem Sofa eine blitzend neue, goldgestickte Staatsratsuniform, im Salon saß Wilhelm von Humboldt im Austausch politischer Belehrung mit dem Hausherrn. Beim Weggehen habe Humboldt in seinen Bart (?) gelacht und sich die Hände gerieben, und der Herzog von Broglie gewann den Eindruck, daß der deutsche Diplomat an der „Bekehrung“ Constants keinen unwesentlichen Anteil gehabt habe.

Als eine Bekehrung im charakterschädlichen Sinne des Wortes faßten in der Tat die maßgebenden Kreise Constants plötzliche Umwandlung aus einem unabhängigen liberalen Publizisten in einen persönlichen Ratgeber der Krone auf. Er mußte sich eingestehen, daß er die öffentliche Meinung gegen sich hatte, und nicht nur diese, auch die seiner Verwandten, Rosalies insbesondere — Frau von Nassau war hochbetagt im Jahr vorher gestorben — und der Hardenbergschen Familie. In der royalistischen Umgebung Madame Récamiers brach man vollends den Stab über ihn, und er klagt in seinen Briefen an sie bitter über die Ungerechtigkeit, die man ihm allenthalben widerfahren lasse. Ein gereizter Wortwechsel, den er in ihrem Salon mit einem ihrer politischen Freunde, Herrn von Montlosier, provozierte, führte zu einem Zweikampf, bei dem der andere kampfunfähig auf dem Platze blieb. Man ließ sogar seinen letzten Artikel aus den „Débats“ als Flugblatt drucken und verbreiten, was ihn nötigte, dem Kaiser freiwillig briefliche Erklärungen zu geben. Im übrigen hatte er in diesen Wochen fast täglich Gelegenheit, den Monarchen zu sehen und zu sprechen, nicht nur in den häufigen Staatsratsitzungen, auch unter vier Augen in vertraulichen Unterredungen, denn Napoleon fand bei näherer

Bekanntschaft Gefallen an der geistvollen Konversation und staatsmännischen Klugheit des Mannes, den er einst wegwerfend zu den Ideologen und Metaphysikern gerechnet hatte, und Constant wiederum lernte der Größe seines früheren Gegners im persönlichen Verkehr gerechter werden, als ehedem in der durch Frau von Staël genährten Emigrantenstimmung.

Diese selbst hatte sich bei der plötzlichen Rückkehr Bonapartes aus Elba in fluchtartiger Eile aus Paris nach Coppet begeben und sich Constants politischem Frontwechsel gegenüber zunächst skeptisch verhalten. Sie reagierte auch auf die jetzt wesentlich freundlichere Haltung des Kaisers ihr gegenüber nur kühl und stolz, trotzdem sogar einer ihrer ergebensten langjährigen Freunde, der Historiker Sismondi, sich jetzt gleich Constant zum Kaiserreich bekannte und für den Acte additionel öffentlich in mehreren „Moniteur“-Artikeln eintrat. Für alle Fälle hatte sie ihren älteren Sohn Auguste in Paris zurückgelassen, um an ihrer Statt die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten, denn ihr Interesse an dem abermaligen Regierungswechsel war jetzt nicht nur politischer, mehr noch vermögensrechtlicher Natur. Noch immer harrten jene zwei Millionen der Rückzahlung, die ihr Vater Necker bei seinem Ausscheiden aus dem Finanzministerium als vorläufige Bürgschaft für die Richtigkeit seiner Verwaltung hinterlegt und von keiner der sich folgenden Regierungen wieder erhalten hatte. Frau von Staëls Schritte während des Kaiserreichs waren, wie sich früher ergab, sämtlich erfolglos geblieben, erst Ludwig XVIII. hatte sich zu dem Versprechen der Rückerstattung bereit finden lassen, das dann durch den Gang der Ereignisse wieder illusorisch geworden schien. Wie

jetzt die Dinge lagen, durfte Frau von Staël von Napoleon eine wohlwollendere Behandlung dieser Angelegenheit erwarten, und sie stellte an Benjamin das Verlangen, daß er seinen Einfluß an höchster Stelle in dieser Richtung geltend machen sollte. Er vermittelte auch in der Tat eine Audienz Augustes von Staël beim Kaiser, in der sich dieser entgegenkommend zeigte. Ihre endgültige Erledigung und Begleichung jedoch sollte die ganze, nun seit fünfundzwanzig Jahren schwebende Angelegenheit erst Anfang 1816 unter der zweiten Restauration finden.

Eine andere Geldaffäre führte während der Hundert Tage noch einmal eine vorübergehende scharfe Spannung zwischen Benjamin und Frau von Staël herbei. Wie früher erwähnt wurde, war im Jahre 1810 zwischen beiden ein notarielles Abkommen getroffen worden, wonach sich Constant zu einer Gesamtschuld von achtzigtausend Francs aus den voraufgegangenen Jahren bekannte, die er aber auf Frau von Staëls ausdrücklich protokollierten Wunsch bei seinen Lebzeiten nicht zurückzuzahlen verpflichtet sein, sondern nur testamentarisch ihrer Tochter Albertine vermachen sollte. Deren beabsichtigte Vermählung mit dem jungen Herzog Victor von Broglie, der selbst kein beträchtliches Vermögen besaß, nötigte sie jetzt, zu Mitgiftzwecken eine größere Summe aufzubringen. Um das ihr Fehlende zu ergänzen, wandte sie sich an Constant mit dem Ersuchen, ihr die Hälfte jener achtzigtausend Francs jetzt schon zurückzuerstatten, da sie sonst ihren der Familie Broglie gegenüber übernommenen Verpflichtungen nicht nachkommen könnte. Es war just der Augenblick, da er zum Staatsrat ernannt worden war und sich gesteiger=



Albertine, Herzogin von Broglie
geb. von Staël
Nach einem Gemälde von Francois P. Gérard (1823)



ten Repräsentationspflichten gegenüber, auch sonst nicht in der Lage sah, eine solche Summe zu entbehren. Er mußte also ihren Wunsch abschlagen, zumal er Frau von Staëls Darstellung, als ob Albertinens Heirat und ganzes Lebensglück durch diesen Bruchteil ihrer Mitgift in Frage gestellt sei, reichlich übertrieben finden durfte, und erregte sie mit dieser Weigerung in einem Grade, daß sie ihrer Empörung in den ausfallendsten Worten Ausdruck gab, ihn der egoistischen Herzlosigkeit Albertinen gegenüber beschuldigte und ihm drohte, nur noch durch ihren Advokaten weiter mit ihm zu verhandeln, was ihn wiederum dazu reizte, ihr die Veröffentlichung von Korrespondenzen in Aussicht zu stellen, die den Beweis ihres Unrechts liefern sollten. Zwei Monate lang gingen erbitterte Briefe in dieser peinlichen Angelegenheit zwischen Paris und Coppet hin und her, dann scheint Frau von Staël nachgerade zu der Erkenntnis gelangt zu sein, daß Constants Ablehnung nicht in egoistischen oder unedlen Motiven begründet war, denn sie ließ ihre so plötzlich geltend gemachten Ansprüche freiwillig fallen und nahm die Korrespondenz in dem alten freundschaftlichen Tone wieder auf, dem sich auch Albertine mit unverminderter Herzlichkeit anschloß. Noch in einem ihrer exaltiertesten Briefe vom 12. Juni erging sie sich in heftigen Vorwürfen gegen ihn, dem sie ihre ganze Jugend hingegeben und der dafür ihr Leben mit Füßen getreten habe, und verglich ihn mit dem „Erfinder der Folter am langsamen Feuer“, — fünf Wochen später hofft sie, ihm den Beweis geben zu können, daß ihr Verhalten gegen ihn „korrekt und gesetzmäßig“ gewesen sei, ohne auf die Angelegenheit selbst nochmals einzugehen, und wünscht ihm alles Glück und Gelingen seiner Pläne. Und am

11. August gesteht sie ein: „Ihre Rechtfertigung ist vollkommen, und ich fühlte mich bedrückt, als ich sie las. Gesetzlich läßt sich Ihr Verhalten nicht angreifen.“ Man darf also annehmen, daß er sie von der Berechtigung oder mindestens von der Entschuldbarkeit seines Standpunktes und seiner Handlungsweise überzeugt haben muß. Man darf es um so eher, als nichts in Constants Leben, Briefen und Selbstbekenntnissen auf die Möglichkeit hindeutet, daß er einer niedrigen Denkweise fähig oder im Punkte der Ehre nicht die volle Empfindlichkeit eines Gentleman besessen hätte. Schwerlich hätte er auch in seinen Briefen an Rosalie den ganzen Handel erwähnt und ihr von Frau von Staëls Verzicht auf ihre finanziellen Ansprüche mit Genugtuung berichtet, wenn er dabei die schäbige Rolle gespielt hätte, die ihm mißgünstige Beurteiler zuschreiben.

Jahre später hat Benjamin Constant in den „Mémoires sur les Cent-Jours“ sein so viel angefochtenes Verhalten dialektisch geschickt und überzeugend begründet. „Man hat mir,“ schrieb er, „einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich mich nicht an den Stufen des Thrones habe töten lassen, den ich noch am 17. März kämpfend verteidigt hatte: tatsächlich fand ich, als ich am Morgen des 20. März die Augen aufschlug, daß dieser Thron über Nacht verschwunden war, indes Frankreich ruhig weiterbestand. Sich Bonapartes neuem Regierungskurse gegenüber ablehnend verhalten, hieß in jenem Augenblicke das Land drei gleichermaßen verhängnisvollen Gefahren aussetzen: der Rückkehr zur Militärdiktatur in ihrer schroffsten Form, der Auslieferung Frankreichs an die fremden Mächte oder endlich der Konterrevolution mit all ihren Schrecken. Diese Gefahren abzuwehren, gab

es nur den einen Weg, sich mit dem neuen Regime zu verbünden, es zu unterstützen, aber ihm gleichzeitig auch Grenzen zu ziehen: sicher kein leichtes Opfer für diejenigen, die Bonaparte dreizehn Jahre lang bekämpft hatten oder zum mindesten nichts mit ihm hatten zu tun haben wollen!“ Und er tat in seiner neuen Stellung, was er irgend vermochte, um den liberalen Forderungen verfassungsmäßige Geltung zu sichern. Sein sehr weitgehender Entwurf eines „Acte additionel“, der die Verfassung des Kaiserreichs in liberalem Sinne ausgestaltete, fand nach mehreren Umarbeitungen Napoleons Zustimmung, wurde nach der Erledigung im Staatsrat am 21. April veröffentlicht und erhielt schließlich bei der Volksabstimmung mehr als anderthalb Millionen Stimmen. Noch im Laufe des Mai veröffentlichte Constant gleichsam als Kommentar zu der neuen Verfassung seinen binnen acht Tagen geschriebenen, umfangreichen Traktat „Principes de politique“, in dessen zwanzig Kapiteln er Punkt für Punkt sein ganzes konstitutionelles Glaubensbekenntnis niederlegte: eine noch heute durch ihre Klarheit und überzeugende Logik eindrucksvolle Schrift, in der sich schon so manches ausgesprochen findet, was ein volles Menschenalter später ein Stuart Mill, ein Alexis de Tocqueville an politischen Theorieen entwickelten.

Am 1. Juni fand dann auf dem Marsfelde unter ungeheurem Zulauf des Volkes und mit einer Ansprache des Kaisers, in dessen unmittelbarem Gefolge sich Constant befand, das sogenannte Champ du mai, die feierliche Proklamation der neuen Verfassung statt, die dem Volke Preß- und Religionsfreiheit, Geschwornengerichte, Ministerverantwortlichkeit und die sonstigen konstitu-

tionellen Forderungen verbürgte. Es war die letzte große öffentliche Schaustellung des ersten Kaiserreichs, und nach dem Zeugnis derer, die ihr anwohnten, lag das unbestimmte Vorgefühl einer nahenden Katastrophe vielen schon beklemmend auf der Brust. Wenige Tage nachher reiste der Kaiser mit dem ganzen Stab seiner bewährtesten Marschälle zur Armee an die Nordgrenze ab. Der erste Erfolg bei Ligny schien der Auftakt neuer Siege zu sein; aber schon der zweitnächste Sonnenuntergang besiegelte mit der vernichtenden Katastrophe von Waterloo das Schicksal des ersten Kaiserreichs für immer.

Am 20. Juni bereits, spät abends, war Napoleon wieder in Paris, wo er sofort den Ministerrat ins Elysée berief. Auch Constants offenen Rat wollte er nochmals hören: er empfing ihn im Garten des Elysée allein am nächsten Tage abends in dreistündiger Audienz und erwog in ruhelosem Auf- und Abschreiten mit ihm die letzten Möglichkeiten. Die unerschütterliche Gefaßtheit und eiserne Ruhe, die der Kaiser auch jetzt noch bewahrte, während draußen in der Avenue Marigny die das Parkgitter belagernde Menge frenetische Hochrufe auf ihn ausbrachte, so oft er sichtbar wurde, machten auf Constant einen großen und unvergeßlichen Eindruck. Aber zu retten war nichts mehr. Die Kammern zeigten sich gänzlich abgeneigt, das Land noch weiter in kriegerische Abenteuer reißen zu lassen: sie versagten dem vom Kriegsglück verlassenen Cäsar weitere Kredite und zwangen ihn am 22. Juni zur zweiten und letzten Abdankung. „Die Elenden!“ ruft Constant empört im Journal intime aus, „sie waren begeistert seine Knechte, so lang er die Freiheit mit Füßen trat; jetzt, wo er sie achtet, lassen sie ihn im Stiche!“

Er selbst wurde mit Lafayette und vier andern Bevollmächtigten zum Mitglied einer Kommission ernannt, die mit den anrückenden Alliierten namens der provisorischen Regierung Friedensverhandlungen eröffnen sollte. In Laon traf man auf Blüchers Vorhut, aber die Bedingungen, die dieser an einen Waffenstillstand knüpfte, erschienen Constant und den übrigen Parlamentären so unannehmbar, daß sie unverrichteter Dinge die Rückreise antraten. Noch einmal trieb es ihn, den rasch vereinsamten Kaiser, der für die meisten schon der tote Löwe war, aufzusuchen und sich von ihm zu verabschieden, ehe dieser das Elysée und die Hauptstadt verließ. Er fand ihn gelassen, fast heiter in dem Gedanken an das ruhige Landleben, das er in Malmaison fortan zu führen hoffte: schon die nächsten Tage sollten auch diese letzte Illusion zerstören. . . . Am 6. Juli war Paris in den Händen der Verbündeten, am 8. zog Ludwig XVIII. zum zweiten Male in den Tuilerien ein, und unmittelbar darauf begann das reaktionäre Rache- und Strafgericht, der „weiße Schrecken" der zweiten Restauration.

Mehr noch, als drei Monate früher bei Napoleons Rückkehr, hatte Constant jetzt für seine Freiheit und sein Leben zu fürchten, denn für die bourbonische Regierung war er nach allem Vorgefallenen nicht minder ein todeswürdiger Hochverräter wie der bedauernswerte Labedoyère — einst sein Partner bei den Theateraufführungen in Coppet —, wie Marschall Ney und so viele andere, die für ihren Übergang zu Bonaparte jetzt standrechtlich erschossen wurden. Trotzdem blieb er in Paris und zog es vor, anstatt zu fliehen, in einer Denkschrift an den König sein Verhalten offen zu rechtfertigen, was seiner glänzenden Dialektik so vollkommen gelang, daß

der Monarch persönlich seinen Namen von der Proskriptionsliste strich. Einen wertvollen Rückhalt fand er dabei an Madame Récamier, die im Herzen stets royalistisch gewesen war und jetzt ihren Einfluß in diesen Kreisen für ihn nutzen konnte. Seine Liebesschmerzen hatten in der Zwischenzeit durch die politischen Aufregungen und Anstrengungen zwar eine Ablenkung, aber keine nachhaltige Linderung erfahren und kehrten in dem Grade mit der alten Heftigkeit zurück, in dem seine gefährdete Situation sie ihrem freundschaftlichen Interesse zeitweise wärmeren Ausdruck geben ließ. Seine wirklichen oder eingebildeten Folterqualen erneuerten und verstärkten sich, die Temperatur seiner Briefe und Huldigungen steigt wieder bis zur Fiebergrenze, seine Gedanken kreisen wieder Tage und Nächte lang nur um die Einzig-Eine und das nächste freundliche Wort, das er von ihr zu erhaschen hofft. Er selbst erklärt dies nun schon seit Jahr und Tag andauernde Gefühl, diesen Seelenzwang einer ans Mystische grenzenden Anbetung, für seltsam und einzigartig, für etwas anderes als Liebe: sie habe, schreibt er ihr einmal, den „point magique" in seinem Innern berührt.

In dieser Verfassung erregte er die Aufmerksamkeit der ihm von Coppet her aus früheren Tagen bekannten, mit Juliette befreundeten Frau von Krüdener, der bekannten pietistischen Mystagogin, die um dieselbe Zeit als Betschwester Kaiser Alexanders auf der Höhe ihrer bewegten Laufbahn stand. Ihrer seelsorgerischen Teilnahme erschloß er sein zerquältes Innere, und bei der Überreiztheit, in der er sich befand, gewann ihr religiöser Bekehrungseifer so viel Einfluß auf sein trostbedürftiges Gemüt, daß er begierig an den abendlichen

Andachtsübungen in ihrer für jeden Heilsbedürftigen offenen Wohnung im Faubourg St. Honoré teilnahm und nächtelang im Gebet auf den Knieen liegend mit andern Neophyten bei ihr verbrachte. Indes, obgleich sogar einmal Juliette selbst an diesen Exerzitien teilnahm, konnte auf die Dauer das himmlische Manna seine irdischen Wünsche nicht stillen: mit Frau von Krüdeners Abreise aus Paris, Ende September, verflog der mystische Zauber rasch, und das Gebet hörte auf, ein brünstiger Genuß zu sein.

Was schließlich die Ernüchterung vollends herbeiführen half, war die nicht mehr länger umgehbare Rücksicht auf Charlotte, die nun schon seit anderthalb Jahren, seit Benjamins Abreise aus Hannover, von ihm getrennt bei den Ihrigen in Deutschland lebte. Zuerst war sie zurückgeblieben, weil sie die Entwicklung der Dinge in Paris abwarten wollte, später hatten die fortwährenden Truppenbewegungen im Rheingebiet ihr Alleinreisen unrätlich erscheinen lassen und nachher die politischen Ereignisse der Hundert Tage neue Verzögerungen und Unterbrechungen der brieflichen Verbindung herbeigeführt. Jetzt endlich, im Herbst 1815, kündigte sie ihm ihr baldiges Eintreffen in Paris an, und Constant entschloß sich, halb aus Pflichtgefühl, halb in der Hoffnung, sich durch eine freiwillige Verbannung aus Juliettes Gesichtskreis von seiner Herzenskrankheit zu kurieren, ihr bis Brüssel entgegenzureisen, wo er zunächst noch einen vollen Monat auf ihr Eintreffen warten mußte. Das Wiedersehen der Gatten war einigermaßen kühl, denn Charlotte hatte sein Verhalten bei der Rückkehr Napoleons, wie sich schon zeigte, in Übereinstimmung mit ihren Angehörigen unbegreiflich gefunden

und machte ihm jetzt den Vorwurf, durch sein politisches Hasardspiel sich und sie selbst in eine ungewisse und kritische Lage gebracht zu haben. Tatsächlich sah er keine Möglichkeit, jetzt mit ihr zusammen nach Paris zurückzukehren, trotzdem er sich dort einige Zeit vorher von einem größeren Spielgewinn bereits ein Haus erstanden hatte: seine Rolle während der Hundert Tage ließ es vorerst ausgeschlossen erscheinen, daß er sich aktiv am politischen Leben beteiligte, und er fürchtete zudem, erst halbwegs genesen, sich in Juliettes persönlicher Nähe einem Rückfall auszusetzen.

So entschied er sich, vorerst einen längeren Aufenthalt in England zu nehmen, und trat Mitte Januar 1816 von Brüssel aus mit Charlotte die Reise nach London an. Aber obwohl sich ihm, dem Träger eines nun schon historischen Namens, rasch zahlreiche Salons der englischen Hauptstadt öffneten, ließen ihn äußere Umstände mancher Art auf die Dauer hier nicht heimisch werden. Die Londoner Geselligkeit mißfiel ihm, die Kosten der englischen Lebensführung überstiegen seine Verhältnisse; dazu kam, daß Charlotte das neblige Klima der Themsestadt nicht vertrug und in der einheimischen Gesellschaft als zweimal geschiedene Frau keinen Boden zu gewinnen vermochte. Aus seinen Briefen an Madame Récamier spricht seelische Zerschlagenheit und müde Resignation. Da Charlottens Befinden schließlich einen Ortswechsel dringend erheischte, verließen sie beide London Mitte Juli, um sich zum Kurgebrauch nach Spa, dem damaligen Modebade, zu begeben: von da gedachte Constant zunächst nach Brüssel und später, falls die dortigen Verhältnisse es zuließen, nach Paris zu gehen. Vorher aber hatte er noch in Lon=

von den kleinen Roman im Druck erscheinen lassen, dessen Entstehung nun schon um volle neun Jahre zurücklag, den Roman, der als einziges Werk von allen, die er geschrieben, in den dauernden Besitz der französischen Weltliteratur überzugehen und seinen Namen der Nachwelt geläufig zu erhalten bestimmt war.

XVII

„Adolphe“

Zu Beginn des Jahres 1807 hatte Benjamin Constant in sein Tagebuch notiert: „Je vais commencer un roman qui sera mon histoire“; und nur wenige Zeilen dahinter: „J'ai fini mon roman en quinze jours.“ Der Roman „Adolphe“ wurde demnach in Paris zu einer Zeit geschrieben, als er sich unter Vorwänden wenigstens für einige Monate von der noch in Acosta weilenden Frau von Staël freigemacht hatte und unmittelbar vor der neuen Anknüpfung mit Charlotte du Tertre stand. Für seinen Verfasser bedeutete er damals nichts mehr und nichts weniger als einen Versuch der Selbstbefreiung, einer Katharsis, entsprungen dem Bedürfnis, seine Seele von der aufgesammelten Spannung zu entladen und seine qualvolle verworrene innere Situation in einem umfassenden Selbstbekenntnis darzustellen und verständlich zu machen. Andere, rein literarische Absichten verband er mit der kleinen Arbeit nicht, deren Wert er selbst zunächst nicht hoch anschlug.

Gleich nach der Niederschrift begann er den Roman da und dort einzelnen seiner Bekannten vorzulesen, erst Hochet, dann Boufflers, dann Madame Récamier und Claude Fauriel, dann anderen. Die Näherstehenden erkannten ohne weiteres die autobiographischen Spiegelungen des Werkes, aber auch die Fremderen entzogen sich seiner eigentümlichen Wirkung nicht, und diese

„Adolphe"-Vorlesungen bildeten längere Zeit eine kleine Sensation der literarischen Gesellschaftskreise. In den vier Jahren bis zu seiner Übersiedlung nach Göttingen und später wieder vor und während der Hundert Tage hat Constant den Roman seiner eigenen Angabe nach insgesamt wohl fünfzig Mal in kleinerem und größerem Kreise vorgelesen, und der Eindruck, den er damit zu machen pflegte, hätte seiner Autoreneitelkeit schmeicheln dürfen, wenn nicht für ihn selbst diese Vorlesung jedesmal ein angreifendes Erlebnis gewesen wäre. „Man muß dabei gewesen sein," sagt Prosper de Barante in seinen Lebenserinnerungen, „wenn Constant seinen ‚Adolphe' persönlich vorlas: die wachsende innere Ergriffenheit riß ihn mit sich und die Tränen überströmten zuletzt sein Gesicht, so stark wirkten jedesmal Erinnerung und Einbildungskraft auf sein leicht bewegliches Empfinden." Und der Herzog von Broglie, der gleichfalls mehreren Vorlesungen als Zuhörer beiwohnte, bekennt, obwohl ihm wie jede Art von Bekenntnisromanen so dieser ganz besonders antipathisch war, daß an einem Gesellschaftsabend bei Madame Récamier die Zuhörer trotz der ermüdenden Vorlesungsdauer von drei Stunden wie unter einem Banne gestanden und zum Schlusse heftig geweint hätten, bis das nervöse Schluchzen einiger Damen in ein ebenso konvulsivisches Lachen überging, das die andern und den Autor selbst ansteckte und damit die Spannung der Gemüter löste.

So hatte der Roman, trotzdem er einstweilen nur als Manuskript existierte, schon ein ziemlich großes Publikum gefunden und genoß eine gewisse Berühmtheit in der Gesellschaft, der sein Verfasser angehörte. Und da sich in London verschiedene seiner Bekannten befan-

den, die davon wußten oder gehört hatten, sah sich Constant auch hier öfters — in einer einzigen Woche viermal — zu Vorlesungen genötigt, deren eine übrigens die durch ihr Verhältnis mit Lord Byron bekannte Lady Caroline Lamb derart begeisterte, daß sie ihm — nach einem Berichte Sismondis an die Gräfin d'Albany — vor aller Welt eine exzentrische Liebesszene machte. Der Gedanke an eine Veröffentlichung in Buchform, die Constant noch zuletzt 1810 einem Pariser Verleger trotz dessen glänzendem Angebot abgeschlagen hatte, trat jetzt, da schon manches darin abgespiegelte Erlebnis mit dem Spinnweb der Vergessenheit verschleiert schien, von neuem an ihn heran, und er entschloß sich dieses Mal, ihm nachzugeben und damit — wie er sich in einem Briefe an Juliette Récamier vom Juni 1816 melancholisch ausdrückt — „vielleicht der letzten literarischen Eitelkeitsregung meines Lebens, denn mein Talent ist erschöpft."

Man hat „Adolphe" einen französischen Wertherroman, wohl gar ein französisches Gegenstück zum Werther genannt. Ihn so zu klassifizieren hat man nur ein sehr bedingtes Recht. Von dem allumfassenden Gefühlsüberschwang, der idealen Natursehnsucht, dem tiefen Herzensrausche des goethischen Jugendromans geht kein Atemzug durch das französische Werk. Gemeinsam ist beiden nur, daß sie die Entstehung, Krisis und tragische Lösung eines Liebesromans im psychologischen Brennglase zeigen, daß sie beide — wenn auch in verschiedenen Graden — den Reiz des Selbsterlebten und Selbsterlittenen besitzen, und daß sich in beiden ein Stück Jahrhundertseele spiegelt. Aber der Kreis, in dem sich die Leiden des jungen Adolphe um den Mittelpunkt des

eigenen Ichs bewegen, besitzt einen ungleich kleineren Durchmesser als der Äquator der Goethe-Wertherschen Gefühlswelt, in der ein ganzes Zeitalter sich selbst erkannte, und man tut Constant Unrecht, wenn man mit solchen Parallelen falsche Maßstäbe herausfordert. Selbst innerhalb der französischen Romanliteratur, soweit sie durch Rousseau ihre neue Richtung erhalten hatte, läßt sich die Stellung oder Wirkung des „Adolphe“ nicht mit der des „Werther“ in Deutschland irgendwie vergleichen, und trotzdem er in demselben Jahrzehnt entstand, wie die beiden eigentlichen Wertherromane Frankreichs, Chateaubriands „René“ und Senancours „Obermann“, und mit beiden ein paar typische Grundzüge der Zeit gemeinsam hat, nimmt er diesen wie allen Romanen der sogenannten Emigrantenliteratur gegenüber seine besondere selbständige Stelle ein und hat sie bis auf den heutigen Tag behalten. Nicht als Nachläufer Werthers, nicht als Mitläufer Renés und Obermanns, die man heute nur noch mit frostiger Langeweile genießt, sondern als überraschend früher Vorläufer des modernen analysierenden Seelenromans hat sich „Adolphe“ so ziemlich allein von allen Werken der „verkümmerten Romantiker“, die — nach einem Ausdruck Ernst Seillières — der eigentlichen Romantik in Frankreich vorangingen, den Anspruch auf unser ungemindertes Interesse bewahrt. Mit seiner eigenen Zeit teilt er nur jene unzufriedene Grundstimmung, in die so viele der damaligen Intellektuellen nach der Jahrhundertwende durch den beklemmenden atmosphärischen Druck der Napoleonischen Gewaltherrschaft versetzt worden waren, jenen typischen „ennui“, der das spätere „mal du siècle“, den Weltschmerz, vorbereitete; aber gerade diese Grundstimmung,

die mit der Neurasthenie unseres eigenen Zeitalters eine entschiedene Verwandtschaft besitzt, läßt uns die Persönlichkeit Adolphes mit der Polychromatik ihrer Gefühle und ihrem Selbstbeobachtungszwang so merkwürdig modern erscheinen. Es wäre schwer möglich, sich einen René mit seinen inneren und äußeren Erlebnissen als ein Kind unserer Zeit vorzustellen: bei „Adolphe" würden ein paar leichte äußere Änderungen genügen, ihn zu einem modernen Roman zu machen, denn was er erlebt und wie er es erlebt, könnte mit kaum größerer psychologischer Schärfe und Wirklichkeitstreue, höchstens mit größerer Pflege des realistischen Details, den Gegenstand eines Romans etwa von Bourget oder Strindberg bilden.

Constants eigentümliches Verhältnis zu seinem Vater, der Einfluß, den Frau von Charrière auf seine Jugend und Weltanschauung geübt hatte, seine Erfahrungen mit der kleinstädtischen Hofgesellschaft in Braunschweig, das alles hat in den einleitenden Abschnitten des kleinen Ich-Romans und in Adolphes knapper Selbstcharakteristik seinen Niederschlag gefunden. Und nichts vielleicht ist bezeichnender für diesen ohne Kindheit und Naivetät herangewachsenen jungen Menschen, als der Umstand, daß er nicht abwartet, bis der Götterfunke der Liebe von selbst den Weg zu seinem Herzen findet, sondern in dem einmal gefaßten Vorsatze, geliebt zu werden, in seinem Gesellschaftskreise auf die Suche geht, bis ihm die um zehn Jahre ältere Geliebte eines Grafen P. als ein würdiger Gegenstand der Umwerbung erscheint. Ganz planmäßig und bewußt beginnt er sich für diese Ellénore, eine polnische Aristokratin, die mehr ihrer Schönheit und liebenswürdigen Weiblichkeit, als

ihren Geistesgaben eine leidlich befestigte gesellschaftliche Stellung dankt, zu interessieren, sie zu studieren, ein Problem daraus zu machen, wie er sie gewinnen könnte; und da der Erfolg seiner einmal gereizten Eitelkeit nicht rasch genug entspricht, entwickelt sich aus dem ungeduldigen Wunsche, um jeden Preis zu gefallen und zu siegen, ein immer heftigerer, ins Maßlose gesteigerter Entzündungszustand, dessen Fiebergrade dem davon Befallenen alsbald das untrügliche Symptom einer großen Liebesleidenschaft dünken und ihm seiner Meinung nach ein Recht darauf geben, in Ellénores Leben das Schicksal zu spielen. Mitleid, Sympathie, Interesse, Zärtlichkeit lassen im Herzen der so stürmisch geforderten Frau allmählich wirklich die Liebe entstehen, die Adolphe selbst für sie zu empfinden sich einbildet, sie wird endlich sein, und eine ganze Weile dauert der heimliche Glückszustand an, genau so lange, als in Adolphe die Einbildungskraft seine Illusionen gegen die kritisch zersetzende Selbstbeobachtung zu verteidigen vermag.

Unmerklich beginnt ihm dann Ellénores Leidenschaft für ihn, deren Entfachung vordem sein blindlings verfolgtes Ziel gewesen war, durch die Ausschließlichkeit, mit der sie auf ihn, seine Zeit, seine Gedanken Anspruch erhebt, erst unbequem zu werden, dann seinen Widerspruch zu reizen; es kommt zu Vorwürfen, zu Verstimmungen, zu Szenen, und da Ellénore opferwillig die Konsequenzen ihres Schrittes auf sich nimmt und den Grafen samt ihren beiden Kindern um Adolphes willen aufgibt, sieht sich dieser vom Rückzug in seine Unabhängigkeit abgeschnitten und sich selber, der Welt und seinem Vater gegenüber mit der vollen Verantwortung für seine Handlungsweise beladen. Damit beginnt sein

tragischer Konflikt, der Konflikt eines Menschen, der aus ewiger Furcht vor dem Schmerz, den er einem andern Herzen nicht verursachen will, zwischen Großmut und Verstellung, Mitleid und Lüge, Zartgefühl und Grausamkeit hin- und hergetrieben wird, sein Gewissen mit seinem Stolz, seinen Stolz mit seinem Pflichtgefühl, sein Pflichtgefühl mit moralischen Sophismen zum Schweigen zu bringen sucht und sich so immer wieder von einer Selbsttäuschung, einer Galgenfrist zur andern rettet, nur um der harten Notwendigkeit einer Entschließung zu entgehen. Ein Tantalus seiner Empfindungen, vermag er weder aus der tiefen Flut einer ursprünglichen und großen Leidenschaft zu trinken, die vor seinen dürstenden Lippen zurückweicht, noch den rettenden Zweig der Freiheit zu erhaschen, der bei seinem Zugreifen jedesmal tückisch emporschnellt. Was alles an seelischen Foltern, an Reue, Bitterkeit, Selbstvorwürfen, Empörung in Benjamins Journal intime eine lange weite Strecke auseinandersteht, kommt hier dem Leser in konzentrierter Darstellung zur Hand. Deutlich nimmt das unlösbar gewordene Verhältnis Ellénores zu Adolphe den Zickzacklauf und den stürmischen Charakter an, den zur Zeit, da der Roman geschrieben wurde, die Beziehungen seines Verfassers zu der Kalypso von Coppet noch lange nicht verloren hatten. Dieselbe Gewitterstimmung, derselbe jähe Wechsel zwischen maßloser gegenseitiger Erbitterung und Versöhnungsszenen, derselbe chronische Zustand der Beargwöhnung und Gereiztheit herrscht im Roman wie in der Wirklichkeit. Die Briefe von Adolphes Vater an den allen Vorstellungen unzugänglichen Sohn könnten wörtlich von dem alten General Constant herrühren, die letzte freiwillige Gefangen-

schaft Adolphes auf dem entlegenen polnischen Landgute Ellénores gleicht ganz so mancher Situation, die Benjamin in Coppet erlebt hatte, die kritische Haltung der Gesellschaft, die sich von Adolphes Verhalten skandalisiert fühlt und seine Motive falsch beurteilt, ist dieselbe, unter der auch Benjamin so oft zu leiden hatte. Nur darin liegt der Fall Adolphes pointierter als der seines Urbildes, daß Ellénore um seinetwillen die mühsam eroberte gesellschaftliche Stellung an der Seite des Grafen, ihres langjährigen Beschützers, aufgibt und durch das ihm unerwartete und unerwünschte Opfer ihrer äußeren Existenz in Adolphes Ritterlichkeit einen erzwungenen Bundesgenossen ihrer Ansprüche findet. Diese Verschärfung des Konflikts ist ein ebenso feiner Zug, wie das Motiv, das schließlich die Katastrophe herbeiführt: daß Adolphe einem älteren Freunde seines Vaters gegenüber im Trotz des Augenblicks sein Ehrenwort verpfändet, sich endlich wirklich von Ellénore zu trennen, und daß der Freund, um den gleichwohl unschlüssigen jungen Menschen endgültig zum Worthalten zu zwingen, diesen Brief nach Ablauf der Frist an Ellénore gelangen läßt und damit der ohnehin Herzleidenden den Todesstoß versetzt, an dem sie allmählich dahinsiecht. Der berühmte Schlußakt der „Kameliendame“ und der „Traviata“, das Paradestück aller Sarah Bernhardts und Koloraturprimadonnen, hat im letzten Kapitel des „Adolphe“ sein literaturgeschichtliches Urbild.

Für Ellénore aber nach alledem das direkte Modell in Frau von Staël zu sehen, wie es in der Regel geschieht, wäre falsch. Frau von Staël hat schlechterdings zu keinem Zuge dieser unglücklichen Frau Modell gestanden. Alles Äußere der Persönlichkeit Ellénores

deutet vielmehr sehr bestimmt auf jene Madame Lindsay, zu der Benjamin Constant in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts Beziehungen unterhalten hatte. Wie Ellénore Polin ist und in der Sprache die Ausländerin verrät, war Madame Lindsay Irländerin. Wie jene dem Grafen P. in sein politisches Exil gefolgt war, so diese dem Grafen Auguste de Lamoignon, einem Emigrierten, dessen Exil sie in London jahrelang getreulich teilte und dem sie, wie Ellénore ihrem Beschützer, zwei Kinder schenkte. Auch das wenige, was über die hochherzige Persönlichkeit der Irländerin bekannt ist, selbst der Altersunterschied, der sie von Constant trennte, stimmt mit ihrem Ebenbilde im Roman überein, und wenn Prosper de Barante von ihr erwähnt, sie habe, nach allem was er gehört, Constant mehr geliebt als irgend eine andere Frau, so macht dieser Umstand es nur verständlicher, daß der Autor des „Adolphe“ sie im Auge hatte, als er Ellénore von sich sagen ließ: „Liebe war mein ganzes Leben!“ Gleichwohl sind auch Reminiszenzen an andere Frauen in der Erzählung leicht festzustellen: die Briefepisode, mit der Adolphe die näheren Beziehungen zu Ellénore einleitet, deckt sich mit dem früher erwähnten Abenteuer des achtzehnjährigen Benjamin in Lausanne, als dessen Gegenstand das autobiographische „Cahier rouge“ die englische Gesandtin Madame Trevor nennt, und die ausführlich dargestellten Sterbestunden deuten auf den wochenlangen Tod seiner Freundin Julie Talma, dessen erschütterter Zeuge er zwei Jahre vorher gewesen war. Flüchtig taucht auch einmal Madame Récamier in der Episodenfigur einer vermittelnden Freundin auf.

Dagegen ist freilich Adolphe selbst in allen wesent-

lichen Zügen seinem Verfasser aus dem Gesicht geschnitten, und aus diesem Umstande erklärt es sich, daß man Ellénores Persönlichkeit mit der Rolle verwechselte, die sie in dem Roman zu spielen hat, und in ihr ohne weiteres das leicht maskierte Porträt Frau von Staëls sehen wollte. Adolphes ganze psychologische Situation Ellénore gegenüber ist allerdings dieselbe, in der er sich lange Jahre hindurch mit Frau von Staël befand; alles was Adolphe mit und ohne eigene Schuld leidet und leiden macht, ist durchaus der Reflex seines großen Herzenserlebnisses, und man muß es Constants Aufrichtigkeit zum Ruhme nachsagen, daß er sich selber nicht geschont hat. Er hat nicht die giftige und rachsüchtige „Beichte eines Toren“ geschrieben, auch keine medisante Abrechnung im Stil von „Elle et Lui“. Sein Roman ist mehr bittere Selbstanklage, als Selbstverteidigung, kein Schatten einer Schuld, eines Vorwurfs fällt auf die Frau, die ein Opfer ihrer Liebe wird, und man fühlt aus allem nur den einen Wunsch des Verfassers heraus, seinen Helden wenigstens gerecht beurteilt zu sehen. In dem kurzen Nachwort des Buches, den beiden Briefen, die zwischen dem fingierten Herausgeber und einem ehemaligen Bekannten Adolphes gewechselt werden, bezeichnet ihn dieser geradezu „als das Opfer einer Mischung von Egoismus und Empfindsamkeit, aus der sich sein Wesen zu seinem und anderer Unglück zusammensetzte; als einen Menschen, der das Üble stets voraussah, bevor er es tat, und verzweifelt bereute, nachdem es geschehen war; der mit seinen Vorzügen fast noch mehr gestraft war, als mit seinen Fehlern, weil diese Vorzüge nur seinem Gefühl, nicht seinem Verstande entsprangen; einen Menschen, der in beständigem Wechsel bald ganz Hin-

gebung, bald ganz Härte war, aber immer mit der Härte aufhörte, weil er mit der Hingebung begann, und der keine andere Spur von sich hinterließ, als das Unrecht, das er andern zugefügt hatte." Schonungsloser und strenger ist Benjamin Constant selbst von seinen unbedingten Gegnern niemals charakterisiert worden. Aber diese Härte, sie mag für Adolphe gegeben sein, für Constant selbst ist sie übertrieben, denn sein eigenes Charakterbild weist noch eine ganze Reihe von bestimmenden Zügen auf, die in dem engen Rahmen des Romans keinen Platz finden konnten. So sicher die menschliche Tragik Adolphes diejenige Benjamin Constants selber war, so sicher war der Mensch Benjamin Constant weit mehr als nur ein Adolphe.

Frau von Staël hatte jedenfalls keine Ursache, den Roman und seine Veröffentlichung als Kränkung zu empfinden. Daß sie es dennoch könnte, scheint Constant selber besorgt zu haben, da er kurz nach dem Erscheinen des Buches noch aus London an Madame Récamier schrieb: „Ich fürchte, daß eine Person, auf die der Roman freilich nicht im entferntesten hindeutet, weder was die gesellschaftliche Stellung, noch was den Charakter angeht, sich dadurch verletzt fühlen wird." Aber zwei Monate später sieht er sich dieser Befürchtung enthoben und kann an dieselbe Adresse berichten: „Adolphe hat keinerlei Verstimmung zwischen mir und jener Person hervorgerufen, deren unbegründete Empfindlichkeit ich fürchtete. Sie hat im Gegenteil meine Bemühung sehr wohl bemerkt, jede für sie kränkende Anspielung zu vermeiden." Auch Sismondi, der langjährige Hausfreund von Coppet und in diesem Fall ein Kronzeuge, erkennt es in seinen Briefen an die Gräfin d'Albany besonders an,

daß Constant von Ellénores Bilde jeden Zug der Ähnlichkeit mit Frau von Staël sorgfältig ferngehalten habe, aber in dem stürmischen, fordernden, verzehrenden Wesen ihrer Liebe sei freilich das eigentliche Urbild nicht zu verkennen, und die Ähnlichkeit in diesem ausschlaggebenden Punkte sei zu frappant, um nicht alle sonstigen Unterschiede aus dem Felde zu schlagen. „Ich erkenne," äußert er, „den Autor des Buches fast auf jeder Seite wieder, und nie ist mir ein Selbstporträt von ähnlich verblüffender Treue vorgekommen. Er weiß alle seine Fehler und Schwächen verständlich zu machen, aber er entschuldigt sie durchaus nicht und bemüht sich nicht einmal, sie sympathischer erscheinen zu lassen. Es ist möglich, daß er in den ersten Jahren aufrichtiger in seiner Liebe war, als er sich im Roman darstellt; zu der Zeit, als ich ihn kennen lernte, glich er jedenfalls ganz und gar Adolphe, war er ebensowenig mehr wie dieser fähig, Liebe zu geben, ebenso wechselnd in seiner Stimmung, ebenso bitter und ebenso geneigt, aus Gutherzigkeit und Schwäche diejenige, deren Herz er zerrissen hatte, immer wieder durch Versprechungen und Beteuerungen zu täuschen." Frau von Staël ihrerseits hat wohl gelegentlich erklärt, sie liebe diesen Roman am wenigsten von allem, was Benjamin geschrieben habe; aber es klingt beinahe wie ein ironisch-verstecktes Dementi, wenn sie dem hinzufügt: „Ich glaube nicht, daß alle Männer Adolphes sind, sondern nur die eiteln." Sie war es jedenfalls, durch die unter andern auch Lord Byron bei seinem Aufenthalt in Coppet den Roman kennen lernte. Er las ihn auf ihren Wunsch und schrieb noch im Juli 1816 darüber seinem englischen Freunde Samuel Rogers (der zu Constants Londoner Bekannten zählte): „Ich

habe Benjamin Constants ‚Adolphe‘ samt seinem Vorwort gelesen, worin er bestreitet, nach Modellen gearbeitet zu haben. Das Buch hinterläßt einen unerfreulichen Eindruck, wirkt aber sehr überzeugend in seiner folgerichtigen Darstellung einer erloschenen Liebe, dem vielleicht peinlichsten Zustand, der sich denken läßt. Ich bezweifle gleichwohl, ob alle solche ‚liens‘ (wie er sie nennt) so unglücklich enden, wie sein Held und seine Heldin.“ Und nochmals, sieben Jahre später heißt es in einem Briefe Byrons an die Gräfin Blessington: „Ich sende Ihnen hier ‚Adolphe‘. Er enthält einige melancholische Wahrheiten, ist aber nach meiner Ansicht ein allzu tristes Buch, um jemals populär zu werden.“

Tiefer hat Constants Bekenntnisbuch ein paar Jahre später auf einen andern großen zeitgenössischen Dichter, auf Franz Grillparzer, gewirkt, der am 11. März 1829 in sein Tagebuch eintrug: „Gelesen: Adolphe von Benjamin Constant. Mit einem Einblick in das menschliche Herz geschrieben, der denjenigen schaudern macht, der sich in einer ähnlichen Lage befunden hat oder befindet.“ Grillparzer befand sich in solcher Lage, und auch viele andere glaubten ein Stück ihres eigenen Selbst in Adolphe wiederzufinden. Selbst Sainte-Beuve, der sonst in der Beurteilung Constants immer als Staatsanwalt auftritt, konnte sich der Bewunderung für „Adolphe“, nicht entziehen; er nennt ihn ein vollendet und köstlich gemaltes — freilich auf graue Leinwand gemaltes — Pastell. Seine ausgesprochensten Verehrer aber hat der Roman begreiflicherweise erst in unserer Zeit gefunden, der er mit der Handhabung der psychologischen Sonde viele Jahrzehnte vorausgeeilt war. Einige der feinsten Köpfe des modernen Frankreich haben seiner Meister-

schaft auf diesem Gebiete gehuldigt: Anatole France, der zu einer der jüngsten „Adolphe“-Ausgaben die Einleitung verfaßte, Paul Bourget, der in dem Werke schon das ganze Martyrium des esprit d'analyse, jenes Hangs zur Selbstzerlegung und Selbstzerfaserung zu finden erklärte, der in der jetzigen Generation schon so viele Opfer gefordert habe, und Emile Faguet, der geistvollste lebende Essayist Frankreichs, der in seiner Sammlung „Politiques et Moralistes du dix-neuvième Siècle“ dem „Adolphe“ und seinem Verfasser eine tiefdringende Studie gewidmet hat.

In der mühelos beherrschten Differenzierung seelischer Verworrenheiten und ihrer fast mathematisch klaren Analyse ist „Adolphe“ die erste frühe Frucht des modernen psychologischen Romans, und man muß schon bis zu Flauberts „Education sentimentale“ und weiter bis zu manchen russischen und skandinavischen Seelenmalern vordringen, um auf Ähnliches zu stoßen. Der Begriff der Lebenslüge, den uns Ibsens Dramen geläufig gemacht haben, taucht hier zum ersten Male als tragisches Motiv in der erzählenden Literatur auf. Bis dahin hatten die männlichen Romanhelden das Zeitwort „lieben“ nur in der aktiven und transitiven Form konjugiert: Adolphe ist der erste, den nicht die Liebe selbst ergreift, sondern die zunächst gegenstandslose Sucht, geliebt zu w e r d e n. Sein Vorsatz „Je veux être aimé!“ bezeichnet eine neue Etappe in der Psychologie der Liebe, und es entspricht durchaus dieser seelischen Disposition, daß seine Wahl auf eine um zehn Jahre ältere Frau fällt, auf die „Frau von dreißig Jahren“, deren literarische Entdeckung sonst zumeist — nach Jules Janins Vorgang — erst Balzac gutgeschrieben wird. Die eigen-

tümliche, aufgeregte Gefühlswelt, in die viele Frauen am Nachmittag ihres Lebens eintreten, wenn die Leidenschaft sie noch einmal oder überhaupt zum ersten Male trifft, dieser spätreife Nachsommer des weiblichen Herzens, der das erotische Erlebnis so viel schwerer und bitter-süßer, dunkler und tiefer, Verzicht und Enttäuschung aber um so grausamer empfinden läßt, hat in Ellénore ihr erstes literarisches Beispiel. Ein vordem unerschlossenes Klima der Frauenseele war damit der Darstellung gewonnen. Und zugleich vertritt die Geliebte Adolphes als erste den gesellschaftlichen Magdalenentypus der um ihrer freien Liebe willen deklassierten Frau, dem die spätere Romanliteratur so viele Abstufungen gegeben hat, der Damen mit und ohne Kamelien, der weiblichen Asra, welche sterben, wenn sie lieben, ohne wiedergeliebt zu werden.

In der Vereinigung solcher Eigenschaften und Besonderheiten erscheint dieser mehr als hundertjährige Roman tatsächlich als eine Kostbarkeit, um so mehr, als er nicht das Werk eines Dichters ist, sondern nur das eines geistreichen Schriftstellers, dem ein ungewöhnlich früh geschärftes Talent der Selbstbeobachtung in diesem Falle zu sagen gab, was er litt. „Ich könnte ihn heute nicht mehr schreiben," gesteht er sich selbst, als er den Roman ein paar Jahre nach der Niederschrift in Deutschland wieder liest, und es bedarf dieses Eingeständnisses kaum. Nur ein unter jahrelangen seelischen Erregungen gepeitschtes, zu schmerzhaft-feiner Empfindlichkeit gesteigertes Innenleben konnte diese einer wirklichen Dichtung so ähnliche Kritik des eigenen Herzens zustande bringen. Sie war und blieb denn auch Constants einzige literarische Leistung, neben der das formlose Jour-

nal intime nur als Petschaft seiner Persönlichkeit Bedeutung hat.

Nach dem Zeugnis von J. J. Coulmann, Constants Jünger und anhänglichstem Freund aus den letzten Lebensjahren, der das Originalmanuskript noch gesehen, hat der Roman ursprünglich in anderer Fassung und mit einem Ausgang existiert, der der Wirklichkeit besser entsprach, das heißt: das Verhältnis zwischen Adolphe und Ellénore endete nicht mit deren Tode, sondern mit der Lösung des beiden Teilen zuletzt unerträglich gewordenen Bandes. Daran sollte sich als Fortsetzung und Gegenstück ein zweiter Roman unmittelbar anschließen, der diesmal nach der weiblichen Hauptfigur „Cécile“ benannt war und Constants Herzenserlebnis mit seiner zweiten Frau in absichtlicher Kontrastwirkung zu der umwölkten, zerrissenen Stimmung des „Adolphe“ auf idyllisch-zartem, ungetrübtem Hintergrunde behandelte. Dank dem Rate der klugen Lady Holland, in deren Hause Constant während der Londoner Zeit verkehrte, verzichtete er darauf, diesen zweiten Teil mit dem ersten zusammen erscheinen zu lassen; daß das fertige Manuskript existiert hat, bestätigt nicht nur Coulmann, auch Sainte-Beuve, der es noch später nach Constants Tode in den Händen eines seiner Freunde sah.

XVIII

Letzte Jahre

Unmittelbar nach der Auflösung der „chambre introuvable“ durch die königliche Verordnung vom 5. September 1816, mit der die schlimmste Herrschaft der Ultraroyalisten vorerst gebrochen schien, fand sich Benjamin Constant in Paris wieder ein und griff sofort zur Wehr. Als geharnischte Antwort auf Chateaubriands berühmte Schrift aus jenen Tagen „La Monarchie selon la charte“, die für die Rechte des Klerus und der erblichen Aristokratie eintrat und ihren gemaßregelten Verfasser fortan zum Hätschelkind der Legitimisten machte, ließ er seinen Traktat „De la Doctrine politique qui peut réunir les partis en France“ erscheinen. Aber noch fand er in den Reihen der früheren Freunde das alte Vertrauen nicht wieder. Zu groß war der Eklat gewesen, mit dem sich im Jahre vorher seine anscheinende Schwenkung vom Tyrannenhasser zum persönlichen Ratgeber des Kaisers vollzogen hatte, und während man es bei hundert anderen mehr oder weniger selbstverständlich fand, ja kaum noch beachtete, daß sie sich während der Hundert Tage der neuen Regierung angeschlossen hatten, sah man in ihm noch immer den Judas seiner Überzeugung, den „misérable transfuge“, als den er sich verhängnisvollerweise selbst im voraus öffentlich gebrandmarkt hatte. Die Ungerechtigkeit einer solchen Beurteilung, die man ihn nicht hören, aber desto deutlicher fühlen ließ, reizte

und verbitterte den seines gerechten Wollens bewußten Mann und trieb ihn in eine immer schärfere, unversöhnliche Opposition gegen Krone und Regierung.

Ihm fehlte gerade jetzt der starke Rückhalt in der Gesellschaft, den er früher an Frau von Staël besessen. Diese hatte den vorangegangenen Winter um des leidenden Rocca willen in Italien verbracht, wo die Vermählung Albertinens mit dem Herzog von Broglie vollzogen ward, war während des Sommers in Coppet gewesen, wo der Freiherr vom Stein und Lord Byron ihre letzten berühmten Gäste waren, und kehrte im Winter 1816/17 noch einmal in ihr geliebtes Paris zurück, um hier trotz einer sehr erschütterten, vom Opiumgenuß zerrütteten Gesundheit am politischen und literarischen Leben teilzunehmen. Aber im Februar erlitt sie auf einer Gesellschaft beim Minister Decazes einen Schlaganfall, und nach einer fünf Monate währenden peinvollen Paralyse erlöste sie der Tod am 14. Juli, am Gedenktage des Bastillensturms, der einst auch für ihr eigenes Leben ein entscheidendes Ereignis gewesen war. Benjamin gehörte nicht mehr zu dem Kreise, der jetzt die Dulderin mit seiner Fürsorge umgab, aber ein in August Wilhelm Schlegels Nachlaß gefundener Brief ohne Unterschrift mag für sich selber sprechen. „Was ich höre, erschreckt mich. Gibt es denn keine Möglichkeit, Frau von Staël zu sehen? Andere sehen sie, warum nicht ich? Was ich empfinde, vermag ich nicht zu schildern. Glauben Sie mir, die Vergangenheit ist ein fürchterliches Gespenst, wenn man für jene zittert, die man leiden gemacht hat. Ich beschwöre Sie, geben Sie mir Nachricht, und wenn es ihr nicht schadet, so lassen Sie mich zu ihr."

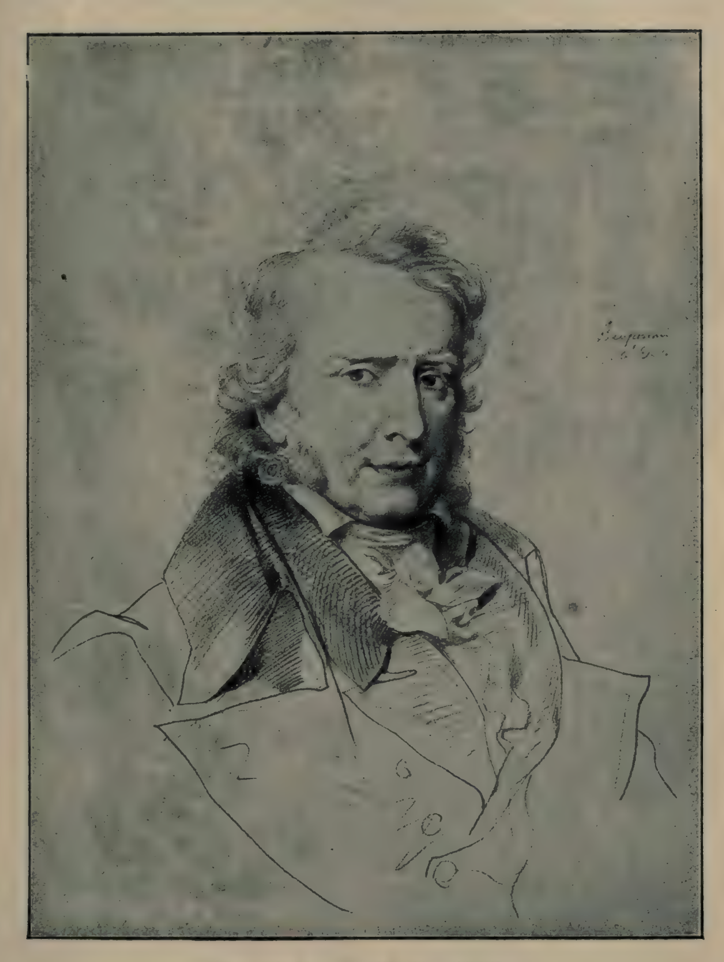
Ob man der Sterbenden diese Erregung ersparen

wollte oder Constants dringenden Wunsch doch noch erfüllt hat, steht dahin: sicher ist, daß er an ihrem Sarge in der ersten Nacht gemeinsam mit ihrem Schwiegersohn Victor von Broglie die Totenwache hielt. Er mochte fühlen, während er mit der nun auf immer Verstummten die letzte wortlose Zwiesprache hielt, daß mit dieser Frau, die so lange sein Schicksal im Guten wie manchmal im Argen gewesen, zuletzt doch das Beste dahingegangen war, was den Inhalt seines Lebens ausgemacht hatte. Bitterkeit und Groll von einst waren angesichts der Majestät des Todes spurlos ausgelöscht; was blieb, war die überwältigende Erinnerung an eine außerordentliche, seltene und reiche Persönlichkeit; an ein Leben durchaus großen Stils, erfüllt und getragen von der Hingabe an hohe geistige Ziele und Aufgaben edler Menschlichkeit; an einen Charakter, der in ungewöhnlich hohem Grade die Schwächen seiner Vorzüge, aber so viele Vorzüge besaß, daß selbst die großen Schwächen daneben liebenswürdig erschienen. „Man hat Frau von Staël nicht gekannt, wenn man sie nicht mit Benjamin Constant zusammen gesehen hat,“ konnte später nach Benjamins eigenem Tode ihr gemeinsamer Freund Sismondi einer jungen Bekannten schreiben; und er fügt hinzu: als er Constant nach Frau von Staëls Hinscheiden wieder gesehen habe, sei er erschrocken, so erloschen sei ihm sein Blick und so verändert sein Gesichtsausdruck erschienen. Von dieser Verstörtheit verrät sich nichts in dem Essai, den Benjamin der heimgegangenen Freundin als Nachruf in einer Pariser Zeitung gewidmet hat: mit völlig beherrschter und fester Hand sind hier die Züge ihres von Geist und Hochsinn geadelten Charakterbildes gezeichnet und lichtvoll zum Ganzen geordnet.

Mehr denn je zog ihn von nun an die Politik in ihre Kreise, und es hieße die Geschichte der französischen Restauration mit ihren wildbewegten Parteifehden, ihren Verfassungsstreitigkeiten, ihren Wahlkämpfen und parlamentarischen Redeschlachten schreiben, wollte man den unablässigen Anteil Constants an dieser innerpolitischen Entwicklung Zug um Zug verfolgen. Er ließ sich im folgenden Jahre 1818 zum ersten Male als Kandidaten im Seinedepartement aufstellen, doch fehlten ihm vorerst noch einige Stimmen zur Majorität; dafür wurde er Anfang 1819 gleich in zwei Departements, in der Vendée und in der Sarthe, gewählt. In der Kammer ward er nun der eigentliche Wortführer der Liberalen, die lange Zeit dank den wechselnden plutokratischen Wahlsystemen nur ein kleines Fähnlein — zeitweise nur fünfzehn von vierhundertdreißig Abgeordneten — ausmachten, und seine Name gewann im Lande so rasch an Popularität, daß ihm die Bewohner der Sarthe, als er 1820 dem Departement seinen Besuch abstattete, stürmische Ovationen darbrachten. Daß bei derselben Gelegenheit royalistische junge Offiziere der Kriegsschule von Saumur aus politischem Fanatismus einen Anschlag auf Constants Leben versuchten und daß er sich in dieser kritischen Situation von vollendeter Kaltblütigkeit zeigte, trug nur dazu bei, seiner Volkstümlichkeit einen höheren Grad zu geben.

Fortan blieb er Mitglied der Kammer, bis der Tod selbst sein Mandat kassierte. Von 1824 an vertrat er das Seinedepartement, von 1827 bis zuletzt das Departement Niederrhein, im besonderen die Stadt Straßburg. Unermüdlich stand er auf der Schanze, wo es sich um die Verteidigung der Wahlfreiheit, der Preßfreiheit,

Zensurfreiheit, Religionsfreiheit und aller anderen persönlichen Freiheiten handelte, die zum Credo des Liberalismus in seiner ursprünglichsten Gestalt gehörten. Besonders die heiß umstrittene Preßfreiheit, für ihn als Publizisten von Beruf jederzeit die wichtigste und vornehmste Voraussetzung eines konstitutionellen Rechtsstaats, war der Gegenstand seiner unermüdlichen Wachsamkeit und Sorge: ihr galt seine erste wie seine letzte Kammerrede, obwohl er bisweilen an der Sisyphusarbeit, die er damit verrichtete, verzweifeln zu müssen glaubte. Der Sitzungssaal der Deputiertenkammer wurde mehr und mehr sein eigentliches Arbeits- und Sprechzimmer. Frühzeitig vor Beginn der Verhandlungen erschien er als der ersten einer auf seinem Platze an der äußersten Linken und installierte sich mit einem Haufen Zeitungen, Drucksachen, Schriftstücken. Dann begann er mitgebrachte Korrekturfahnen zu lesen, schrieb Briefe auf Briefe, deren jeder sofort von einem der herbeigewinkten Saaldiener expediert werden mußten, machte sich während der gehaltenen Reden ab und zu Notizen oder unterhielt sich mit den ihn umdrängenden Abgeordneten, und wenn er sich dann schließlich selbst zum Worte meldete und auf seine Krückstöcke gestützt, — auf die er seit einem unglücklichen Sturz im Jahre 1818 dauernd angewiesen war, — zur Tribüne begab, hatte er sofort das Ohr des Hauses. Seine Reden begann er leise, stockend, fast monoton, mit trockenem Organ und einer etwas lispelnden Sprechweise; allmählich aber erwärmte, steigerte sich sein Vortrag, seine hohe Gestalt mit dem flatternden weißen Haar schien zu wachsen, seine eckigen Gesten gewannen Schwung und Größe, seine Stimme schwoll an, die blasse Stirn rötete sich, und ob er gleich



Benjamin Constant (1830)
Nach einer Zeichnung von Eugène Dévéria
Original in der pariser Nationalbibliothek

stets die Anschauungen der Minderheit im Hause vertrat, konnten sich auch die Gegner der unmittelbaren oratorischen Wirkung seiner Ausführungen selten entziehen. Die Überlegenheit seines weitverzweigten Wissens kam ihm dabei vor allem zu statten: kein Gegenstand von einiger Wichtigkeit stand zur Beratung, zu dem er nicht das Wort ergriff. Seine Reden, deren wichtigste gesammelt erschienen sind, hatten Hörner und Klauen, und einer der von ihm am schärfsten bekämpften Minister, der Kabinettschef Villèle, hat ihm das Zeugnis ausgestellt, niemand verstehe so wie er die schwache Seite seines Gegners auszuspüren und ihn so grausam zu verwunden. Sein Pfeilgift war eine mit der vollkommensten Wahrung höflicher Formen verbundene Ironie, die tödlich wirkte.

Daß er selbst in der Öffentlichkeit beständigen Anfeindungen und Schmähungen standzuhalten hatte, focht seine Kampfnatur nicht an: waren doch um jene Zeit die Liberalen alle noch mehr oder weniger von Proskriptionsluft umwittert. In welchem Grade er überall von den Organen der Regierung insgeheim überwacht und beobachtet wurde, hat erst die kürzlich erfolgte Veröffentlichung der ihn angehenden Aktenstücke aus dem National-Archiv gezeigt: ihre Zahl beträgt für ein einziges Jahr mehr denn vierzig. Aber trotz dieser angestrengten Tätigkeit ministerieller Spione und Agenten bot sich kein Anlaß, dem lästigen Führer der Opposition zuleibe zu gehen; denn so schroff und rücksichtslos Constant für die liberale Sache kämpfte, so unbedingt hielt er sich von allem fern, was mit Geheimbündelei und Karbonarismus zu tun hatte. Nur einmal kam auch er als Publizist mit der Gerichtsbarkeit in Konflikt. In

zwei Flugschriften hatte er 1823 einige Verwaltungschefs besonders heftig angegriffen und sich eine Beleidigungsklage zugezogen: das Urteil lautete auf drei Monate Gefängnis und wäre vollstreckt worden, hätte sich nicht auf Constants Ersuchen Madame Récamier, die mittlerweile ihr stets vergeblich bestürmtes Herz endgültig dem alternden Chateaubriand geopfert hatte, an diesen als den Minister des Auswärtigen gewandt und damit bewirkt, daß die Freiheitsstrafe in eine Geldbuße verwandelt wurde.

Unangenehmer drohte es ihm zu werden, daß man ihm im Frühjahr 1824, um ihn parlamentarisch unschädlich zu machen, seine französische Staatsangehörigkeit bestritt, wie schon einmal, ein Vierteljahrhundert früher, zur Zeit des Direktoriums. Seine Gegner hatten beim Studium seiner Genealogie herausgefunden, daß jener Augustin de Constant, der unter und mit Heinrich IV. gekämpft hatte, aus einem Teile von Artois stammte, der damals noch zum österreichischen Belgien gehört habe. Zur Entkräftung dieser spottkleinlichen Zettelung, die wochenlang die Zeitungen und eine besondere Kommission der Kammer beschäftigte, mußte Constant selber mitten in der Session die Reise nach Lausanne machen, um sich an Ort und Stelle nochmals die urkundlichen Nachweise zu verschaffen, auf Grund deren seine französische Nationalität ein für alle Mal unangetastet blieb.

Noch ein anderer Zwischenfall heischt Erwähnung, weil Constant durch ihn beinahe der unfreiwillige Urheber einer innerpolitischen Krise in Preußen und eines Kabinettswechsels geworden wäre. Im März 1821 ließ er eine Schrift erscheinen, die den Titel führte: „Du triomphe inévitable et prochain des principes constitu-

tionnels en Prusse; d'après un ouvrage imprimé traduit de l'Allemand de M. Koreff, conseiller intime de régence, avec un avant-propos et des notes de M. Benjamin Constant.“ Koreff, von dessen Persönlichkeit und merkwürdigen Schicksalen uns Varnhagen ein biographisches Porträt hinterlassen hat, war um jene Zeit der Vertraute und die rechte Hand des alten Staatskanzlers Hardenberg und schon während des Kaiserreichs durch seine frühere jahrelange Tätigkeit als gefeierter Modearzt der Pariser Gesellschaft auch mit dem Kreise der Frau von Staël bekannt geworden. Die unter seinem Autornamen von Constant übersetzte Schrift erregte in Berlin, wo man Koreffs nahes Verhältnis zum Staatskanzler kannte, das peinlichste Aufsehen. Dieser selbst fand sich aufs übelste bloßgestellt, der König war (nach Varnhagens Schilderung) aufs äußerste aufgebracht, alles schrie über Unverschämtheit, Verrat, sprach von Dienstentlassung und gerichtlichem Einschreiten, denn die sogenannte Konstitution für Preußen, obschon feierlich versprochen und immerfort in Aussicht gestellt, war in Wahrheit den Gewalthabern des Tages ein Greuel und Entsetzen. Erst allmählich ergab es sich, daß die Schrift nichts weiter war als die Übersetzung einer anonym erschienenen Broschüre über Hardenbergs Staatsverwaltung, als deren Verfasser man in Berlin den Rheinländer Benzenberg bereits kannte, und daß Koreff sie von sich aus an Constant geschickt hatte, der deshalb ihn für den ungenannten Verfasser hielt und als solchen in seiner französischen Ausgabe auch nannte. Durch öffentliche Erklärungen aller drei Beteiligten fand die vielbesprochene Angelegenheit ihre Beilegung.

Was ihm die Kammer zu sagen übrig ließ, setzte

Constant mit der Feder fort: ein halbes Dutzend großer Pariser Zeitungen und Wochenschriften zählten ihn ständig zu ihren gesuchten Mitarbeitern, erst der „Mercure“ und der „Constitutionnel“ dann die von ihm mitbegründete „Minerve“, dann die „Renommée“, später vor allem der „Courrier français“ und die „Revue de Paris“. Häufig verwickelte ihn diese Tätigkeit in Preßfehden, in Prozesse und vor allem in nicht wenige Duelle, deren eines er körperlichen Leidens halber in einem Fauteuil sitzend zum Austrag bringen mußte. Solche Zwischenfälle und Aufregungen schien jedoch seine allezeit der Emotion bedürftige Natur eher zu suchen, als zu meiden. Die Abende verbrachte er in den verschiedensten Salons, bei Madame Sophie Gay, Madame Degérando, hin und wieder noch bei Madame Récamier in der Abbaye-aux-Bois, bei seinen Parteifreunden Lafayette, Lafitte und anderen; und an bestimmten Tagen war auch sein eigenes Haus in der Rue d'Anjou St. Honoré befreundeten Gästen geöffnet. Zu denen, die darin verkehrten, zählten nicht nur alle Häupter der liberalen Opposition wie Lafayette, Foy, auch gefeierte Ausländer wie Alexander von Humboldt, Fürstlichkeiten wie der Prinz Paul von Württemberg, Dichter wie Béranger, Künstler wie Horace Vernet, Gelehrte wie Villemain und viele andere, denen allen sich Constant als stets gleichmäßig liebenswürdiger und unermüdlicher Wirt erwies. Sein getreuer Eckermann aus den letzten Lebensjahren, der elsässische Advokat und Deputierte J. J. Coulmann (der später auch sein Straßburger Abgeordnetenmandat erben sollte), hat Szenen und Gespräche aus solchen Abenden in Constants Hause in seinen Lebenserinnerungen überliefert, der junge Victor

Aimé Huber darüber in Briefen an seine Mutter Therese berichtet, die dem alten Freund ihrer jungen Tage durch den Sohn noch mehrmals Grüße sandte. Als interessante Einzelheit darf es erwähnt sein, daß bei einem dieser Gesellschaftsabende im Hause Constant der alte Talma noch kurz vor seinem Tode Adolf Müllners Schicksalstragödie „Die Schuld“ in einer ungedruckt gebliebenen Übertragung Coulmanns vorlas und dem darob beglückten Übersetzer den wohlwollenden Rat gab, das Stück in Verse zu bringen und dann der Comédie française zu übergeben.

Eine reiche schriftstellerische Tätigkeit ging in diesem Jahrzehnt neben der parlamentarischen einher. Schon 1819 hatte er eine Auswahl seiner politischen Schriften von der ersten Zeit an zu einer Sammlung vereint herausgegeben, die ihrem Titel nach eine Art „Cours de politique constitutionelle“ bilden sollte und später noch öfters neu aufgelegt wurde. 1820 erschien der erste, 1822 der zweite Teil seiner halb autobiographischen, halb historischen „Mémoires sur les Cent-Jours“, die nicht nur eine überzeugend beredte Selbstverteidigung enthalten und Constants bewunderte stilistische Vortragskunst auf ihrer Höhe zeigen, sondern auch darstellerisch mit zu dem besten gehören, was über jene so kurze wie denkwürdige weltgeschichtliche Episode geschrieben worden ist. Dann, 1824, konnte endlich der erste Band jenes für seine Freunde nachgerade zur Mythe gewordenen Werkes „De la religion, considérée dans sa source, ses formes et ses développements“ die Druckpresse verlassen, ein volles Menschenalter, seitdem es in Colombier und Braunschweig im ersten wagemutigen Anlauf begonnen worden war. Damals noch ein eingeschworner

Schüler Voltaires, Holbachs, Diderots, Lamettries und ganz vom skeptischen Geiste der Aufklärungszeit angesteckt, hatte er nicht zuletzt unter dem Einflusse der deutschen Philosophie im Laufe der Jahre durchgreifende Wandlungen durchgemacht, und jede dieser Wandlungen hatte zu den immer neuen Umarbeitungen und Revisionen geführt, zu deren Zeugen uns die Tagebuchaufzeichnungen und Briefe so häufig machen. Dutzende von Malen war das bereits Geschriebene wieder ganz oder teilweise verworfen, von vorne begonnen, der Gesamtplan neu und abermals neu angelegt worden, und mit der ungeheuren Zahl der durchgearbeiteten französischen, deutschen, englischen Werke religions- und sagengeschichtlicher, philosophischer, theologischer, ethnologischer Natur wuchs die Schwierigkeit des Zusammenfassens, Gruppierens, Gliederns ins Ungemessene, ohne doch jemals abschreckend zu wirken. In allen guten und bösen Tagen seiner Mannesjahre hatte diese vielverzehrende Arbeit ihren Verfasser begleitet, von Land zu Land, von einer Lebensetappe zur andern, oft vernachlässigt, nie aufgegeben, ein Amulett gegen die Verzweiflung an sich selbst, ein beständiger Ansporn für den Ehrgeiz nach einer einzigen großen literarischen und wissenschaftlichen Tat, die seinen Namen überdauern sollte. Tragisch genug, daß das Ergebnis einer vierzigjährigen Lebensarbeit heute längst vergessen im Staube der Bibliotheken begraben ruht. Tragisch genug, daß Constant selbst dieses Schicksal noch mit Sicherheit voraussehen mußte. Zwar der erste Band, dem in Abständen von Jahren die vier anderen folgten, hatte noch den Erfolg, daß eine zweite Auflage nach Jahresfrist nötig war. Aber im ganzen war das Interesse, mit dem er die Frucht unendlicher

Studien in der Öffentlichkeit empfangen sah, gering, fast so gering, wie er es ehedem in seinen Briefen gelegentlich sarkastisch vorausgesagt hatte. Das Pulver hatte — nach einer treffenden Bemerkung Sainte-Beuves — allzulange im Schuppen gelegen: es war feucht geworden.

In fünfzehn Büchern baut sich das Gebäude seiner Deduktionen auf, an das sich nachher noch das aus dem Nachlaß erst herausgegebene zweibändige Werk „Du Polythéïsme Romain“ als ergänzender Nachtrag anschloß. Den Ausgangspunkt bildet der Gedanke, daß das religiöse Bedürfnis — das von den verschiedenen Religionsformen aller Zeiten und Völker begrifflich scharf unterschieden wird — dem Menschen von Natur inhärent, in seinem Wesen inbegriffen, ein Element seines Menschentumes sei, wie die Vernunft, die Sprache, das Sozialgefühl. Gezeigt wird dann im einzelnen, welche Ausdrucks- und Kultusformen dieses religiöse Gefühl bei den Völkern des Orients und Occidents, vom Fetischismus der Naturvölker bis zum aufgeklärten Polytheismus der Griechen und Römer durchlaufen hat und in welchem Abhängigkeits- und Wertverhältnis diese Formen untereinander stehen. Die idée maîtresse dieser mit mehr Geist als persönlicher Wärme geschriebenen vergleichenden Religionsphilosophie ist eine unbedingte Rechtfertigung des Glaubens an eine höhere Gewalt und eine Absage an den Rationalismus der Aufklärungszeit; zugleich aber auch eine Ablehnung jeder kirchlichen Autorität, jedes Gewissenszwangs. Genau übereinstimmend mit seinem politischen Liberalismus, als dessen Vertreter er zuerst den Grundsatz von der absoluten Neutralität des Staates allen seinen Angehörigen

gegenüber aufgestellt hatte, verlangte Constant auch die persönliche Religionsfreiheit des einzelnen, so wie sie nach seiner — heute nicht mehr haltbaren — Auffassung in Griechenland und Rom geherrscht haben sollte. Ohne mit Worten eine Konfession gegen die andere auszuspielen, stellt er damit den Protestantismus dem ganz auf Autorität gestellten Katholizismus gegenüber, allerdings einen Protestantismus im allgemeinsten Wortsinn, der schlechthin gegen jede Vorschrift einer bestimmten Glaubensrichtung, gegen jede organisierte Glaubensgemeinschaft protestiert. In dieser Tendenz sollte Constants Werk ursprünglich ein Gegenstoß gegen Chateaubriands von ihm absurd genannte Schrift „Der Geist des Christentums“ sein, aber was bei dem katholischen Romantiker wirkliches rotes Blut war, ist hier in aller Kristallklarheit doch nur destilliertes Wasser, und man hat die Empfindung, daß das religiöse Gefühl, für dessen souveränes Recht das umfangreiche Werk mit einem so gewaltigen wissenschaftlichen Rüstzeug kämpft, dem Verfasser selbst allezeit mehr Gegenstand der Beobachtung, der Analyse und Spekulation, als eigenes persönliches Erlebnis gewesen ist.

Auf die Dauer wäre dem zermürbenden Beruf des Volksvertreters und Führers einer gegen die Übermacht großer Majoritäten kämpfenden Partei, den Anstrengungen der häufigen Wahl- und Agitationsreisen, einer unablässigen publizistischen Tätigkeit im Verein mit mancherlei körperlichen Leiden auch eine widerstandsfähigere Natur, als sie Constant besaß, nicht gewachsen gewesen. Der Verlust seiner freien Bewegung, der ihn schon als Fünfzigjährigen zum Sklaven seines Krückstocks machte, ließ ihn früh die Ohnmacht des Alters fühlen, und nur

die angespannteste Tätigkeit und der unentbehrliche Reiz des Spiels vermochten der tiefen inneren Lebensmüdigkeit noch eine Zeitlang die Wage zu halten. Die langen Nächte, die er im Cercle des Etrangers an der Roulette oder in Privathäusern verbrachte, in denen sich die Matadore des Hasardspiels zu begegnen pflegten, trugen das ihrige dazu bei, die von so vielen Seiten attackierte Gesundheit zu untergraben. Mehrfach suchte er in den letzten Jahren an den Heilquellen Baden-Badens Linderung für seine Leiden, noch im Herbst 1829 hielt er sich ein volles Vierteljahr dort auf, wo ihm der Verkehr mit Ludwig Robert, Rahel Varnhagens Bruder, und dessen schöner Frau Friederike besondere Anregung verschaffte. An Ludwig Roberts bekanntes Tendenzstück „Die Macht der Verhältnisse" knüpfte noch der letzte literarästhetische Essai „Reflexions sur la tragédie" an, den er im Herbst 1829 der Revue de Paris übergab und an deren Schluß er das Drama der Romantiker als die Morgenröte einer neuen Kunst willkommen hieß. Ein paar Monate vorher hatte er eine Auswahl seiner früheren Essais, darunter die „Lettre sur Julie", die Studie über Frau von Staël und die neubearbeitete Einleitung zum „Wallstein", unter dem Titel „Mélanges de politique et de littérature" zu einem Bande gesammelt herausgegeben.

Bald nachher begann die Natur ihr Recht zu fordern. Im Sommer 1830 mußte er sich einer schmerzhaften Operation des einen Beines unterziehen, und er befand sich noch zur Erholung davon auf dem Lande bei Paris, als hier die feurige Lohe der Julirevolution emporschlug, die er selbst so wenig wie seine nächsten politischen Freunde vorausgesehen hatte. Unter dem

ersten Eindruck der Katastrophe sandte ihm Lafayette die lakonische Botschaft: „Hier spielen sich schlimme Dinge ab. Es geht um unsere Köpfe. Kommen Sie und bringen Sie den Ihrigen.“ Am nächsten Tage schon war Constant zurück — kaum konnte sich sein Wagen noch den Weg durch die von Barrikaden erfüllten Straßen bahnen —, und er befand sich unter der Zahl der Deputierten, die am 29. Juli dem Herzog von Orleans die Regentschaft an Stelle des für abgesetzt erklärten Karls X. übertrugen. Als am 30. Juli Louis-Philippe, den an diesem Tage der Kuß des alten Lafayette zum König von Volkes Gnaden machte, seinen Einzug in das Stadthaus hielt, folgte seinem Wagen unmittelbar, von der Menge frenetisch begrüßt, die Sänfte Benjamin Constants, der noch nicht wieder imstande war, zu gehen oder zu stehen. Zwei Wochen später, am 12. August, ernannte ihn der mit republikanischem Öl gesalbte Bürgerkönig zum Staatsrat und zum Präsidenten des Komitees der Gesetzgebung, um mit dieser Ehrung der außerordentlichen Popularität des Namens Constant seine Reverenz zu erweisen.

Dieser aber durfte nur eben noch den Berg Nebo betreten, um einen Blick in das vermeintliche Land der liberalen Verheißungen zu tun. Eine zunehmende tödliche Schwäche, die die Ärzte nicht so sehr einem ausgesprochenen Leiden, als einem allmählichen Versagen des total verbrauchten Nervensystems zuschrieben, ergriff Besitz von ihm. Zur Beschleunigung des körperlichen Verfalls trug eine letzte schwere seelische Erschütterung bei: die Akademie, in der ein Sitz durch des Historikers Grafen Ségur Tod frei geworden war, wählte am 18. November nicht Benjamin Constant, der seine Kandidatur

schon mehrfach angemeldet hatte, sondern dank der Gegenwirkung seiner politischen Widersacher — Royer-Collard an der Spitze — den literarisch unbedeutenden dramatischen Vielschreiber Viennet. „Après douze ans d'une popularité justement meritée!“ waren die bitteren Worte, mit denen er die ihn tief verwundende Nachricht empfing. Dann, am 25., sprach er zum letzten Male in der Kammer, und von da an ging es rasch dem Ende zu, das er mit stoischer Gefaßtheit erwartete. Am Morgen des 8. Dezember konnte ihm noch sein Sekretär die letzten Korrekturblätter vom fünften und letzten Bande des Werkes über die Religionen vorlegen: er sah sie durch, fühlte sich aber schon so schlecht, daß er nicht einmal mehr die gewohnte Vorlesung der Zeitungen hören wollte. Gegen fünf Uhr nachmittags tat er den letzten Atemzug.

In der Nation weckte sein Tod einen tiefen und starken Widerhall der Trauer: das Volk empfand, daß es den entschiedensten, wachsamsten Anwalt seiner Rechte verloren hatte, und in Paris selbst gab besonders die studierende Jugend ihrer einmütigen enthusiastischen Verehrung für den Hingegangenen Ausdruck. Die verschiedenen Hochschulen entsandten eine gemeinsame Abordnung in das Trauerhaus, um die Absicht der Studentenschaft anzukündigen, den Sarg nach der Einsegnung direkt ins Pantheon zu entführen. Coulmann als nächster Freund des Hauses begab sich im Auftrag der verwitweten Charlotte zum König, um ihm Mitteilung von der geplanten Demonstration zu machen; und da eine derart improvisierte Überführung ins Pantheon aus Gründen der Staatsraison nicht zugelassen werden durfte, legte die Regierung schon am nächsten Tage der

Kammer einen Gesetzentwurf vor, der bestimmte, daß das Pantheon, das während der bourbonischen Restauration wieder die Sainte-Géneviève-Kirche geworden war, künftig wie unter dem Kaiserreiche dem Zwecke dienen sollte, die Gebeine der um das Vaterland besonders verdienten Männer aufzunehmen, jedoch jeweils nur kraft eines von der Kammer gefaßten Beschlusses und nicht früher als zehn Jahre nach ihrem Tode. Ausnahmsweise sollten die Gebeine der Generäle Foy und Manuel, und die von Larochefoucould-Liancour und Benjamin Constant bereits am folgenden 29. Juli 1831, als dem ersten Jahrestage der neuen Ära, in das Nationalheiligtum überführt werden.

Am 12. Dezember bewegte sich der ungeheure Trauerkondukt durch die Straßen des rechten Seineufers. Eine Schwadron Husaren, Nationalgarden zu Pferde und vier Bataillone Infanterie mit ihren Musikkorps eröffneten ihn, der Leichenwagen selbst wurde nicht von Pferden, sondern von Freiwilligen der Nationalgarden und Studierenden gezogen. Dem Sarge folgte der Wagen des Königs, alle Minister und höheren Staatswürdenträger, die fast vollzähligen Mitglieder der Kammern und zahllose Leidtragende zu Fuß oder zu Wagen, darunter viele Verwundete und Invaliden aus den Straßenkämpfen der Julitage. Die großen Boulevards waren mit Kies bestreut, viele Häuser schwarz dekoriert, und dichtgedrängte Menschenmassen hielten zu beiden Seiten den Weg besetzt. Die offizielle Trauerfeier fand in der protestantischen Kirche Sainte Marie in der Rue St. Antoine statt. In dem Moment aber, als der Sarg hier wieder auf den Wagen gehoben wurde, erscholl der vielstimmige Ruf: „Au Panthéon! Au Panthéon!“ und

es bedurfte erst einer Ansprache des Seinepräfekten Odilon-Barrat und der Verkündigung, daß die Regierung diese Ehrung des großen Toten bereits selbst für einen nahen Zeitpunkt beschlossen habe, um die Menge von der beabsichtigten Demonstration abzuhalten. Auf dem Friedhofe Père-Lachaise sprach am offenen Grabe außer sechs anderen Rednern auch der greise Lafayette bewegte Worte, der es sich nicht hatte nehmen lassen, trotz der Last seiner Jahre dem Sarge des alten Kampfgenossen zu Fuß zu folgen und einen Zipfel des Bahrtuches zu tragen.

Unter den Zeugen dieser großen Trauerkundgebung befanden sich der junge Alfred de Vigny, der in seinem „Journal d'un Poète“ bei diesem Anlaß Constants mit Respekt und Sympathie gedenkt, und der seit kurzem in Paris angesiedelte Ludwig Börne, der in seinen „Briefen aus Paris“ über den empfangenen Eindruck ausführlich berichtet. „Vergangenen Sonntag,“ schreibt er am 14. Dezember, „war Benjamin Constants Leichenbegängnis. . . . Länger als zwei Stunden dauerte der Zug. Was mir an den Franzosen auffiel und gefiel, war, daß in der ganzen Feierlichkeit durchaus nichts Theatralisches war, sondern alles sah ernst, gesetzt und kleinbürgerlich aus. Die Masse gab den Pomp. So wurde noch kein König begraben. Ich sprach einen Mann, der vor vierzig Jahren Mirabeaus Leichenbegängnis mitangesehen; der sagte, so feierlich sei jenes nicht gewesen.“

XIX

Rückblick

Das Urteil der Welt über Benjamin Constant war von je so widerspruchsvoll, wie seine ganze Persönlichkeit. Aber je weiter die Zeit seines Lebens in die Vergangenheit rückte, desto mehr Verständnis, Anteil und Sympathie ward ihm zuteil. Nach dem halb verblümten, halb verbissenen „Gerichtet“, mit dem vor einem halben Jahrhundert Sainte-Beuve, sein politischer, moralischer und religiöser Widerpart, den Stab über ihn brach, darf die besser unterrichtete Nachwelt heute ihr erlösendes „Gerettet“ sprechen. Selbstbekenntnisse, Briefe in Menge und andere biographische Dokumente mehr haben bei einer Generation, die ein Darwin, ein Taine, ein Ibsen schärfer und tiefer in menschlichen Dingen sehend gemacht haben, Zeugnis für ihn abgelegt und das Problematische seines Wesens besser erkennen und verstehen lassen, als es der Voreingenommenheit der eigenen Zeitgenossen möglich war.

Eines vor allem drängt sich dem unbefangenen Betrachter als Überzeugung auf: in diesem Leben war nichts von Kleinlichkeit. Manches war darin verfehlt, verzettelt, durch Unentschlossenheit versäumt, aber der große Zug ist immer zu spüren, der den Menschen höheren Schlags vom Philister scheidet. Von den zartesten Jahren an war sein Dasein von Einflüssen durchkreuzt, die ihn in Zwiespalt mit sich selber bringen mußten. Einer

alten Familie entsprossen, in der der Esprit seit vielen Jahren erblich war, ohne Mutter, ohne Geschwister, ohne Vaterhaus herangewachsen, von gleichgültigen Erziehern früh sich selbst überlassen, sah er sich um den spielfrohen, gemütbildenden Lebensmorgen durch eine vorzeitige einseitige Entwicklung seiner Intelligenz betrogen. Und wenn je das Kind der Vater des Mannes war, so galt das von ihm, in dessen Wesen und Charakter die vier Lebensalter so gut wie keine Unterscheidungsmerkmale aufweisen.

Aus diesem Mangel eines Kinderlands einerseits und aus gewissen herrschenden Zeitstimmungen andrerseits erklärt sich die tiefe Unbefriedigung, die Unruhe dieser zerrissenen, einsamen Seele, der ewige Wechsel zwischen Sucht und Flucht, der Kampf mit dem eigenen Schatten, das Fragmentarische des Empfindens, der Hang zur Selbstbeobachtung, der Zwang zur Selbstkritik. Nichts kann falscher und bequemer sein, als Benjamin Constant einen Egoisten zu nennen, der landläufigste Vorwurf, den ihm Gegner und oberflächliche Beurteiler gemacht haben: er war es sicher nicht im niedrigen oder gewöhnlichen Sinne des Wortes. Hundert Züge aus seinem Leben, aus dem Verhältnis zu seinem schwer zu behandelnden Vater, aus seiner ersten Ehe, aus den Beziehungen zu Frau von Charrière, Frau von Staël, Julie Talma, aus seinem Verkehr mit den Verwandten in der Schweiz, mit Freunden wie Mauvillon, Huber, Fauriel, Hochet, Barante und anderen zeigen ihn immer aufs neue als eine im Grunde ihres Wesens vornehme, ritterliche, zu persönlichen Opfern fähige Natur. Politisches oder sonst berufliches Strebertum, die Kunst, sich persönliche Vorteile zu sichern, war niemals seine Sache, an mate-

riellen Genüssen, an Luxus und Wohlleben lag ihm nichts, nur der gesellschaftliche, literarische, politische Erfolg reizte seinen Ehrgeiz, ohne daß er je darauf mit zweifelhaften Mitteln ausgegangen wäre. Was ihn in seelische Konflikte brachte, war vielmehr eine bis zur Grenze des Möglichen gesteigerte Unfähigkeit, andere um seinetwillen leiden zu machen, eine Eigenschaft, die allein sein scheinbar willensschwaches oder unaufrichtiges Verhalten zu Frau von Staël und damit einen großen Teil seiner innerlichen Lebenstragödie, seiner vermeintlichen Lebenslüge erklärt.

Wie er persönlich über die Pflicht der Aufrichtigkeit andern gegenüber dachte, zeigte seine früher erwähnte Polemik mit Kant. Als Skeptiker von Geblüt und Erziehung war er wohl zu den ihm Fernerstehenden bisweilen nur so weit aufrichtig, als sie ein Recht auf diese Aufrichtigkeit besaßen oder durch das Gegenteil geschädigt worden wären. Unbedingt und schonungslos offen aber war er allezeit gegen sich selbst, seine Aufzeichnungen und intimen Briefe lehren es, und daß er es auch vor andern liebte, sich und seine Schwächen zu ironisieren, hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, seinen Charakter im allgemeinen Urteil herabzuwürdigen und zu bewirken, daß man ihn allezeit viel zu sehr nach seinen Worten und zu wenig nach seinem Tun und Lassen beurteilte. Seine ausgesprochen ironische Veranlagung, die ihm in späteren Jahren die Bezeichnung eines prince des moqueurs eintrug, gab ihm der Welt gegenüber seine Physiognomie und ließ ihn oft frivol und kalt erscheinen, obwohl sein äußerlicher Zynismus meist nur der Alibibeweis seines Herzens und der Revers eines oft übertriebenen Zartgefühls gegen andere war.

Seine Willensschwäche, die man gern Charakterlosigkeit genannt hat, war ohne Zweifel vorhanden, aber sie erstreckte sich nur auf die Dinge seines Privatlebens, und sie entsprang nicht indolenter Bequemlichkeit, Herzensfeigheit oder egoistischer Nachgiebigkeit gegen sich selbst, sondern dem Widerstreit kollidierender Bedürfnisse oder Pflichten, zwischen denen er sich nicht zu entscheiden vermochte. So stritt lange sein Einsamkeitsbedürfnis mit dem andern, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen, sein Bedürfnis nach Unabhängigkeit mit dem, verheiratet und von der liebevollen Sorge einer Frau umgeben zu sein, seine Dank- und Herzensschuld Frau von Staël gegenüber mit der neu übernommenen Pflicht gegen Charlotte, und so reguliert sich sein Leben nur zu oft nach einem Parallelogramm von Kräften, die ihn gleichzeitig hierhin und dahin zogen. Für bare Willensschwäche spricht es nicht, daß er einer großen und mühseligen wissenschaftlichen Aufgabe, gegen deren Vollendung sich oft genug alles verschworen zu haben schien, vierzig Jahre hindurch allen Schwierigkeiten zum Trotze treu blieb, bis sie abgeschlossen war. Für Charakterlosigkeit spricht es nicht, daß er sein politisches Glaubensbekenntnis trotz aller äußeren Wechselfälle in fünfunddreißig Jahren nicht geändert, es nie auch nur teilweise den herrschenden Richtungen oder Möglichkeiten geopfert hat.

Gerade auf politischem Gebiete, wo man ihn am heftigsten verunglimpft hat, war er von Wankelmut oder Inkonsequenz am weitesten entfernt. Seinem Verhalten während des Konsulats, seinem Ankämpfen gegen den siegreich vordringenden Absolutismus entsprach seine Haltung während des Kaiserreichs, sein Verzicht auf

jede aktive Mitwirkung am öffentlichen Leben, die mit seinen Überzeugungen nicht vereinbar gewesen wäre. In dem Augenblick, da Frankreich mit der ersten Wiederkehr der Bourbonen ein Verfassungsstaat ward oder doch zu werden versprach, trat auch er wieder in die Front ein und setzte seine beste Kraft daran, in der durch ein Jahrzehnt der absoluten Militärmonarchie des politischen Denkens entwöhnten Nation das konstitutionelle Empfinden zu wecken und zu schärfen. In diesem Bestreben konnte er guten Gewissens dem aus Elba nochmals heimgekehrten Kaiser bei der Einführung einer liberalen Verfassung Beistand leisten und durfte mit Recht den deshalb gegen ihn erhobenen Angriffen mit dem Hinweis begegnen, daß er den Kaiser stets bekämpft und gemieden habe, so lange die halbe Welt vor seiner Autokratie im Staub lag, ihm aber zur Seite getreten sei, als alle Mächte Europas ihn in die Acht erklärten und er sich von Feinden ringsum bedroht sah. Und in derselben Richtlinie bewegte sich seine politische und publizistische Tätigkeit bis an ihr und sein Ende: immer war sein Leitstern das eine und oberste Prinzip der Freiheit in allen Dingen, in Religion, Philosophie, Literatur, Handel, Gewerbe, Politik. Er verteidigte das Recht der Persönlichkeit so scharf gegen den Mißbrauch der Autorität wie gegen den der Majorität. Unbedingteste Gleichheit aller vor dem Gesetz, freies Spiel der Kräfte auf allen Gebieten, vollkommene Gewissensfreiheit betrachtete er als die Voraussetzungen des menschlichen Fortschritts. Und auf dem Fortschritt, der selbsttätigen Vor- und Aufwärtsentwicklung der Menschheit beruhte sein ethisches Glaubensbekenntnis, jenem Gesetz der „perfectibilité“ das Frau von Staël schon in ihren ersten

Schriften zu einem System entwickelt hatte und dem eine seiner eigenen kleineren Abhandlungen gewidmet ist.

In solchem Sinne war er ganz Kosmopolit und hat sich selbst schon früh diese Bezeichnung beigelegt. Die Nationalität war nicht seine Haut, sie war nur sein Kleid. Als Politiker fühlte er sich englischen Anschauungen — an den älteren Pitt besonders erinnert er in seiner späteren parlamentarischen Tätigkeit —, als Denker den deutschen Ideen näher verwandt, als denen seines eigenen Landes. Mitten in die Übergangszeit aus der Aufklärungsphilosophie des achtzehnten zu den romantischen und sozialen Tendenzen des neunzehnten Jahrhunderts gestellt, litt er frierend unter der Leere eines aller jugendlichen Illusionen verlustigen Daseins, fühlte sich geistig und seelisch heimatlos, und da ihm der heilige Rausch großer Gefühlserlebnisse versagt blieb, machte er in zahllosen kritischen Augenblicken seine Einbildungskraft zum Refraktor seiner Empfindungen, um sich Erregungen und Leidenschaften vorzutäuschen.

Vornehmlich seine Stellung zu den Frauen war durch diese Veranlagung bestimmt. Es charakterisiert ihn, daß er sich als Sechzehnjähriger in Erlangen eine Mätresse aushielt, die es doch bloß für die Welt und dem Namen nach war, nur weil das „épater le bourgeois“ ihn stärker reizte als der wirkliche Besitz einer Geliebten. Als junger Libertin in Paris huldigte er nur den Sitten oder Unsitten seines Standes und Alters; wo er wirklich sein Herz sprechen zu hören meinte, war es immer nur aufreizender Widerstand oder eine äußere Schwierigkeit, die seine eingebildete Leidenschaft erweckte. Selbst seine erste Ehe beruhte nur auf Einbildung

und Selbstsuggestion, verstärkt durch eine Art optischer Täuschung, zu der ihn die ganze damalige Umgebung verleitete. Bei den Beziehungen zu Frau von Staël war es zunächst das magnetische Fluidum ihrer seltenen geistigen Persönlichkeit, das ihn in ihren Bann zog und dann in eine stärkere Gefühlsströmung hineinriß, als sie seinem eigenen Temperament entsprach. Daß er sich ihren Besitz zuerst ertrotzen mußte, war ihm vielleicht ursprünglich die einzige Ursache, ihn sich zu wünschen. Hier aber sah er sich, als der Rückschlag bei ihm eintrat, so stark mit allen Fasern einer ungewöhnlichen Intelligenzgemeinschaft festgehalten, daß das erstrebte Losreißen ein langwieriger und für ihn selbst und sein Gewissen unendlich peinvoller Prozeß werden sollte. Seine späteren Beziehungen zu anderen Frauen erhielten dadurch alle mehr oder weniger den Charakter einer Revolte gegen die beständigen Schuldforderungen, die von jener einen Seite an sein Herz gestellt wurden, und Charlotte hatte es hauptsächlich diesem ewigen Reaktionsbedürfnis zu danken, daß sie seiner zerfallenen Stimmung wie ein ersehnter Engel der Verheißung erschien. Was ihn vollends noch an der Grenze höherer Lebensalter dem Zauber Juliette Récamiers verfallen ließ, war nichts als der späte Exzeß einer Gehirnsinnlichkeit, bei der die Unfähigkeit wirklichen Aufflammens durch ein heftiges Phosphoreszieren ersetzt wurde; ein schmerzhaftes Seelenrheuma, das mit einer wirklichen Liebesleidenschaft nur die äußeren Symptome gemeinsam hatte.

Wie die meisten Phasen seines Liebeslebens entsprang auch seine oft beklagte Leidenschaft für das Hasardspiel nur einem emotionellen Trieb, nicht niedriger Gewinnsucht. Es war sein Verhängnis, daß man ihn

die nähere Bekanntschaft dieser gefährlichen Nervenreizung schon im unreifen Alter hatte machen und damit für sein ganzes Leben zum unüberwindlichen Hang hatte werden lassen. Zwar ließ er diesen Trieb weder jemals bis zu finanziellen Katastrophen ausarten, noch vergaß er sein Standesbewußtsein je so weit, um sich in die Gemeinschaft zweifelhafter Elemente zu begeben, aber der demoralisierende Hauch, den das gewohnheitsmäßige Glücksspiel keinem erläßt, blieb auch ihm nicht ganz erspart. Einige Jahre vor seinem Tode duldete er es, daß ihm das Ministerium Martignac eine größere Summe „zur Herstellung seiner geschwächten Gesundheit“ anwies, und noch unmittelbar nach der Julirevolution nahm er, den damals große Schulden drückten, von Louis-Philippes Regierung eine Dotation von zweihunderttausend Francs an, nachdem sie vom Ministerium aus eigenem Antrieb beschlossen worden war. „Sie haben,“ sagte ihm der König selbst, „für die Sache der Freiheit Opfer gebracht, die über Ihre Kräfte gingen. Das war unsere gemeinsame Angelegenheit, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen zu Hilfe zu kommen.“ Worauf Constant offen erwiderte: „Ich nehme es an, Sire, aber die Freiheit steht über der Dankbarkeit. Ich will unabhängig bleiben, und wenn Ihre Regierung Fehler begeht, werde ich der erste sein, der ihr Opposition macht.“ „So habe ich es natürlich gemeint,“ war die artige Antwort. In der Tat haben die letzten Monate bis zu Constants Tode gezeigt, daß er mit der Annahme der Dotation keine seiner politischen Überzeugungen geopfert hatte, und die scharfe Kritik, die manche seiner politischen Gegner, wie Guizot in seinen Memoiren und Royer-Collard an dem Vorgang übten, war nach dieser Seite

hin sicher nicht berechtigt. Gleichwohl darf man sich sagen, daß er als unabhängiger Charakter wohl gar nicht erst in die Lage gekommen wäre, eine solche — für unser Empfinden zum mindesten nicht einwandfreie — Zuwendung anzunehmen, wenn der Hang zum Glückspiel nicht zeitlebens diese Macht über ihn besessen hätte.

Daß er bei alledem gerade in Geldsachen gewissenhaft und frei von kleinlichem Eigennutz war, geht aus zahlreichen Einzelheiten seines Briefwechsels hervor. Es steht fest, daß er seiner ersten Frau bei der Trennung ein weitgehendes Entgegenkommen bewies; vor allem aber, daß er seinem Vater, dessen Verhältnisse im Alter durch Verluste und Prozesse zeitweise bedrängt waren, mit unerschütterlicher Geduld und Opferwilligkeit selbst die unberechtigtsten Ansprüche erfüllte und nach seinem Tode der Witwe wie den beiden Stiefgeschwistern verhältnismäßig erhebliche Jahreszuschüsse gewährte, wie er denn diese beiden auch zu seinen Leibeserben einsetzte. Mit Charlotte lebte er in Gütertrennung, und wenn auch der gemeinsame Hausstand in so manchem späteren Jahr von ihr fast allein bestritten worden sein dürfte, so war er doch stets darauf bedacht, daß von ihrem Vermögen nichts um seinetwillen angetastet wurde.

Eine zweifellose Verleumdung ist die auch von Sainte-Beuve verbreitete Behauptung, Benjamin Constant habe sich nach Frau von Staëls Tode deren Briefe an ihn von Albertine von Broglie um hunderttausend Francs abkaufen lassen. Diese Lüge wird schon dadurch widerlegt, daß sich Albertine erst nach Benjamins Tode Anfang 1831 an seinen Vetter Charles de Constant in Lausanne brieflich mit der Bitte wandte, ihr eine in seinem Besitz deponierte Kassette zu überlassen, die ver-

mutlich die Briefe Benjamins an ihre Mutter enthielte, und daß Charles de Constant dieser Bitte entsprochen hat. Die Herzogin von Broglie, die schon nach ihrer Mutter Tode alle Briefe Benjamins an diese schleunigst dem Feuertode überlieferte, ließ alsbald dem andern Teil der ihr offenbar sehr unbequemen Korrespondenz dasselbe Schicksal widerfahren. Constant hatte diesen wichtigsten Teil der Korrespondenz im Jahre 1811 seinen Verwandten anvertraut — es waren jene früher erwähnten versiegelten Briefpakete mit der Bezeichnung Σ — als er auf unbestimmte Zeit mit seiner Frau nach Deutschland übersiedelte. Nur einer der letzten Briefe Benjamins an Madame Récamier, der bald nach dem frühen Tode Augustes von Staël Anfang 1828 geschrieben wurde, deutet darauf hin, daß zwischen ihm und den Herzogspaar von Broglie noch eine Auseinandersetzung stattgefunden hat oder stattfinden sollte. Er forscht darin nach dem Verbleib eines Konvoluts, das er der Freundin gelegentlich zwölf Jahre früher zur Aufbewahrung anvertraut hatte: es hätten sich darin unter anderm Briefe ihrer gemeinsamen Freundin befunden, die niemand sonst sehen dürfte und die er jetzt nach Augustes Tode gebrauchte, um der Herzogin und ihrem Gatten einige Stellen zu zeigen. Allem Anscheine nach handelt es sich dabei um die nach 1811 noch gewechselten Briefe, von denen eine Anzahl sich auf die bei Albertinens Vermählung entstandene finanzielle Differenz bezog: dieser letzte und jedenfalls kleinste Teil der Korrespondenz hat sich dann im Nachlaß Charlottens von Constant erhalten und ist erst vor kurzem durch deren Urgroßnichte Baronin von Nolde, geborene von Marenholtz, an die Öffentlichkeit gegeben worden, er kann also

ebensowenig Gegenstand eines Schachergeschäfts gewesen sein, wie der eigentliche intime Briefwechsel aus den ganzen früheren Jahren, den Albertine von Broglie sich 1831 von Benjamins Vetter ausliefern ließ. Hätte dieser selbst ihr auch nur ein Anrecht darauf bei Lebzeiten gegen eine Abfindungssumme übertragen, so hätte der — im Wortlaut bekannte — Brief der Herzogin an Charles de Constant sich auf einen so wichtigen Rechtstitel ohne Zweifel berufen. Im übrigen scheinen sich die Beziehungen zwischen den beiden durch so nahe Bande des Blutes verknüpften Menschen nach Frau von Staëls Hinscheiden rasch gelockert zu haben: Constant kam wohl dann und wann noch in den Salon der Broglies, fühlte sich aber dort nach dem Zeugnis Barantes wenig heimisch, und die mit den Jahren stark zur Frömmelei neigende Albertine dürfte zu dieser Entfremdung selbst das Ihrige beigetragen haben.

Mit Charlotten hatte sich Benjamin Constant in den vorgerückten Jahren der Seßhaftigkeit allmählich eingelebt und in ihren mancherlei guten Herzens- und Charaktereigenschaften den Ersatz für das gefunden, was ihre etwas romantisch-schwärmerische und leicht ins Unpraktische fallende Natur ihn nach der geistigen Seite hin anfangs vermissen ließ. Er lernte es ertragen, daß sein Hausstand kein Muster an Ordnung war, daß er die geladenen Gäste abends oft allein empfangen mußte, weil seine Frau gewöhnlich erst mit ihrer Toilette halb fertig war, daß sie dann inmitten der Gesellschaft ein paar Stunden in eine Schachpartie vertieft sitzen konnte, ohne sich ihrer Hausfrauenpflichten zu erinnern. Sein philosophischer Humor zeigte sich solchen Situationen stets gewachsen. „Ich habe die Kerzen noch nicht anzünden

lassen, damit man nicht sieht, daß meine Frau noch nicht da ist," entschuldigte er sich einmal schnell gefaßt, als die ersten Gäste bei ihrem Erscheinen den Salon noch im Dunkel fanden; und ein anderes Mal, als Frau Charlotte noch länger als gewöhnlich ausblieb, meinte er: „Meine Frau besitzt eine wunderbare Geduld darin, andere auf sich warten zu lassen." Coulmann, der nächste Freund des Hauses in den letzten Jahren, erzählt von einem Morgen in Karlsruhe, wo man auf dem Wege von Baden-Baden nach Mainz übernacht geblieben war: auf acht Uhr war die Post bestellt, weil man bei späterer Abfahrt nicht mehr abends vor Torschluß in Mainz eintreffen konnte, um neun Uhr war Charlotte noch immer nicht sichtbar, und als Coulmann endlich selbst in ihr Zimmer drang, um zu höchster Eile zu mahnen, saß sie noch gemütsruhig im Frisiermantel am Putztisch, ganz in einen halb aufgeschnittenen Roman vertieft, den sie „zu interessant" fand, um sich loszureißen. Inzwischen saß ihr Gatte bereits seit einer Stunde im Reisemantel geduldig wartend im zugigen Flur des Hotels „zum Erbprinzen". Als Coulmann diese Ruhe unbegreiflich fand und ihn überdies darauf aufmerksam machte, daß er da an einem schlechten Platze sitze, meinte er lächelnd, ohne eine Spur von Verstimmung: „Nicht schlechter als anderswo, lieber Freund. . . . Le tout est de s'y faire".

In solchen Einzelzügen aus späterer Zeit offenbart sich eine sokratische Gelassenheit, die heitere, überlegene Grazie des geborenen Ironikers, die Constant in gewissem Grade schon in jungen Jahren besessen hatte. Ihm fehlte, es darf noch einmal gesagt sein, jede Spur von Kleinlichkeit, und so war er weder jemals nachtragend gegen andere, noch empfindlich für die mannig-

fachen Tücken des Objekts. Wie er für seine Person stets bedürfnislos und unverzärtelt blieb, ertrug er häufige Krankheitsanfälle, die Last ständiger Augenbeschwerden, sein langjähriges schmerzhaftes Beinleiden mit stoischer Geduld und ohne andere je mit übler Laune zu tyrannisieren. Wenige Menschen haben ein ähnlich unruhiges Wanderdasein geführt, wie er in seinen ersten fünfzig Jahren, von denen er einen guten Teil mit Einpacken und Auspacken, Aus- und Umzügen verbracht hat: er stöhnte wohl gelegentlich darüber, aber kaum jemals ließ er sich seine Bequemlichkeit oder die Unbilden der Jahreszeit zum Vorwand dienen, wenn die Rücksicht auf andere, auf seinen Vater etwa, auf Frau von Staël, auf Charlotte, auf die Verwandten oder Freunde ihn zwang, von neuem den Reisewagen zu besteigen. Er war freilich kein empfindsamer Reisender und hatte dies mit Frau von Staël gemein, daß ihm die Natur schlechterdings nichts zu sagen hatte. Nirgendwo in seinen Aufzeichnungen oder Briefen findet sich auch nur der flüchtigste Natureindruck fixiert; selbst in „Adolphe“ spielt — von einer kurzen Stelle am Schlusse abgesehen, wo eine mit sparsamen Worten skizzierte kahle Winterlandschaft als wirkungsvolles Stimmungsmoment benutzt wird — die Natur so wenig eine Rolle, als hätte Rousseau nie gelebt. Wenn Constant im Gegensatz zu seiner am ewigen Großstadt-Heimweh krankenden Freundin gleichwohl den Aufenthalt auf dem Lande liebte und zuzeiten sogar ersehnte, so war nicht Naturschwärmerei dabei im Spiele, nur das Bedürfnis nach Ruhe und Einsamkeit für seine Studien.

Daß seine oft bekundete Daseinsmüdigkeit und Lebensverachtung keine Pose war, konnte schon die Leich-

tigkeit erweisen, mit der er sein Leben jederzeit in die Schanze schlug, wenn er sich im Punkte der Ehre im geringsten verletzt glaubte. Vielleicht war es auch das ererbte Soldatenblut, dem die große Zahl seiner Duelle zuzuschreiben ist. Andrerseits konnte er auch, wenn es nottat und in seiner Macht stand, für das gefährdete Leben anderer mit Selbstlosigkeit und Hingebung eintreten und seinen Einfluß dafür aufbieten. Wie einst Voltaire für den unglücklichen Calas, trat er für die Sache des als Hochverräter verklagten Wilfried Regnault vor der Öffentlichkeit so nachdrücklich ein, daß er ihn damit vor dem sicheren Schafott bewahrte; ähnlich verwandte er sich für den in ein Komplott verwickelten jungen Roger, und als ein gewisser Caffé, dem er sich zu persönlichem Danke verpflichtet fühlte, durch einen politischen Prozeß mit dem Tode bedroht war, bot er freiwillig dem Ministerpräsidenten Villèle brieflich die Niederlegung seines Mandats und völlige Enthaltung von jeder ferneren politischen Tätigkeit an, wofern Caffé begnadigt würde.

Von solchen Beweisen vornehmer Denkart pflegten die Gegner, die so scheel über Constants Charakter urteilten, gewöhnlich nichts zu wissen oder wissen zu wollen. Was sie aber alle an ihm gelten ließen und lassen mußten, war seine ungewöhnliche publizistische Begabung, seine eminente Kunst, auch dem sprödesten Gegenstand durch den Facettenschliff seines Stils durchsichtige Klarheit zu geben. Alle seine Schriften, wie seine Reden, zeigen dieselbe Meisterschaft der Disposition und des logischen Aufbaus, dieselbe spielend leichte Beherrschung des Ausdrucks, dieselbe reiche Architektur des Satzbaus. „Rousseau, Frau von Staël und Benjamin Constant,"

schrieb Ludwig Börne 1822 in einem Aufsatz über die französische Sprache, „werden von keinem Deutschen übertroffen; aber sie sind geborene Schweizer, also mehr Deutsche als Franzosen, und die beiden letzteren waren lange in Deutschland und haben aus deutschen Büchern und im Umgang mit Deutschen deutschen Geist geschöpft. Die politischen Werke Benjamin Constants zeichnen sich vor denen der andern französischen Schriftsteller vorteilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutsche Geist in ihm ist, der ihm den höheren Rang verschafft. Es gibt viele liberale politische Schriftsteller in Paris, die mit Geist, mit Kraft sogar, mit Witz gewiß, schreiben. Sie treffen haarscharf, aber weil das Instrument, mit dem sie treffen, auch haarscharf ist, fehlen sie, sobald sie nur um eine Linie zu weit links oder zu weit rechts abreichen. . . . Benjamin Constant aber, weil er breiter aufschlägt, braucht nicht so haarscharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe sind nicht bloß für die Sache, die er eben verteidigt, sie sind für jeden Rechtsstreit zu gebrauchen, und sein Witz ist eine aushaltende Fackel."

Das Deutsche in Constant wäre wohl überhaupt einer besonderen Untersuchung wert, nicht nur das Deutsche in seinem Stil und in seinen philosophischen, ethischen und religiösen Ideen, auch die große Zahl seiner Urteile über das geistige Deutschland, die schon während des ersten Briefwechsels mit Frau von Charrière aus Braunschweig eine merkliche Erwärmung erfuhren und später bisweilen bis zur Schwärmerei gediehen. Daß er sich trotzdem jedesmal in Deutschland nach Frankreich und in Frankreich wieder nach Deutschland sehnte, entsprach der durchgehenden Spaltung seines Wesens, die

Börne einmal nicht unzutreffend mit den Worten charakterisiert, wenn er sagt: „Er hatte einen deutschen Kopf und ein französisches Herz.“ Diesen Einschlag von „Germanisme“ haben ihm denn auch die chauvinistisch oder klerikal gesinnten Beurteiler unter seinen französischen Landsleuten — als jüngster noch kürzlich Pierre Lasserre in seinem vielumstrittenen Buche über (richtiger: gegen) die französische Romantik — am wenigsten verzeihen können; uns Deutschen wird er dadurch nur näher gerückt. Ein Stück — und nicht das schlechteste — seines Wesens, seines äußeren wie seines geistigen Lebens wurzelt in Deutschland, dem er viel verdankte, und die sicherlich nicht vollendetste, aber wärmstempfundene Trauerklage über seinen Tod war eine „Nachtphantasie beim Tode Benjamin Constants“ in deutschen Strophen von Daniel Ehrenfried Stöber, dem elsässischen Dialektdichter und Sagenforscher und Vater der verdienstvollen Brüder Adolf und August, die das deutsche Elsaß zu seinen besten Söhnen zählt.

Ein edles und seltenes Material ward in Benjamin Constants Persönlichkeit von ungünstigen Schicksalsmächten an der harmonischen Entfaltung verhindert, und so blieb er letzten Endes eine am Leben leidende Halbnatur, ein legendarisches Beispiel für jenen Mann im Syrerland aus Rückerts Parabel, der „zwischen Tod und Leben am grünen Strauch der Welt muß schweben“, aber eben darum eine des Studierens werte und psychologisch ebenso differenzierte wie anziehende Persönlichkeit besonders für unsere Zeit, die sich der Heldenverehrung mehr und mehr entwöhnt hat und gerade dem irrenden, strauchelnden, mit sich selber kämpfenden Menschen das größte Maß von Anteilnahme zu schenken geneigt ist.

Im französischen Geistesleben wird man ihn auf die Entwicklungslinie zu stellen haben, die von Larochefoucould zu Anatole France führt, und so braucht es nicht zu verwundern, wenn gerade dieser feinste Geist des modernen Frankreich sich gelegentlich zu einer persönlichen Zuneigung für den Verfasser des „Adolphe“ bekennt. Er erzählt, daß dessen von Guérin gemaltes Porträt lange Jahre in seinem Arbeitszimmer gehangen habe. . . . „Ich hatte eine Schwäche für dieses große, schmale, blasse Gesicht, auf dem sich so viel Trauer und so viel Ironie ausprägte und dessen Züge mehr Feinheit besaßen, als die der meisten Menschen. Sein Gesichtsausdruck war weder einfach noch sonderlich klar. Es lag etwas durchaus Seltsames darin, etwas unendlich Vornehmes und unendlich Unglückliches, just so, wie es sich in Benjamin Constants ganzem Leben und Fühlen widerspiegelt.“ Und so hat auch dieser selbst noch kurz vor seinem Tode von sich geäußert: „Das eine ist gewiß, daß ich ohne ausgesprochen unglücklich gewesen zu sein, mehr Seelenqualen und mehr Todesangst in meinem Leben ausgestanden habe, als ein armer Sünder auf dem Rade; ebenso gewiß, daß ich diese Tortur verdient hatte, weil auch ich die Ursache großer Leiden gewesen war; daß ich mich vor Sehnsucht nach einem ruhigen und geregelten Leben hundertmal verzehrt und daß ich trotz alledem nie und nirgends den Frieden gefunden habe.“

Wer so von sich an seinem Lebensende spricht, hat Anspruch darauf, daß man ihm glaubt und den Gesamteindruck dieses vielfach zerrissenen Lebens in die versöhnenden Worte faßt: — siehe, ein Mensch!

Abbildungen

Quellen-Verzeichnis

Die folgende Bibliographie zählt alle für das vorliegende Buch verwerteten Quellen auf, zunächst die autobiographischen Fragmente und die Briefwechsel Constants, sodann seine literarischen und politischen Schriften, endlich alle übrigen in Frage kommenden Werke, die irgendwie auf sein Leben oder Schaffen Bezug haben, in sachlicher Anordnung d. h. möglichst annähernd in derjenigen Reihenfolge, die der Kapitelfolge des Buches entspricht.

Le Cahier Rouge de Benjamin Constant. Publié par L. Constant de Rebecque. Paris, Calmann-Lévy s. a. [1907].

Journal intime de Benjamin Constant et lettres à sa famille et à ses amis. Précédées d'une introduction par D. Melegari. Paris, Paul Ollendorff 1895.

Lettres de Benjamin Constant à sa famille. Publiés d'après les originaux par Jean-H. Menos. Paris, Albert Savine, 1888.

Lettres de Benjamin Constant à Madame Récamier (1807—1830). Publiées par l'auteur des Souvenirs de Mme. Récamier [Mme. Lenormant]. II[e] édition. Paris, 1882.

Lettres de Benjamin Constant à Prosper de Barante (1805—1830). Revue des deux mondes 1906, 15 juillet et 1[er] Auguste.

Lettres de Benjamin Constant à Hochet. Publiées par Georges de Lauris. La Revue, Paris 1904 (1[er] et 15 mai).

Constant, Benjamin. Briefe an Frau von Charrière (veröffentlicht teils im Anhang des Journal intime, teils von Sainte-Beuve [s. u.], teils von Philippe Godet [s. unten]).

—, Briefe an Charles de Villers, s. Isler.

—, Briefe an Claude Fauriel, s. Glachant.

—, Briefe an Karl August Böttiger, s. Baldensperger.

—, Briefe an J. J. Coulmann, s. Coulmann.

—, Briefe an Ludwig Ferdinand und Therese Huber (ungedruckt, im Besitz von Professor Ludwig Geiger, Berlin).

Constant, Benjamin. Adolphe. Londres 1816. — Paris 1817. — Paris 1824 (avec préface de l'auteur). — Spätere Neuausgaben von Sainte-

Beuve (Paris 1867), A. Pons (Paris 1879), Lescure (Paris 1878), Paul Bourget (Paris 1879), Anatole France (Paris, Lemerre 1889). — Deutsche Bearbeitung von Josef Ettlinger, Halle a. S., Otto Hendel, o. J. [1898].

Constant, Benjamin. Cours de politique constitutionelle. 4 vols. Paris 1816—20. — Nouvelle édition augmentée par E. Laboulaye, Paris 1861, IIe édition 1872.

Constant, Benjamin. Oeuvres politiques. Avec introduction, notes et index par Charles Louandre. Paris 1874.

Constant, Benjamin. Discours prononcés à la chambre des députés. 2 vols. Paris 1828.

Constant, Benjamin. Wallstein, tragédie en 5 actes et en vers, précédée de quelques reflexions sur le théâtre allemand et suivie de notes historiques. Paris et Genève 1809, chez J. J. Paschoud.

Constant, Benjamin. Le Siège de Soissons. Epopée antinapoléonienne. Interprétée et publiée pour la première fois par Victor Waille. Poligny 1892 (Manuskript im Besitze der Société d'agriculture, sciences et arts in Poligny, letztem Wohnsitz von Constants Stiefbruder Charles, wo es der Herausgeber entdeckte.)

Constant, Benjamin. Mémoires sur les Cent-Jours. 2 t. I et II. Paris 1820—22.

Constant, Benjamin. De la religion, considérée dans sa source, ses formes et ses développements. 5 vols. Paris 1824—31.

Constant, Benjamin. Mélanges de littérature et de politique. Paris 1829.

Constant, Benjamin. Reflexions sur la Tragédie. A l'occasion d'une tragédie allemande de M. Robert intitulée „Du Pouvoir des Préjugés." Revue de Paris 1829. t. VII.

Constant, Benjamin. Souvenirs historiques. Revue de Paris 1830. t. XI et XVI.

Constant, Benjamin. Du polythéisme romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion chrétienne. 2 t. Paris 1833.

Achard, Lucie. Rosalie de Constant, sa famille et ses amis. Paris et Genève, 1901—02. 2 vols.

Burnier, Charles. La Vie Vaudoise et la révolution. Lausanne 1902.

La Roche, Sophie von. Erinnerungen an meine dritte Schweizerreise. Offenbach 1793.

Godet, Philippe. Madame de Charrière et ses amis. D'après de nombreux documents inédits (1740—1805). Genève, A. Jullien 1906. 2 vols. gr. 8⁰.

Mérode, Comte de. Souvenirs. Paris 1864. (Über den braunschweiger Hof Ende des 18. Jahrhunderts.)

Sayous, A. Le XVIIIe Siècle à l'Etranger. Paris 1861. T. II.

Huber, Ludwig Ferdinand. Sämtliche Werke. Tübingen 1806.

Geiger, Ludwig. Therese Huber. Ein Frauenleben in Briefen. Stuttgart, J. G. Cotta, 1901.

Sainte-Beuve, C.-A. Portraits littéraires, T. III. Nouvelle édition, Paris 1864 (Benjamin Constant et Mme. de Charrière.)

Rudler, Gustave. Un Portrait littéraire de Sainte-Beuve. Revue d'Histoire littéraire de la France, 1905.

Sainte-Beuve. Portraits de femme. Nouvelle édition, Paris 1876 (Mme. de Staël. — Mme. de Charrière.)

Sainte-Beuve, Critiques et portraits littéraires. T. III. Paris 1836 (Mme. de Staël.)

Blennerhassett, Lady Charlotte. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Berlin 1888, Gebrüder Paetel. 3 Bände.

Ritter, Eugène. Notes sur Madame de Staël, ses ancêtres et sa famille, sa vie et sa correspondance. Genève, H. Georg, 1899.

Staël, Madame de. Lettres inédites à Henri Meister. Paris 1903.

Sorel, Albert. Madame de Staël (= Les Grands Ecrivains de la France), 4me éd. Paris, Hachette, 1907.

Gautier, Paul. Madame de Staël et Napoléon. Paris, Nourrit & Cie. 1903.

Kant, Immanuel. Kleine anthropologisch-praktische Schriften (= VII. Teil der sämtlichen Werke, herausg. v. Rosenkranz und Schubert, Leipzig 1838. No. XIII: „Über ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen.“ (Gegen B. Constant.)

Mallet du Pan. Correspondance inédite avec la cour de Vienne. Paris 1884. 2 vols.

Herriot, Edouard. Un ouvrage inédit de Mme. de Staël [Les fragments d'écrits politiques.] Paris 1904.

Staël, Madame de. Dix années de l'exil. Edition nouvelle par Paul Gautier. Paris, Nourrit, 1904.

Geiger, Ludwig. Aus Alt-Weimar. Berlin 1897.

Geiger, Ludwig. Weimarana. Zeitschrift f. vergl. Lit.-Geschichte, Neue Folge Bd. XI. Berlin 1897.

Robinson, Henry Crabb. Ein Engländer über deutsches Geistesleben. Herausgegeben von Karl Eitner. Weimar 1871.

[Lenormant, Mme. de.] Coppet et Weimar. Paris 1862.

Oehlenschläger, Adam. Meine Lebenserinnerungen. Leipzig 1850, Band 2.

Meyer, Erich. Benjamin Constants „Wallstein“. Ein Beitrag zur Geschichte der Wechselbeziehungen der deutschen und französischen Literatur. Wissenschaftliche Beigabe zum Jahresbericht des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums. Weimar 1898. 17 S. 4°.

Kilian, Eugen. Der einteilige Theater-Wallenstein. Berlin 1901 (Anhang S. 96—100: die französische Wallensteinbearbeitung von Benjamin Constant.)

Roederer, Pierre Louis. Oeuvres complètes. Paris 1854. t. III. (S. 546 f.: Napoleon über „Wallstein“.)

Staël-Holstein, Madame de. De l'Allemagne. IIe partie. Londres, John Murray 1813.

(Deutsch von Robert Habs-Randau, Leipzig, Ph. Reclam jun.)

Walzel, Oscar F. Frau von Staëls Buch „De l'Allemagne“ und W. Schlegel. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Festgabe f. Richard Heinzel). Weimar, E. Felber 1898.

Boigne, Comtesse de. Mémoires. (Récits d'une tante.) 4 vols. Paris 1907/08. (Bd. I, Kap. 14 enthält eine Reihe anekdotischer, zum Teil wenig verläßlicher Mitteilungen über die Beziehungen zwischen Benjamin Constant und Frau von Staël.)

Nolde, E. de. Madame de Staël to Benjamin Constant. Unpublished letters. Together with other Mementos from the papers left by Mme. Charlotte de Constant. Edited by Mme. de Constants great-granddaughter Baroness Elisabeth de Nolde. Translated by the French by Charlotte Harwood. New-York u. London, G. P. Putnam's Sons, 1907.

Strodtmann, Adolf. Dichterprofile. Stuttgart 1879, Bd. 2. (Frau von Staël u. Benjamin Constant.)

Sismondi, J. C. L. de. Fragment de son journal et correspondance. Paris 1852.

Sismondi, J. C. L. de. Lettres inédites à Mme. d'Albany. Paris 1863.

Planche, Gustave. Poètes et romanciers modernes de la France: Benjamin Constant. [„Adolphe“.] Revue des deux mondes 1834 (1er août).

Brandes, Georg. Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Deutsch von Adolf Strodtmann. Bd. I: Die Emigrantenliteratur. 8. Auflage. Berlin-Charlottenburg 1900.

Groß, Ferdinand. Goethes Werther in Frankreich. Eine Studie. Leipzig, W. Friedrich o. J. [1888].

Baldensperger, Fernand. Goethe en France. Paris, Hachette 1904.

Godet, Philippe. Histoire littéraire de la Suisse française. Paris 1890.

Betz, Louis P. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening, 1902. (S. 214—34: Benjamin Constants „Adolphe“, ein westschweizerischer Werther-Roman.)

Lasserre, Pierre. Le romantisme française. Essai sur la révolution dans les sentiments et dans les idées au XIX e siècle. Paris, Société du Mercure de France, 1907. (II me partie, chap. 2—4).

Seillière, Ernest. Die romantische Krankheit. (Fourier-Beyle-Stendhal.) Bd. IV. Autoris. Übersetzung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Berlin, H. Barsdorf 1907.

Isler, M. Aus dem Nachlasse von Charles de Villers (Briefe von Benjamin Constant, Görres, Goethe u. a. m.). Hamburg 1879.

Wittmer, Louis. Charles de Villers (1765—1814). Un intermédiaire entre la France et l'Allemagne et un précurseur de Mme. de Staël. Paris (Hachette) et Genève (Georg & Cie.), 1908.

Herriot, Edouard. Madame Récamier et ses amis. D'après de nombreux documents inédits. Paris 1904.

Ettlinger, Josef. Madame Récamier. Leipzig 1906, Friedrich Rothbarth G. m. b. H.

Eynard, Charles. Vie de Madame de Krudener. 2 vols. Paris 1849.

Broglie, Souvenirs du feu Duc de (1785—1870). Paris, Calmann-Lévy, 1886. t. I/II.

Chateaubriand, François René de. Mémoires d'Outre-Tombe. Paris 1849/50. t. VIII.

Barante, Prosper de. Souvenirs. 4 vols. Paris 1892. (Im besonderen Bd. II, 302 ff.)

Vaulabelle, A. de. Histoire des deux Restaurations. 10 vols. Paris 1874.

Lacretelle, Charles. Histoire de la France depuis la Restauration. 4 vols. Paris 1829.

Varnhagen von Ense. Biographische Porträts. Leipzig 1871.

Stendhal, Correspondance. Publiée par Adolphe Paupe et P.-A. Chéramy. Paris 1908. t. IIme (In den Briefen von 1817—29 wird Benjamin Constant öfters erwähnt.)

Lauris, Georges de. Benjamin Constant et les idées libérales. Paris 1904.

Sainte-Beuve. Benjamin Constant. Son Cours de Politique constitutionelle publié par M. Laboulaye. Nouveaux Lundis, t. I. Paris 1870.

Elvers, Rudolf. Victor Aimé Huber. Sein Werden und Wirken. Bremen 1872.

Coulmann, J. J. Réminiscences. 3 vols. Paris, Michel Lévy 1862—69. (Im 3. Bande befinden sich u. a. ein Abschnitt „Mémoires inédits de Benjamin Constant" über die politische Situation von 1795, die dieser Coulmann 1828 diktiert hat, und einige fünfzig Briefe Constants an Coulmann.)

Sainte-Beuve. Reminiscences de M. Coulmann. Nouveaux lundis, t. IX. Paris 1870.

Vigny, Alfred de. Journal d'un poète. Paris 1867.

Börne, Ludwig. Schilderungen aus Paris (1822—23). Gesammelte Schriften, Wien 1868. Bd. 3. — Briefe aus Paris (1830—33). Ges. Schriften, Wien 1868. Bd. 8.

Stöber, Daniel Ehrenfried. Gedichte und kleine Prosaschriften. Straßburg 1835. 3 Bde. (Band 3 enthält das S. 309 erwähnte Gedicht auf Constants Tod.)

Loménie, Louis de. [Un Homme de rien.] Galérie des contemporains illustres. t. VIII. Paris 1845.

Sainte-Beuve. Portraits Contemporains t. V. Paris 1871. (Un dernier mot sur Benjamin Constant.) Zuerst in der Revue des deux Mondes vom 1. Nov. 1845 erschienen.

Pons, A. Sainte-Beuve et ses inconnues. Paris 1879.

Cormenin, Louis de. [Timon.] Le livre des Orateurs. Paris.

Pontmartin, A. Souvenirs d'un vieux critique. IIIe série. Paris 1883.

Bourget, Paul. Benjamin Constant. (Le Livre du Cen-

tennaire des Débats). Paris, Plon 1887.

Faguet, Emile. Politiques et Moralistes du XIX me siècle. t. Ier Paris, Lecène, Dudin und Cie. 1891.

France, Anatole. La Vie littéraire, t. Ier Paris 1901. (p. 59 et suiv. „Le Journal de Benjamin Constant").

Doumic, René. Benjamin Constant d'après son Journal intime. Revue des deux Mondes 1895 (15 janvier).

[Loeve-Veimars]. Lettres sur les hommes d'état de la France. Revue des deux Mondes, 1833 (1er février).

Biographie Universelle ancienne et moderne, sous la direction de M. Michaud. Paris 1852. Article: Benjamin Constant de Rebecque, par M-d-e (Antoine Madrolle).

Nouvelle Biographie Générale. Paris, Firmin Didot frères. 1855. t. XI. Article: Benjamin Constant de Rebecque.

Nachtrag.

(während des Druckes erschienen:)

Rudler. Gustave. La Jeunesse de Benjamin Constant (1767—1794). D'après de nombreux documents inédits. Paris, Armand Colin, 1909, 544 p.

Rudler, Gustave. Bibliographie critique des œuvres de Benjamin Constant. Paris, Armand Colin 1909.

Namen-Verzeichnis

Buchdruckerei Roitzsch. Albert Schulze Roitzsch.